

Klasse im Kampf

hröder

Magazin

B
328
Schrö
1

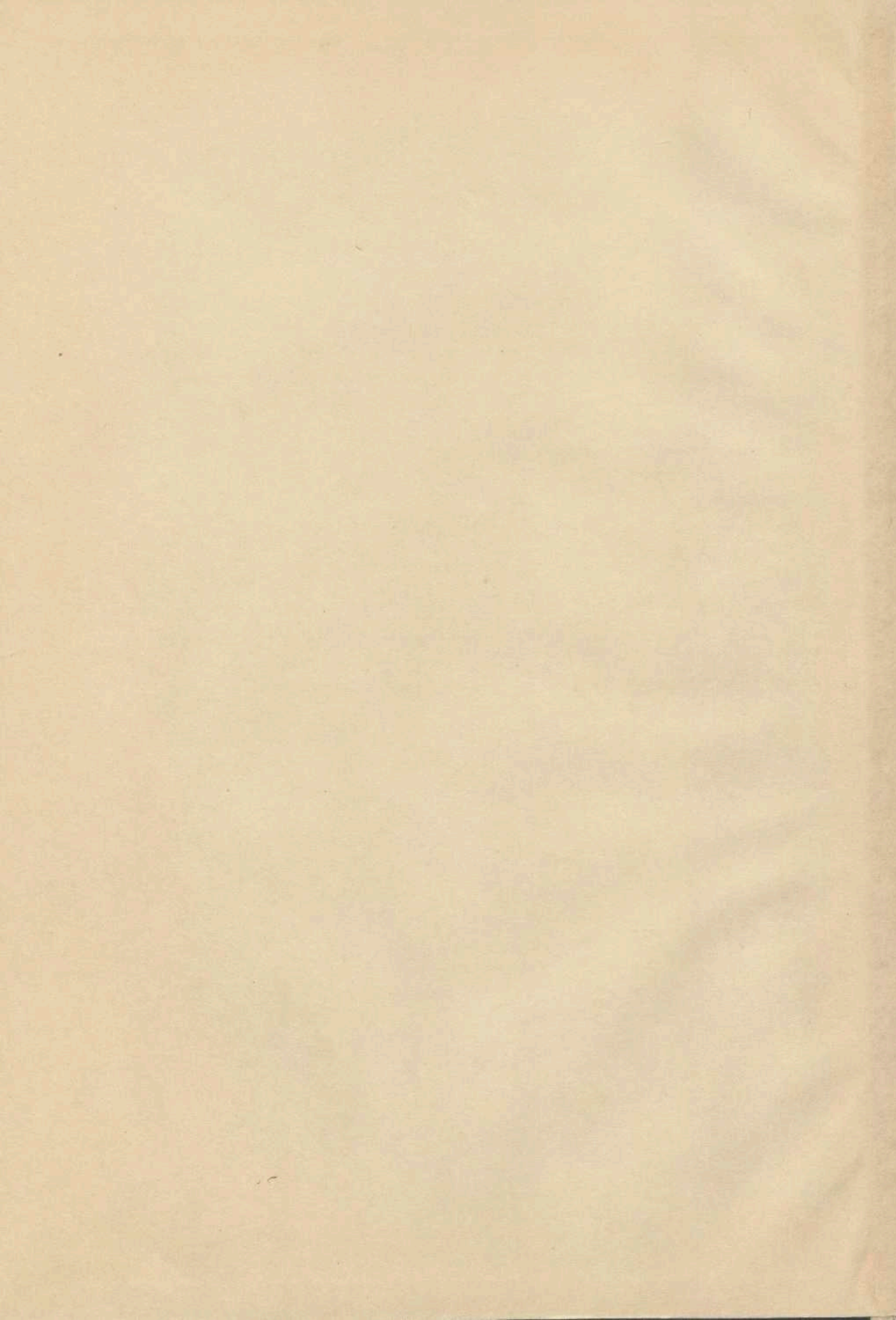
Nicht
entleihbar

Klasse im Kampf

~~13,53~~

~~179~~

3



Ein Wort zuvor

Nichts ist bitterer als Uneinigkeit im Angesicht schwerster Kämpfe. Nichts ist tröstlicher als die Zuversicht der Jugend auf kommende Einigkeit.

So widme ich dies Buch dem unbekanntem **Jugendgenossen Helmut**

Ich widme es seinem Willen zur Tat und in ihm und mit ihm der ganzen Jugend der

Arbeiterklasse; ihr ein wenig zu helfen bei der schweren und schönen Aufgabe.

Karl Schröder

Karl Schröder

Copyright 1932 by Büchergilde Gutenberg, Berlin

Satz und Druck: Buchdruckwerkstätte GmbH., Berlin

Holzschnitt von O. R. Schatz, Wien

Klasse im Kampf

Büchergilde Gutenberg

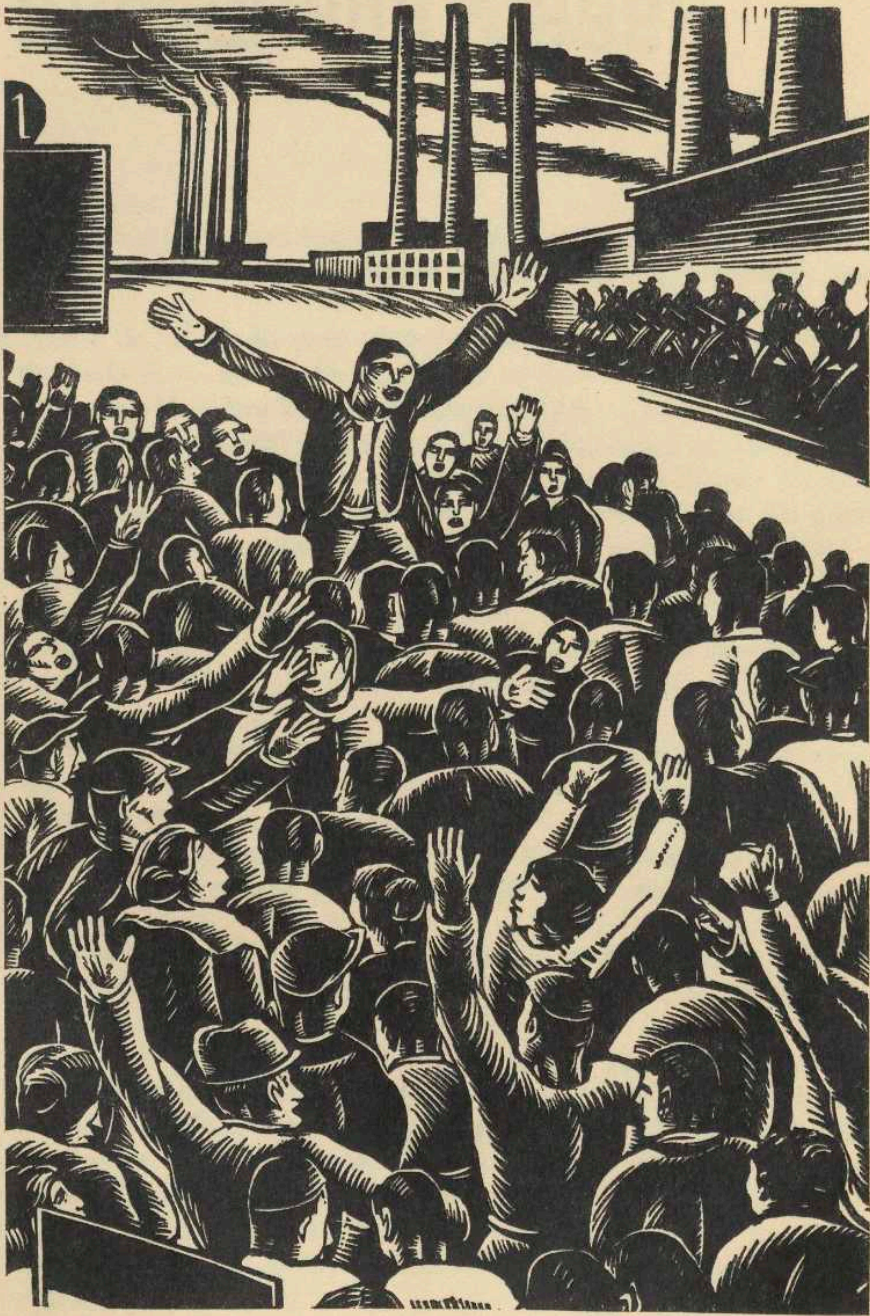
Berlin 1932

B 328 Schrö 1

Nicht verleihbar

Ratsbibliothek
Fachabt. der Berliner Stadtbibliothek

Stb: 803 0



Gespaltene Klasse

Vor wenigen Minuten hat sich Uprecht, der heute den Vorsitz in der Versammlung führt, zu seinem Kollegen Riebe herübergebeugt und gesagt:

„Siehst du — das ist doch einigermaßen gegangen. Mit etwas — na du weißt ja — und Ruhe ist alles zu machen. Gott sei Dank — ich glaube, die Menschen kriegen allmählich wieder Vernunft. Ist auch Zeit, endlich kann man mal wieder ein paar Tage in Frieden schlafen.“

Das hat er in seiner breiten Art gesagt, den kräftigen Körper wiegend, einen hellen Schein auf dem derben roten Seemannsgesicht, das durch die große Hakennase und buschige Brauen seine eigene Note erhält.

Gustav Riebe drückte nur beide Augen zu, zog den Kopf ein wenig in die Schultern. Und Uprecht fügte hinzu:

„Mensch! Kannst du denn niemals zufrieden sein? Noch zehn Minuten, dann haben wir's geschafft. Wir können nachher noch einen nehmen. Wir haben's verdient.“

Auch darauf hat Riebe nichts erwidert, nur mit den Fingern geschnippt, einen raschen schiefen Blick über die tausend Menschen unten im Saal geworfen. Er hat etwas beobachtet ...

Gustav Riebe ist Sieger geblieben. Knapp fünf Minuten sind vergangen, und schon ist aus dem Tal der Ruhe das Tal der tausend Dämpfe geworden.

„Da hast du deine Vernunft! Lehr du mich Menschen kennen! ... Immer verrückter wird die Gesellschaft ... aber ... warten wir ab ...“

Riebe zischt es Uprecht zu, ohne den Kopf zu wenden, mit kaum bemerkbarer Lippenbewegung, so aus dem linken Mundwinkel heraus. Sein starker Hals, der über den Kragen preßt, läuft rot an. Unruhig hasten die Augen umher, aber man kann nicht sagen, wohin sie sich eigentlich richten. Plötzlich ergreift er, ohne Uprecht zu fragen, die Glocke, schwingt sie mit heftigen, zuckenden Bewegungen. Er erreicht nichts. Sein Gesicht überläuft ein ironisches Lächeln, als ob er sich über sich selbst lustig macht.

Auch Uprecht wird lebendig, er hat bis jetzt ein wenig verblüfft auf den Ausbruch da unten gehorcht, als hätte er keine Beziehung zu ihm. Mit einem Ruck springt er auf — der Stuhl fliegt rückwärts zu Boden — massiv, breitbeinig steht er da, wie auf der Kommandobrücke. Die dröhnende Stimme erfüllt den Raum:

„Ru . . . he —! Ich erkläre die heutige Versammlung für geschlossen. Das Weitere wird euch die Presse mitteilen!“

Sekundenlang hat es den Anschein, als ob die Ruhe zurückkehrt, Atem geholt werden muß. Aber gleich darauf schwirrt es heran wie eine Wolke befiederter Pfeile:

„Der Teufel soll euch Bonzen holen! Strolche! Jetzt wollen sie wieder abwürgen! Weil sie betrügen wollen! Immer dasselbe Theater! Maulaufreißen und dann nichts tun. Dumme fangen, die euch die Groschen in den Rachen schmeißen, und ihr macht Fettlebe. Was?! Das könnt euch so passen! Warum laßt ihr Raskopp nicht reden?! Der Teufel soll euch holen! . . .“

„Seid ihr verrückt geworden?! . . .“

Uprecht donnert es in den Saal. Riebe stößt ihn in die Seite: „Fängst du noch mal von vorne an?! Schluß — und damit basta. Hör auf!! Oder glaubst du . . .“

„Ach was — hör auf — Fällt mir nicht ein. Jetzt gerade werde ich anfangen . . .“

„Dussel!“

Riebe quetscht das Wort undeutlich durch die Zähne; wischt mit dem Taschentuch den Schweiß unter dem Kragen.

Uprecht hört nicht, was er sagt, er wehrt ihn mechanisch ab. Seine Stoßkraft ist in den Saal gerichtet. Aber er dringt nicht mehr durch.

Dort hat ein Mahlstrom Floßholz gepackt, wirbelt es rund herum in rasendem Tanz. Naturgewalten sind in Bewegung. Tausend Menschen rückgekehrt in den Urzustand. Zweitausend Augen beginnen zu phosphoreszieren wie Raubtieraugen. Zweitausend Arme, zweitausend Hände beginnen zu zucken, spreizen sich, ballen sich, werden zu steinernen Keulen, zu spitzigen, hornharten Klauen. Tausend Mäuler knirschen, pressen die Kiefer, fletschen die Zähne, schreien, drängen, gestikulieren. Hektische Röte färbt die verzerrten Gesichter.

„Der Teufel hol die Bonzen!“

Immer von neuem wühlt sich der Schrei aus der hitzigen Atmosphäre, wie wenn ein Ventil geöffnet ist, ein einzelner schriller Ton das dumpfe Stampfen durchschneidet.

„Der Teufel hol die Bonzen!“ Ein Schrei ist das, gemischt aus Fanfarenstößen und Kettenklirren, ein Schrei, zusammenklingend aus Sehnsucht, Wut und enttäuschem Glauben.

Tausend Männer — und tausend mal tausend hinter ihnen — hatten geglaubt, nach den Schrecken des großen Krieges den Gipfel des Berges erklimmen zu können, von dem der entzückte Blick in endlos glückliche Weiten schweift. Tausend mal tausend müssen sehen, wie Blöcke donnernd niederrollen, die vordersten Reihen zerschmettern, die anderen zwingen, den geraden Weg zu verlassen, zu ducken, in Höhlen zu flüchten, hinter steinernen Wänden Deckung zu suchen. Wohin geht der Weg? Das Ziel ist verdunkelt; aus nebliger Ferne zuckt zuweilen ein roter Strahl, irrt durch die Nacht, verschwindet . . .

„Der Teufel hol die Bonzen! Wir sind verraten, verkauft! Immer schon haben sie uns verraten. Sie werden uns wieder verraten. Runter mit dieser Gesellschaft! Wir brauchen euch nicht!“

Das ist nicht mehr normale Erregung. Raserei ist das. Tausend und tausend mal tausend fingen sekundenlang in wachen Augen den Strahl aus dem Dunkel. Jetzt aber wissen sie nicht: War er leuchtende Hoffnung nahenden Morgens? War er Bote blutroten Abends und düster folgender Nacht?

Unaufhörlich wie Schlangenglieder verschlingen sich Glaube und Zweifel. Georg Uprecht steht immer noch da — breitbeinig — Mann im Sturm. Neben ihm, massig, mit bösem Gesicht, Gustav Riebe. Unruhig flitzen die kleinen, zwischen Wülsten sich duckenden Augen.

„Lehr du mich Menschen kennen, Uprecht, du bist zu gutmütig, machst dich zum Narren dieser Moskauer Knechte. Denen muß man anders kommen. Die Zähne zeigen! Die Knute! Raus aus'm Verband! Höchste Zeit. Sonst schlagen sie alles kaput . . .“

Uprecht denkt in anderer Richtung. Er kennt das doch auch. Zehn Jahre sind es her — da hat er in Kiel und zuletzt in Stettin auch unten im Saal gegessen — mächtig geschimpft — und er kann etwas leisten — man muß das alles verstehen. Am Ende läßt sich kein Mensch freiwillig die Butter vom Brot wegkratzen. Die Kommunisten? Mein Gott — in Berlin übertreiben sie alles ein bißchen. Er hat sie genügend kennengelernt. In allem haben sie auch nicht unrecht. Er, Georg Uprecht, war USP. Gleich nach dem Krieg hat er öfter geschwankt, hat gedacht, er ist eigentlich auch Kommunist. Er hat Vernunft angenommen, na ja. Man kann eben nicht mit dem Kopf durch die Wand. Schließlich wachsen auch denen die Bäume nicht in den Himmel. Wie haben sie

früher geredet! Jetzt sind sie schon brav im Parlament und in der Kommune, werden noch mehr zulernen. Es ist schon so — hier in Berlin übertreiben sie alles. Auch Gustav Riebe. Wie kann man so giftig sein! Die Menschen sind manchmal große Kinder, mit vernünftigem Zureden läßt sich so manches deichseln . . .

Trotzdem — das heute — er versteht es nicht recht. — Wozu auf einmal der Skandal? Hätt' er doch besser getan, den Vorsitz nicht anzunehmen? Er kennt die Verhältnisse nicht so genau . . . Ach was! . . . Bis jetzt ist alles gut gegangen. Ein bißchen Gemecker natürlich — ohne das geht's eben nicht! — Daß die KPdisten partout die Forderungen übertrumpfen wollen — nanu — auch das kennt man schon. Jeder vernünftige Mensch weiß schließlich, was möglich und was nicht zu machen ist. Was soll auch noch mehr gemacht werden? Heute ist der 20. Mai. Vor drei Wochen haben die Gewerkschaften den Rahmentarif gekündigt. Wenn nicht alles täuscht, werden die Herren vom VBMI wohl oder übel nachgeben müssen. Gewiß, mit Verkürzung der Arbeitszeit und Urlaubsverlängerung wird's noch eine Weile dauern, aber Überstundenbezahlung und so — daran werden sie glauben müssen. Also was? In vier Wochen ist es so weit. Wozu die ganze Aufregung?! Wegen der blödsinnigen Resolution gegen die Nazis? Darüber kann man doch hier nicht abstimmen! Manchmal sind die Menschen wirklich verrückt. Wer ist das nur, dieser Raskopp? . . . Ob Riebe recht hat? . . . Uprecht wirft einen raschen, den ganzen Menschen auf einmal fangenden Blick auf seinen Kollegen, wendet sich gleich wieder weg. Nein, Riebe ist giftig, der ärgert sich über alles. Und mehr als nötig. Noch einmal schleudert Uprecht — Ruhe fordernd — die Worte hinunter wie dicke Brocken.

Ohne Erfolg.

„Der Teufel hol die Bonzen! Wir werden euch schon noch leuchten! Feige Bande! Raskopp soll sprechen!“

Immer wieder dringt es durch. Wie spitze Töne auf dumpfer Grundmelodie. Wilde Diskussionen haben begonnen von Mann zu Mann.

Anders sah es aus — noch vor zehn Minuten. Da standen sie schon an den Tischen; mehr der Saaltür, nur halb nach der Bühne zugekehrt; unruhig, wegzukommen. Schließlich geht es auf Mitternacht. — Eine Stunde die Heimfahrt und früh wieder raus . . .

Vielleicht war der Schlußantrag verkehrt, den Riebe hat einbringen lassen? Aber was hilft das jetzt. Uprecht sieht einen Augenblick schweigend mit gepreßten Kiefern in den tobenden Saal.

In der linken Ecke hat's angefangen. Auch jetzt geht es dort am tollsten zu.

„Idioten seid ihr! — Laßt euch einseifen. 'ne Hammelherde seid ihr. Könnt ihr denn nicht begreifen oder seid ihr wirklich zu dußlig? Macht weiter so — ihr werd't schon sehen . . . Kamele!“

Das schreit Fritze Brandt; Fritze Brandt, der vor kurzem ein Auge verlor — ein Metallsplitter hat's geschafft.

Früher war er ruhig und schweigsam; seit dem Unfall ist er mager geworden und heftig. Die Backenknochen stehen spitz heraus, die Haut darüber ist schmutzigrot. Unheimlich starrt das gläserne Auge.

Max Arnold, der Alte, will ihm zureden. Der hat die Ruhe weg. Von dem erzählen sie lachend, er hätte, als ihn der Hufschlag eines Pferdes zu Boden warf, im Aufstehen ruhig gesagt: „Ich glaube, det war 'n Irrtum!“

„Mach halbweg, Fritz, wenn wir auch nicht studiert haben, deswegen sind wir nicht grade Kamele . . .“

Brandt aber grobt ihn an:

„Kamele?! Jawoll. Kamele! Wenn ihr immer so weiter macht. Ihr wollt euch wegen Moskau aufpusten? Was ist denn anders bei uns — wie? Panzerkreuzer — Hä? Geht hin und pennt euch bei euren Weibern aus, ich hab' jetzt genug, ich . . .“

Arnold will erwidern, aber der Lärm ist zu groß. Keiner versteht den andern. Ein rasendes Durcheinander, ein wüstes Motorengeknatter. „Halt's Maul, du Strolch, sonst kriegst du eins in die Fresse! — Ruhe! Ruu—he!! — Hör auf! — ‚Aufhängen muß man euch alle miteinander! — Für die ist der Strick zu schade! — Verbrecher!‘ — ‚Wie lange bist du eigentlich in der Bewegung, du Rotznase du!‘ ‚Hast du 'ne Ahnung — Spitzel sind das — gekauft! Ihr seid gekauft!‘ ‚Was sagt der Hund?! — Den müßt man doch gleich vierkantig‘ — — Schluß!! Ru—he! — ‚Du bist gerade der richtige, auf dich haben wir noch gewartet . . .“ Die letzten Worte schreit Ernst Brinkmann Waldemar Jaffke zu . . .

Ernst Brinkmann gilt als scharfer Linker. Seit mehr als zwanzig Jahren steht er in der Bewegung. Ein großer, breitschultriger Kerl. Trotz seiner mehr als vierzig Jahre noch nicht verbraucht, nur das blonde Haar ist dünn geworden, die Bewegungen etwas müde. Er hat seinen Mann gestanden im Krieg, im großen Februarstreik des Jahres 18! War Mitglied im Spartakusbund, erst nach dem Aufstand in Mitteldeutschland ist er zurückgekehrt in die alte Partei. Aber in der Partei ist er weniger tätig. Er fühlt sich nur wohl im Betrieb. Diskussion von Mann zu Mann.

Auge in Auge, das liegt ihm. Das große Reden nach draußen — sollen das andere machen. Jeder dahin, wohin er gehört. Wenn andere hundertmal sagen, er soll sich um einen Posten bewerben — er kann es nicht, er will es auch nicht! Der Betrieb ist sein Feld. Er ist noch immer durchgekommen — es wird auch weitergehen.

Heute hat er eigentlich gar nicht kommen wollen. Noch nicht so wichtig. Das fängt erst an. Gewiß, er hat Sorge, man wird wieder abzubremsten versuchen — aber noch ist es nicht so weit —, man muß eben vorbereiten. Nicht eher schreien als nötig. Aber das ist das Schlimme mit der KPD. Er, Ernst Brinkmann, hätte gar nichts dagegen, eine Resolution anzunehmen gegen Faschismus und Nazis — die Gesellschaft ist schlimmer, als es scheint. Deren legales Getue ist sicher Schwindel. Aber ist dies Geschrei notwendig? Uprecht ist ganz vernünftig — und Riebe trotz allem noch ehrlicher Proletarier. Schließlich kann doch nicht jeder tun, was er will. Aber das ist es eben: die wollen bloß stundenlang reden, alles durcheinanderwischen. Das kann sich niemand gefallen lassen. Sie selber lassen es sich am wenigsten gefallen. Da sind die Rollkommandos gleich bei der Hand. Wenn es aber so weiter geht, dann ist die Spaltung da, ehe man sich's versieht. Verflucht noch mal! — wieder 'ne Spaltung! — wieder schwächer! — Dann soll man gegen die Nazis? . . . Und jetzt kommt dieser Jaffke, dieser Schnösel . . . er, Ernst Brinkmann, traut ihm nicht über den Weg. Wer weiß, wo der seine Informationen bezieht — und dieser Vogel kräht eben: „Schmeißt diesen verdammten Bonzen die Bücher vor die Füße! Reißt sie in Fetzen! Raus aus diesem Sozialfaschistenverband!“

Bis jetzt war Ernst Brinkmann ruhig, dies aber bringt ihn hoch. Am liebsten würde er sich den Bruder langen; eine anständige Wucht, die täte not. Aber 's hat keinen Zweck, bloß sagen muß man solchen Burschen, was nötig ist.

Brinkmann kommt nicht zu vielen Worten. Der Lärm wird stärker statt schwächer. Man hört Uprecht irgend etwas von der Bühne herunterbrüllen. — Riebe ist aufgestanden, dreht der Versammlung den Rücken zu. Im Saal aber scheint niemand gehen zu wollen.

Einer ist auf den Tisch gestiegen, beginnt zu reden. Da in der Ecke, wo die KPdisten zu sitzen pflegen. Die Halben und die Ganzen. Das muß Raskopp sein. Den haben sie sich geholt. Brinkmann wirft einen prüfenden Blick hinüber:

„Sieht auch nicht so aus, als stürzt er die Welt.“

Ein kleiner, dunkler, schmalschultriger Kerl. Ein Arbeiter scheint er zu

sein — nach dem Reden und nach den Bewegungen. Reden, scheint's, kann er auch gut. Das geht ja wie geschmiert.

Unwillkürlich sucht Ernst Brinkmann sich durch die Haufen zu drängen; näher heranzukommen.

Um den Tisch, von dem aus der Redner spricht, ist wildes Durcheinander. Zwanzig bis dreißig suchen dem Mann auf dem Tisch Raum und Ruhe zu schaffen. Dutzende andere drängen vor, versuchen, ihn niederzuschreien. Tosendes Hin und Her: „Schluß!! Hör auf mit dem Quatsch! Was hast du hier zu suchen?! Dreck und Stänkerei! Schluß damit!“ Und wieder von der anderen Seite: „Feige seid ihr! Wollt die Wahrheit nicht hören! Kapitalistenknechte seid ihr. Einwickeln laßt ihr euch von den Bonzen! . . .“

Jeden Augenblick droht eine Schlägerei. Der Redner scheint sich darum nicht zu kümmern. Mit scharfen Worten, mit heftigen Handbewegungen sucht er sich durchzusetzen.

„. . . Heute reden die Bonzen so, und morgen reden sie anders. Haben sie euch nicht vorgeredet, die Rationalisierung wird die Karre aus dem Dreck ziehen? Na? — Und wo seid ihr jetzt gelandet? Fünf Millionen auf der Straße. Das habt ihr davon. Wartet nur ab, wo das endet. Die machen Halbpakt mit den Unternehmern. Am Ende werden sie noch mit Hitler gehen, so wie in Italien mit Mussolini. Hinter eurem Rücken verhandeln sie mit den Unternehmern über neue Arbeitsgemeinschaft. Denkt ihr noch an den Krieg? An das Hindenburgprogramm? Ihr habt wohl wieder Verlangen danach? In Rußland, da haben sie's anders gemacht . . .“

„Komm du mit Rußland! — Geh doch hin, wenn es da so schön ist. Laß uns gefälligst in Frieden! Da wird euch das Maul verbunden — Schlu—uß!“

„Ja — Schluß! Immer Schluß. Die Hauptsache: Ihr geht schlafen. Ihr werdet so lange schlafen, bis ihr überhaupt nicht mehr wach werden könnt. Da können sie euch das Fell im Schlaf über die Ohren ziehen . . .“

„Sehr richtig! Bravo!“ Das ist die Stimme von Fritze Brandt. Er hat sich weit vorgedrängt. Sein Gesicht ist bleicher als zuvor, die roten Flecken auf den spitzen Backenknochen wirken wie blutige Male. Darüber starrt das Glasauge an der linken Seite; das lebendige aber funkelt, saugt sich an Raskopp fest, reißt ihm die Worte vom Munde.

„Quatsch! Bravo! — — Für wen redet er das? Fühlst du dich vielleicht getroffen?“

Max Arnold stellt sich zwischen Brinkmann und Fritze Brandt. Ruhig,

beide Hände in den Hosentaschen — kaut er die Worte zwischen zwei Zügen aus seinem Knösel. Nervös zuckt Brandt zusammen:

„Wieso? Getroffen? Recht hat er. Ihr schlaft auch alle . . .“

„Fritz! Du kennst mich. Ich warne dich . . .“

„Bist du mein Vormund? Hör lieber zu, was er sagt.“

„Ich hör' genau so wie du. Ich hör', wie er auf die Bonzen schimpft. Das paßt ihnen so in den Kram. Aber wovon lebt er denn? Der frißt wol Glassplitter, wa?“

Max Arnold ist ein Arbeitspferd. Alles packt man ihm auf, in der Gewerkschaft und in der Partei. Immer tut er mehr, als Pflicht ist; spricht nicht darüber. Das weiß Fritze Brandt, hat Achtung davor gehabt. Bis jetzt. Auf einmal aber haßt er den Mann, bei dem er wie Kind im Hause war. Es kommt ihm so vor, als haßte er ihn schon immer. Am liebsten würde er eine ganz besondere Bosheit sagen. Es fällt ihm aber nichts ein. Er dreht sich weg mit einer Gebärde des Überdrusses.

Arnold sieht Brinkmann an, als wollte er fragen: „Ist das nicht toll. Was sagst du dazu?“ Aber Brinkmann hat jetzt kein Auge für ihn. Er spannt auf das, was der Redner sagt. Kein Wort entgeht ihm. Der starke Kopf mit der geraden, etwas knorpeligen Nase, dem dünnen, gescheitelten gelben Haar ragt auffällig aus dem Haufen heraus, der sich um den Tisch bei Raskopp zusammendrängt. Das Geschimpfe von Fritze Brandt rührt ihn nicht allzu sehr. Er kennt ihn aus dem Betrieb, der arme Kerl tut ihm leid. Das kann man verstehen. Ernst Brinkmann macht auch nicht mit, so mir nichts dir nichts den Raskopp hassen. Erst mal hören, was er zu sagen hat. Recht ist nicht immer auf einer Seite. Das beste wäre, sie kämen alle wieder zusammen . . .

Ernst Brinkmann horcht gespannt. Er bemerkt, wie Arnold ihn ansieht, etwas sagen möchte. Er soll jetzt ruhig sein. Dies hier ist wichtiger. Der Raskopp spricht nicht schlecht. Wenn er die faulen Köpfe — davon gibt es genug — ein bißchen kitzelt, das schadet nichts. Aber jetzt — — Was ist jetzt gefällig?! Verdammt noch mal! Geht er auf diese Tour? Ist das möglich? Sollte das wirklich wahr sein, was die Bonzen seit langem reden: Die KPD. will die Gewerkschaften spalten?

Früher mal — ja —, das weiß er selbst, aber jetzt . . .!

Ernst Brinkmann hat das Gerede bisher nicht für voll genommen. Viel wird geredet, wenn der eine was will und der andere anders. Das geht schon jahrelang so. Bisher hat er immer bestritten, wenn davon gebrabbelt wurde. Schließlich können die Menschen doch nicht komplett verrückt sein. Außerdem ist vom Reden zum Handeln ein weiter

Schritt. Man muß nicht alles Geschrei gleich ernst nehmen. Neunzehn, da hieß es: „Raus aus den Gewerkschaften! Gründet Industrieverbände und Betriebsorganisationen!“ Aber jetzt ist nicht mehr neunzehn. Heute, in diesem Augenblick, kann doch keiner so verrückt sein, alles zerschlagen zu wollen! Mehr als je tut Einigkeit not! Sollen die kleinen Sekten tun, was sie nicht lassen können. Sollen sich zehnmal spalten! Darauf kommt es nicht an, trifft nur wenige. Aber die großen Organisationen? Jetzt — bei dem Ansturm der Nazis? Jetzt — wo Generalangriff gegen die Sozialversicherung begonnen hat? Teufel noch mal — das ist nicht möglich! Und doch scheint es möglich zu sein. Hört er richtig? Eben schreit Raskopp:

„Kollegen! Ich selber habe mich lange gesträubt, aber jetzt hab' ich eingesehen, es gibt keinen anderen Weg. Die Bonzen wollen nicht handeln und werden nicht handeln, darum schmeißen sie jeden raus, der nicht in ihr Horn bläst. Wir wollen nicht spalten, aber wenn man uns zwingt, dann werden wir uns zu wehren wissen. Man muß diesen Kunden zeigen, daß es auch ohne sie geht. Unsere Revolutionäre Gewerkschaftsopposition, unsere RGO., und mit ihr die KPD. sind die einzigen, die zum wirklichen Kampf bereit sind. Dahin gehört ihr, Kollegen. Wer dafür Interesse hat . . .“

Weiter kommt er nicht. Er hat mit hochoberer Stimme gesprochen. Scharf wie Metall. Jetzt aber springt dieser Stimme aus Brinkmanns Mund eine andere entgegen. Sie krachen zusammen wie splitternde Lanzen. Raskopp schrickt ein wenig zusammen, wendet den Kopf; die Stimme des Gegners zu suchen.

Aber man fühlt, man sieht es, er ist ein Kämpfer; ein zäher, erprobter Kerl, der sich fester strafft, wenn ein Hieb ihn getroffen hat.

„Wir müssen unseren eigenen Weg gehen . . .“

Er beginnt die Worte zu hämmern, schlagstark, wie man sie diesem schmalen, braundunklen Körper kaum zutrauen mag. Die großen nußbraunen Augen spritzen Feuer; am schnigen Hals tritt dick die Schlagader vor. Die Arme beginnen zu kreisen, die Finger spreizen sich. Trotzdem, er kommt nicht mehr weit. Brinkmann — mehrere hinter ihm — drängen gewaltsam, breit durch die Sperrkette um den Tisch. Im übermächtigen Druck wankt der Tisch. Raskopp wankt mit. Er fällt aber nicht. Wie eine geschmeidige Katze springt er mit einem Satz in die wogende Menge; ist verschwunden.

Die nächsten Sekunden füllt ein dumpfes Knirschen; wie Geschirrgurte knirschen, wenn Jochtiere sich in Schweiß und Kraft hineinwerfen.

Ein oder zweimal hört man Brinkmanns Stimme: „Raus! Jetzt aber Schluß!“

Brinkmann ist plötzlich maßlos erregt. Hier wird offen die Spaltung gefordert. Jetzt!! Nein! Und tausendmal nein!! Raus mit Raskopp! Raus mit dieser Gesellschaft, die wieder alles zerschlagen will, was mühsam in Jahren aufgebaut wurde. Raus! Und immer wieder raus! So schnell wie möglich . . .

Wie ein breiter Keil drücken siebzig, achtzig Männer — in Schaukelbewegung geratend, sich gegenseitig mit Fäusten bedrohend — in die dicht gedrängten Massen im Saal. Viele sind auf Tische und Stühle gestiegen, wollen sehen, was da in der Ecke vor sich geht; werden heruntergedrängt, fallen, schimpfen. Auf der Bühne ist niemand zu sehen. Plötzlich verlöscht das Licht. Nur einige winzige rötliche Glühbirnen bleiben als Notbeleuchtung. Blutige Augen in Wolken von Tabakdunst. Wie ein düsterer Kessel klafft der Saal mit den hohen, harten, steinernen Wänden, auf dessen Grund jetzt tausend Männer wie eine zähe, schwerflüssige, dunkle Masse sich drängen. Unter dumpfem Getöse schiebt alles zum engen Spalt der Saaltür, quetscht, ächzt, purzelt heraus, füllt wie gepreßte flüssige Lava die Treppen und Flure, breitet sich kochend, dampfend über die öden Plätze vor dem Versammlungslokal. Über sie fallen die schweren Schatten der nächtlich toten Markthalle, der schmutziggrauen Stadtbahnbögen. Vom Turm des nahen Rathauses schlägt es eins.

Zwei, drei Stunden noch, dann wird es hier von anderem Leben bersten. Wagen an Wagen, unentwirrbar; tausende Käufer, Verkäufer; laute, rotgesichtige, üppige Händler; Männer, gewohnt, vor Sonnenaufgang ein Eisbein in die Wampe zu packen, Bier und Grog draufzuschütten; andere Männer, bleich, verschlafen, die Mütze tief im Gesicht; und wieder Kleinbürger, Gemüsekrämer mit wohlverpackten Frauen; lachende Jungens, die eben anfangen, im Warenverkauf die Achse des Lebens zu sehen. Arbeitslose, in deren verkniffenen Falten kein Platz mehr ist für überflüssige Freude . . .

Berlin ist Weltstadt, tagaus, tagein muß der Riesenmagen gefüllt werden. Komme, was will. Ohne Fressen geht es mal nicht . . .

„Ja — ohne Fressen geht es mal nicht!“ Das denken auch jene tausend, die zehn Minuten hindurch hinfließen über den grauen Asphalt. Vorbei an zahlreichen, glas- und gittergesicherten Lagerkellern, an Schuppen und Stapelräumen. Aus dem Dunkel heraus aber quillt in Wellen der Duft unzähliger Früchte, in Kisten gelagerter Apfelsinen, Bananen,

Datteln. Unwahrscheinlich; zauberhaft süß. Viele bleiben stehen, pressen das Gesicht an die Gitter, starren auf die im Dunkel aus den Leistenkisten leuchtenden gelben Früchte; schlucken sie mit den Augen; ziehen tief atmend den Duft in die Lungen.

„Mensch! So 'ne Kiste voll! Junge, die sollten schmecken! — Hörst du? Schon wieder ein Uhr! Vor zwei kommt man nich ins Bett! Das geht egal weg so. Kein Ende abzusehen. Oder glaubst du . . . Mensch! Hör auf! Gar nichts glaub' ich. Das beste: man hängt sich auf — — Quatsch nich, Krause! Aufhängen — hä — das könnte denen so passen! Ne—eh' ich mich aufhäng', eher hol' ich mir noch so 'ne Kiste. — Riech mal, Mensch! — Auswandern müßt man! Aber — hast du nicht gesehen — unsereinen lassen sie doch nich rin. — Glaubst du, da is es anders? Überall wird mit Wasser gekocht, mein Lieber. Im Kintopp, da kannst dich dumm machen lassen. Erst Zeitungsjunge, dann Millionär. Quatsch! Vom Arbeiten wird keiner reich. Vom Begaunern — das stimmt schon eher. Wär' auch feige, auszureißen, jetzt, wo es losgehen kann. — Was die Bande sich jetzt erlaubt! Soll unsereiner gar nicht mehr fressen? Was denken sich die?! Wenn die auch bankrott sind, die leben immer noch tausendmal besser als wir. Mensch!! Wann hat das ein Ende? Ob uns die Bonzen bescheißen? Denn hol sie aber wirklich der Teufel! . . .“

Schnell verfließt der Strom, gleitet um Ecken; wird im Umsehen aufgesogen vom grellen Nachtleben um den Alex.

Am Alex

Am Alex wird gebaut.

Alex, sagt der Berliner. Alex, das ist so ein Klang des Vertrauten, man steht sich mit ihm auf du und du. Ein Kamerad oder gar ein Genosse. Ein alter Bekannter; von weitem schon nickt man ihm zu, kneift beim Näherkommen vergnügt ein Auge ein. Da ist er ja wieder! Jetzt ist die Sache gemacht. Aber auch wieder so ein Bekannter, den zu treffen peinlich sein kann. Man zuckt zusammen, denkt man an ihn. Man hat das Gefühl — eh' man ihm die Hand gibt — sich umzusehen, ob niemand bemerkt, wie gut man sich mit ihm steht. Er ist so ein komischer Kerl. Ein Original, trägt immer den alten verbeulten Hut. Auch beim Anzug weiß man nicht recht: Ist das nun schäbige Eleganz oder ein nicht gerade neuer, aber solider, richtig gehender Strapazieranzug? „Lackbeene“ manchmal und noble Gamaschen; dann wieder mit Trittchen, die einer im Friedrichshain im Gebüsch hat stehen lassen. So sieht es wenigstens aus. Man weiß nicht recht. —

Der Alex. —

Jeder Berliner kennt ihn. Wer den Alex nicht kennt, ist kein Berliner; kennt nicht Berlin.

Der Alex — das ist Berlin! Das richtige Berlin, so aus dem Innern heraus. Es gibt keinen anderen Platz, der Berlin ist wie Alex. Was ist er schon, der berühmte Potsdamer Platz? Aufstehen mag, wer ihn liebt. Ein Hinüber, Herüber, ein Kreuzundquer von Lauf- und Fahrsteig, ein Durchgang für Fremde, für Ausländer, Großstädter anderer Länder. Vom Rundfahrauto nicken sie flüchtig: Nicht übel, lebhafter, gut geregelter Verkehr. Stilschöner ist es bei uns — — Immerhin . . .

Ein Durchgang ist der Potsdamer Platz für Kleinbürger aus der Provinz. Sie zittern, ob es gelingen wird, mit heiler Haut über den Platz zu kommen. Es gelingt, obwohl sie es gerade im falschen Augenblick wagten; erschreckt auf dem Bürgersteig landen.

Nein — das ist kein Platz wie der Alex. Berlin — und doch nicht Berlin. Nicht der richtige Atem, die richtige Mischung.

Am Alex — da ist die richtige Mischung, ein wirres Gemenge, Korn und

Spelzen im wirbelnden Durcheinander. Arbeiter, Kleinbürger, Spekulanten, solide Unternehmer, Lumpenproletarier, Alteingesessene, Zugewanderte, Jungens vom Lande; Kerls, die Hafer und Gerste nicht unterscheiden können. Hehler mit Sore, Abnehmer frisch geschalter Pelze und Seidenballen. Eben ein ruhiger Platz im Sonnenschein, voll tausend und aber tausend geschäftig laufender Menschen; plötzlich Barrikadengewirr, hinter dem die Revolver knallen.

Strahlende Helle, Lichterkränze, die Nacht wird zum Tage. Um die Ecke herum — du stehst im düsteren Laufgang, in der Sappe dicht vor dem Feind.

Elegante Finger, verdreckte Klauen, ausgesogene faulige Knochen, rot umränderte Augen, aufgeschminktes Totengebein. Und wieder Gesundheit, Ketten sprengende Kraft, stählerne Zähigkeit, Männermuskeln, die einen Bullen zur Erde zwingen.

So ist der Alex.

„Es tut sich schon was am Alex!“ Augenblicklich wird hier gebaut. Abgerissen und wieder gebaut. Seit Jahren wird hier gebaut. Bald in rasendem Tempo, dann wieder schleppend und müde. Die Väter der Stadt haben schwere Sorgen. Berlin ist reich, und doch so arm. Denn die Welt ist reich, und doch so arm. Aber gebaut wird doch. In Etagen gewühlt wird unter der Erde am Netz der U-Bahn.

Ein kleiner Kriegsschauplatz. Häuserfronten niedergelegt, Straßenzüge durchbrochen; Kanalisationsgräben aufgerissen; Stützpfeiler, Streben, Querbalken, den Rand überhöhende Erdhaufen. Friedliche Schützengräben einer rastlos arbeitenden Stadt. Hinter den hohen Bretterzäunen lagert friedliche Munition; lagern friedliche Waffen zum Kampf für Menschen, deren Schweiß auf Spaten und Karren kleckert, nicht auf Gewehrkolben und Patronengürtel.

Waffen für Schlosser und Maurer, für Tischler, Klempner, Rohrleger; Qualitätsarbeiter aller Branchen; halbbeamtete städtische Arbeiter; ungelernte, hoffnungslose Gelegenheitsarbeiter. Waffen für alle. Eine andere Waffe noch führen die meisten. Eine Waffe, unbekannt den Soldaten, die zur Zeit des großen Napoleon im Paradeschritt über den Alex stampften.

Unbekannt einer Zeit, als hier am Alex, die Münzstraße hoch, die alte Stadtmauer lief, holpernde Händlerwagen die großen Straßen herunterkamen von Prenzlau, Bernau, von Landsberg und Frankfurt an der Oder. Eine Waffe, unendlich weiter noch tragend als dicke Bertas. Zugleich eine Waffe auf Nähe, wenn Auge in Auge steht. Die Waffe

der Arbeiter hier heißt: Organisation, heißt Klassenbewußtsein. Helles Bewußtsein für alles, was die Gesellschaft, in der sie leben, aus der Tiefe heraus bewegt. Einheit, Einigkeit aller zum Kampf um die neue Welt. Um die neue Welt, an die sie glauben, um die ihre Kinder schon wissen.

Uprecht und Riebe kommen über den Platz.

Sie haben die Versammlung verlassen, als keine Aussicht mehr war, auch mit dröhnendstem Stimmaufwand sich durchzusetzen. Sie haben das Haus durch den Notausgang hinter der Bühne verlassen. Auch sie sind über die Plätze gekommen; auch sie haben den süßen Duft der Früchte geschnuppert. Uprecht mit tiefen Nasenzügen, Riebe mißmutig, mit kauenden Kiefern. Als Uprecht den Schritt verlangsamte, hat er gedrängt: „Komm! Weg hier! Sonst geht der Tanz auf der Straße weiter. Mein Bedarf ist für heute gedeckt. Der Teufel hol diese Moskauer! Wären wir die schon los! Unsere Leute sind viel zu bummelig. Fangen immer erst an zu löschen, wenn alles lichterloh brennt . . .“

„Du übertreibst, Gustav. Die Organisation steht fest.“

„Ich?! Übertreiben? Wirst schon sehen. Komm!“

Sie stehen am Alex.

Uprecht umfängt ihn mit allen Sinnen. Riebe strebt weg. Er glaubt an die Organisation, glaubt an den Sozialismus, auch wenn er redet, als gäbe er alles verloren. Sein Glaube aber ist an gewöhnlichen Tagen Beruf, ist Gewohnheit, Alltagsinteresse.

Gustav Riebe ist ein Bürger seines Glaubens. Wie ein Bürger braucht er Entspannung am Feierabend. So strebt er auch jetzt, in eine Gegend zu kommen, die diese Entspannung verspricht.

Uprecht hat andere Wünsche. Er ist nicht Berliner; hat den Alex um diese Zeit selten gesehen. Ein bißchen Seeluft schlägt immer noch um ihn herum. In Hafenkneipen kennt er sich aus. Hier schlägt ihm ein Hauch von dort entgegen. Durst hat er auch. Die Mainacht heute ist warm. Der Lärm, der aus den Destillen über die Straße dringt, belebt ihn. Ihn lockt noch immer das sexuelle Geheimnis; lockt das Abenteuer. Füllt wechselnd Augen und Ohren; kitzelt die Nase; erregt den Geschmackssinn, den Tatsinn.

Aus strahlender Helle stürzt der Blick in düstere Seitenstraßen; Höhlen, in denen neben der Seidenwäsche erster Firmen der schmierige Kaftan

des Osten hängt; neben Parfüms von Coty die ekle Tripperspritze. Uprecht möchte bleiben. Mit Behagen dehnt er die Schultern, ballt die Hände zu Fäusten:

„Lauf nicht so, Gustav! Hier an der Ecke können wir einen nehmen.“
Riebe keucht. Er ist kurz und dick; hat starken Blutdruck. Lange zu Fuß — das schätzt er nicht.

„Unsinn, hier nicht! — Lauter Kaschemmen! Willst du dich anpöbeln lassen? Wir fahren mit der Stadtbahn runter, gehen bei uns in der Nähe in ein anständiges Lokal.“

Uprecht antwortet nicht sofort. Er möchte bleiben, weiß nicht gleich, wie er den anderen bereden soll. Riebe ist zäh; aber er nicht minder.

Er bleibt stehen, beginnt sich umzusehen.

„Ist da nicht das Polizeipräsidium?“

Riebe knurrt nur.

Eine Festung mit Schießscharten drüben die schwere Rotsteinfassade. Dunkle Drohung über den Platz.

„Ist da nicht in der Revolutionszeit geschossen worden? Hat hier nicht früher ein großes Denkmal gestanden?“

Riebe ist unwirsch. Er hat keine Lust zur Antwort. Ruhe will er und noch mal Ruhe. Wenn schon reden — dann nicht von Revolution und so. Wie die meisten Berliner kennt er die Schaustücke der Stadt sehr wenig. Er lebt Berlin. Was Fremde wichtig nehmen, ist ihm ganz schnuppe. Viel passiert jeden Tag. Man vergift es wieder. Wozu auch alles behalten? Über das alte Berlin, wie alles mit heute zusammenhängt, darüber hat er sich seit der Schule keine Gedanken gemacht. Hier wird gebaut — da wird gebaut — klar; Berlin wird größer. Was ist da viel zu reden? Und das Denkmal? ... Natürlich ... Hier hat die „Berolina“ gestanden — die mit dem Finger nach dem Präsidium zeigte: „Rin ins Kittchen!“ Die ist weg. — Richtig. Er hat es gelesen. Aber wohin — wie — was? Vergessen!

Riebes kleine Augen flitzen über den Platz, der ihm plötzlich fremd vorkommt. Dann gleiten sie schnell über Uprecht.

Warum fängt der jetzt an von der Revolution? Ach so! Er war bei der USP. Daher ... Ob er noch ... Aber nein — — Ein ganz vernünftiger Kerl, nur ein bißchen zu fickrig in diesen Sachen. Wird er schon lernen, wenn er länger in Berlin ist. Hat ja die Ruhe weg. Im ganzen kann man sich wohl auf ihn verlassen. Tun wir ihm schon den Gefallen, bleiben hier. Nur ... nicht — gerade in diesen Destillen. — Riebes Blick fällt auf die kleine Weinstube einer bekannten Firma. Er ent-

schließt sich. Dort ist auch keine Gefahr, noch Leute aus der Versammlung zu treffen.

Georg Uprecht ist einverstanden.

„Wenn es auch Bier gibt und Grog, meinetwegen . . .“

Mit Behagen legt er den Mantel ab. Der eichengetäfelte Raum gefällt ihm. Braunrötliche Atmosphäre, eine Mischung aus bürgerlicher Solidität und bürgerlicher Verwegenheit. In einem Zug gießt er das erste Kelchglas Pilsener hinunter. Ein zweites steht vor ihm, wie Schlagsahne zäh der weiße Schaum. Er fühlt sich wohl. Riebe hat lange mit dem Ober verhandelt; nach dem Preiskatalog eine halbe Flasche Bordeaux gewählt. Er schlürft langsam, mit geschlossenen Augen.

„Hier kann man wenigstens ruhig sitzen. Bloß nicht dies Kaschemmen-gedudel. Sollen sie ihren Jazz, oder wie das heißt, lieber den Negern lassen. Mir gefällt das jedenfalls nicht. Ich muß schon — — sagen — — also wahrhaftig, ich bin doch kein Reaktionär — aber in manchem haben die Leute recht, wenn sie sagen, daß sowas Unfug ist. Soll das vielleicht der Jugend helfen? Ich weiß nicht — wir haben anders ran müssen als die Jugend von heute. Mag einer reden, was er will — die Zucht früher war besser. — Schön — — zugegeben — es wurde mehr als nötig geprügelt. Weiß ich selber. Aber, wenn man vergleicht — ich sag' dir, Georg: Strenge Zucht ist was wert. Unsere Jugend gefällt mir nicht. Die Schnauze uff — soo weit! und nichts dahinter. Alles bekritteln, die wirkliche Arbeit überlassen sie andern. Det nimmt keen jutes Ende . . .“ Riebe spricht langsam, je länger, je abgehackter. Er redet sich steigend in Wut. Beginnt dann zu berlinern. Dabei sieht er sein Gegenüber nur selten an. So ruhig, beinah verschlossen er in der Versammlung war, so nervös ist er jetzt. Überraschend wechselt sein Gesicht den Ausdruck. Bei den letzten Worten wird es schlaff, aber schon beginnt der Mund sich in die Breite zu ziehen, die Lippen straffen sich, die eigene Schwäche zu besiegen.

„Hören wir auf damit. Du sagst ja nichts? Is auch überflüssig. Prost!“

Er lacht. Es klingt aber gar nicht fröhlich.

Uprecht hat sich im Armstuhl rückgelehnt. Die Hand mit der Zigarre dicht am Gesicht. Sie hin und her drehend, genußsüchtig in den Rauch schnuppernd. Ihn hat die Erregung der Versammlung völlig verlassen. Seine Aktivität ist geschwunden. Er läßt die Umgebung auf sich wirken. Es ist ihm nur recht, daß Riebe fast ununterbrochen spricht. Er denkt über vieles anders, hat aber keine Neigung, jetzt einen Disput zu beginnen. Alles an seinem Platz!

„Was soll ich sagen, Gustav? Genügt, wenn einer redet. Schade, daß keine Musik hier ist. Paar Weiber wären auch nicht übel . . .“

Er sieht sich um in dem Raum. Gedämpfte Ruhe, wenige Männer, einige Liebespaare, die ihre Umgebung nicht beachten.

„Hör auf mit Weibern! . . .“

Wieder gleitet der Blick prüfend über Uprecht; das kräftige Profil, die kühne Eroberernase. Riebe ärgert sich. Er hat wenig Glück bei Frauen gehabt. Dabei hat er sich stark gesehnt. Anderen fielen sie zu wie von selber. Er hat sie heftig beneidet. Sie sahen nicht besser aus als er. Wie kam das also? Die Weiber sind eben blöde.

Einer hat mal erzählt: „Man stelle drei Dutzend Männer auf einen Haufen, verlange von einer Frau, sich einen auszusuchen. Mit Sicherheit wird sie den dümmsten finden.“

Das hat ihm gefallen. Er hat es weitererzählt. Aber trotzdem ist er nicht froh geworden dabei. Noch heute ist er empfindlich. Uprecht gefällt ihm nicht, ärgert ihn immer von neuem. Aber warum den Abend verderben? Er nimmt einen langsamen Schluck, kaut und gurgelt den Wein:

„Hör auf mit Weibern! Am Alex sind gerade die richtigen. Lassen wir überhaupt den Kram . . . Ich wollte ganz was anderes sagen: Hast du vorhin das Geschrei wieder gehört über ‚Bonzen‘? Kann man da nicht das Kotzen kriegen?“

„Den Quatsch nehm’ ich nicht tragisch . . .“

„Tragisch . . . ich schon lange nicht . . . Aber die Galle läuft einem über! Immer Bonzen, Bonzen, und noch mal Bonzen! Die sind an allem schuld! . . . Schweinehunde!“

Riebe quetscht es durch die Zähne, sichtlich bemüht, an den Nebentischen nicht verstanden zu werden.

„Was denken die sich bloß! Unsereins lebt wie ’n Baron — Fressen, Saufen — Autofahren — weiter macht er nichts. — So wie sie sich die Kapitalisten vorstellen: Klubsessel, Weiber, dicke Zigarren . . . Ich sag’ dir, Uprecht: Idioten! Keine Ahnung von Kapitalisten! Der reine Neid. Die sollten unsere Arbeit haben! Dann würden sie Augen machen . . .“

„Reg dich nicht auf, Gustav! Das greift die Leber an. Trink lieber! Prost! . . . Ober! Noch eins!“

Gustav Riebe erschrickt. Was soll das heißen, Leber!

Er weiß nicht genau, wo die Leber liegt; sonderbarerweise aber hat er schon öfter gedacht, ob er an der Leber was hat. Der Magen kann es nicht sein. Essen und Trinken schmeckt einigermaßen. Aber was ist

das? Irgendwas muß es doch sein. Zum Arzt mag er nicht gehen. Er hat Furcht, der entdeckt allerlei an ihm. Er ist dick geworden in den letzten zehn Jahren. Dabei ißt er nicht mehr als früher. Zeitweise plagt es ihn scheußlich. Druck und Spannungsgefühl an der rechten Seite. Manchmal, wenn er vorsichtig tastet, fühlt es sich hart an. Emilie, seiner Frau, kann er nichts sagen. Die gibt sonst keine Ruhe. Lächerlich auch, wegen jeden Quarks zum Arzt hinlaufen. Was will der Uprecht? Heute ist alles verdreht . . . Kribblig fährt er ihn an.

„Du hast gut reden: reg dich nicht auf . . . Du kennst die Verhältnisse eben noch nicht, warte ab! Du wirst schon sehen, was diese Bande sich alles ausheckt. Immer feste verleumden! Etwas wird schon hängenbleiben. Da kann man nicht ruhig bleiben. So schlimm wie jetzt war es überhaupt noch nie. Paß auf! Die spalten. Natürlich wollen sie uns die Schuld zuschieben . . .“

„Du regst dich schon wieder auf . . . wollen wir uns denn ganz die Laune verderben?“

Uprecht wird gewöhnlich gemütlich, wenn er Alkohol trinkt. Betrunkener wird er nicht, es wird ihm nur wohl. Wenigstens sonst. Aber jetzt vergeht ihm die Laune. Schließlich sitzt er nicht hier, die Versammlung fortzusetzen. Dienst ist Dienst, und Schnaps ist Schnaps. Riebe beginnt ihm auf die Nerven zu fallen. Ob man nach Hause geht?

Er hat keine Lust dazu. Er ist allein. Die Frau ist auf Besuch bei den Eltern; der Junge auf der Maschinenbauschule. Uprecht ist Strohwitwer heute. Am liebsten machte er einen Zug. Der Alex gefällt ihm gut. Es prickelt so in den Fingern. So ein bißchen Sankt Pauli und doch wieder anders. Aber es hat keinen Zweck mit Riebe. Soviel hat er raus. Der wird ja ungemütlich. Vielleicht ist er nicht gesund . . .

„Trink noch 'ne Halbe, Gustav, dann wird dir besser . . .“

„Blödsinn, laß mich in Ruh!“

Hefig und laut fliegen die Worte heraus. Aber plötzlich beginnt er zu lächeln. Dies Lächeln, bei dem der Mund ein wenig schief steht, die dunklen Augen entschuldigend bitten, hat etwas Rührendes.

Ein anderer Mensch sitzt da. Uprecht empfindet es; schweigt, obwohl er schon eine Geste der Abwehr machte.

„Entschuldige — Georg. — Man ist gereizt. In der Provinz ist leichteres Leben. Ich weiß es von Bremen.“

Er macht eine kurze Pause; besinnt sich, ob er das Weitere sagen soll. Dann beugt er sich näher zu Uprecht:

„Hätte man wenigstens Ruhe zu Hause . . . Du brauchst nicht drüber zu reden. Was ich dir jetzt erzähle, ist nicht wichtig — aber du weißt, wie das is. Bloß, damit du siehst, mit was für'm Mist man sich rum-schlagen muß. Is dir bekannt, daß Brinkmann bei uns in der Kolonie wohnt?“

„Brinkmann? Wer ist Brinkmann?“

Uprecht fragt es nachlässig. Seine Stimmung ist noch im Übergang.

Unvermittelt fragt er den Kellner:

„Haben Sie 'n kaltes Eisbein, Ober? Her damit! . . . Wie wär's, Gustav?“

Riebe schüttelt sich.

„Friß, wenn du Appetit hast! Laß dich nicht stören — — Is auch nicht nötig, daß ich dir meinen Tratsch erzähle . . .“

„Mach keinen Unsinn! Bist doch nicht etwa beleidigt? . . . Dein Wohl!“

„Ich dachte, du kennst Brinkmann. Ein paarmal war er auf dem Büro. Freitag hat er Bericht gegeben . . .“

„Ach — der! So ein großer; dünnes helles Haar — so einer von der Waterkant.“

„Stimmt. Is aber nicht von da. Egal. Er stand heute abend in der Ecke, wo dieser halb Verrückte seinen Speech verzapft hat. Ich bin neugierig . . . na — sein Oller und meiner waren dicke Freunde. Wir haben uns immer einigermaßen vertragen. Bis vor kurzem wenigstens. Nun muß ich dir sagen — damals, als die Kolonie gebaut wurde, gleich nach der Inflation — hab' ich dafür gesorgt, daß er eine Wohnung kriegte. Ein Loch hat der gehabt! Du konnt'st durch die Dielen kicken. Nicht die schlechteste — kannst dir denken. Zweieinhalb Zimmer, Küche, Bade-einrichtung — sechzig Mark. Kein Geld für Berlin. Er war auch heil-zufrieden. Und was die Martha is, seine Frau, die ist gelaufen ge-kommen — wer weiß wie oft. Gustav hinten, und Gustav vorne. Gustav muß alles machen. Hab' ich auch, Schwamm drüber! Du ver-stehst. Aber dann — dann kam et eben. Dann ging die Stänkerei los. Nun mußt du wissen, die Martha Brinkmann mimt in unserer Ab-teilung den Bildungsfatzke. Nu red't sie von Büchern und Büchern wie eine Studierte. Von praktischer Arbeit keine Ahnung! Und die Jungsche dazu. Die mußt du kennenlernen. — E—rika Brinkmann — dann schmeißt sie den Kopf, daß die Haare nach hinten fliegen . . . Also, Ernst hat ihr ein paarmal gehörig über die Schnauze gegeben in meiner Gegen-wart — alles was recht ist. Das hat auch eine Weile geholfen. Aber nicht lange. Jetzt is es nicht zum Aushalten. Ich würde mir nichts

draus machen, aber meine Frau ... du weißt, wie die Weiber sind. Eine richtige Hetze ... Kann ich dafür, daß meine Wohnung die größere ist? Viereinhalb Zimmer. Was ist das schon? Dabei zahl' ich mehr als das Doppelte. Wenn Ernst nur gewollt hätte, konnten sie das auch haben. Damals — nach dreiundzwanzig — haben wir's ihm angeboten — da waren verschiedene Posten frei. Nee! Er wollte sich seine ‚Freiheit‘ nicht nehmen lassen! Quatsch! Freiheit! Wer ist frei?! Manche Leute wollen partout nicht die Schnauze halten. Sollen sie auch in Kauf nehmen, was draus folgt. Aber, wie gesagt, über Ernst will ich gar nicht klagen — er hält sich zurück —, hoffentlich geht er jetzt diesen Rasköppen nicht auf den Leim, aber — — die Weiber! Vor sechs oder sieben Wochen war meine Frau im Konsum. Der Laden natürlich proppenvoll. Und da ging's los. Erst so die üblichen Sticheleien: Von wegen ‚Bessere Leute‘, die sich alles erlauben können; und dann immer weiter, die ganze Leiter so runter. Jeder seinen Senf zugegeben. Kannst dir die Weiber denken. Meine Frau hat erst getan, als geht sie das alles nichts an. Aber dann haben sie angefangen mit den Sklareks: Mit der Pelzgeschichte; du weißt. Und die eine hat gesagt — so erzählt meine Frau: ‚Das wird wohl nicht der einzige billige Pelz gewesen sein‘; dabei hat sie sie angesehen. Jetzt ist der natürlich auch die Galle übergelaufen. Auf den Mund gefallen ist sie nich.

Statt daß ihr die Martha nun beisteht — die weiß doch genau, was los ist —, sagt die keinen Ton und verschwindet. Es ist zum — —. Weißt du — in der Stadt — wär mir das alles egal. Aber in der Kolonie — wo einer dem anderen auf der Pelle sitzt ... Und dann ist es immer weitergegangen. Die wissen genau, daß ich nicht oft auf den Zahlabend kommen kann, man ist doch egal unterwegs. Macht nichts, gehetzt muß werden. ‚Zu fein geworden für die Arbeit unten.‘ Du weißt. Ich hör' das alles von hinten rum. Ist mir auch schließlich egal. Aber meine Frau, die heult und schimpft abwechselnd ... Und Ernst geht mir seitdem aus dem Weg. Siehst ja, heute! Früher wären wir zusammen nach Hause gefahren ...“

Riebes Gesicht spiegelt Trübsinnigkeit. Die zähe, schweigsame Ausdauer, die ihn im Kampfe auszeichnet, ist verschwunden. Uprrecht aber ist wach geworden. Ihn interessiert auf einmal alles.

„Ich will dir was sagen, Gustav: Für's Gewesene gibt der Jude nichts. Laß den Brinkmann und alle laufen. Die nehmen uns die Arbeit nicht ab ...“

„Gewiß — aber — —“

„Kein ‚Aber‘, old boy. Alles klar und freie Fahrt. Bloß nicht den Mut verlieren. Mut verloren, alles verloren. Wenn man auf jeden Hansarsch hinhören wollte, hätte man viel zu tun. Kann einer reden, was er will, überall muß eine feste Hand sein. Kandarre, und nicht locker gelassen . . .“

„Das sagst du; aber du hast ja heute abend gesehen . . .“

„Was hab' ich gesehen? Das bißchen Klamauk? Darauf geb' ich nicht so viel.“

Er schnippt mit den Fingern.

„Immer mit der Ruhe und dann mit'm Ruck. Die Hauptsache ist, wir wissen, was wir wollen. Schließlich nehmen sie doch Vernunft an. So dumm ist keiner, daß er nicht weiß, wie weit er spucken kann . . .“

„Du bist zu optimistisch, Georg. Glaubst du wirklich, wir kommen mit unseren Forderungen durch? Was sollen wir machen? Wir sind nun mal in der Defensive. Paß auf — was ich dir sage: Unsere Leute halten sich nicht mehr lange. Dann kommen Neuwahlen. Weißt du, wie die ausfallen? Jetzt, bei dem Vormarsch der Nazis? Ich sag' dir: die Löhne werden noch weiter gesenkt; wir können fordern, was wir wollen. Du siehst ja den ‚Preisabbau‘. Ein Streik — kann nicht gut enden. Und dann geht es los . . . Wofür hätten wir sonst die KPD. Die wollen — spalten . . .“

„Du siehst zu schwarz. Die Vernunft ist bei uns. Wir müssen eiserne Ruhe haben. Wenn nötig, natürlich: rin in die Visage! Soweit sind wir aber noch nicht. Ich denke immer: Wenn die Gefahr mit den Nazis größer wird, dann kommt die Vernunft von selbst. Bis dahin müssen wir durchhalten . . .“

Riebe antwortet nicht. Er ist viel ruhiger als zuvor. Er lächelt ironisch. Ihm kann keiner ausreden, was er weiß. Uprecht schon lange nicht. Die Moskauer werden spalten. Bald. Ist auch das beste. Klare Bahn. Allzu viele werden sie nicht kriegen. Schändlich! Und Uprecht sieht das nicht. Scheint gar nicht zu merken, daß schließlich auch seine Existenz auf dem Spiel steht. Donnerwetter noch mal! Gearbeitet und gearbeitet sein Leben lang, wie ein Wilder, Nächte und Nächte um die Ohren geschlagen, nichts als Ärger, und jetzt soll man sich von Halbverrückten alles zerschlagen lassen? Nichts zu machen!

Riebe hat wieder Haltung, er ärgert sich jetzt über seine Schwäche. Daher nimmt er — als Uprecht sagt: „Darf ich dich jetzt zu einem Bier einladen?“ — die Einladung an; hat beim Trinken das Gefühl kühlender Erleichterung. —

Als die beiden die Weinstube verlassen, ist das Treiben am Alex lebhafter noch als zuvor. Gruppen an allen Ecken. Viele Männer, mit Mützen, die Hände in den Taschen, nüchtern, beobachtend. Zahlreiche Prostituierte. Viele in bloßem Kopf und kläglichem Aufzug; andere in guter Garderobe; an Haltestellen, vor den Geschäftshäusern, an den Bahneingängen.

Schweres Brot. Das Angebot ist zu groß. Früher war's anders. Besser. Studenten — Soldaten — die waren immer unterwegs. Jetzt hat kein Aas mehr Geld. Und die Mädchen von heute sind alle zu haben. Für 'n Butterbrot. Dabei bilden sich solche Nutten noch ein, sie wären was Besseres. Verfluchte Zeit! Ob das mal anders wird?

Die Stadtbahn fährt seit einigen Jahren elektrisch. Ein großes teures Werk. Viele große teure Werke sind entstanden, seit die Republikaner in der Berliner Kommune die Mehrheit haben. Die Vororte sind mit der Innenstadt zu einer großen Gemeinde verschmolzen; gemeinsam ist der Verkehr geregelt, gemeinsam die Versorgung der Millionenbevölkerung mit Gas und Wasser und elektrischer Kraft. Viele Terrains hat die Kommune erworben. Nutz- und Siedlungsgüter; prächtige Schulen erbaut, schöne Plätze geschaffen für Spiel und Erholung. Berlin kann sich sehen lassen. Eine Weltstadt, die nach verlorenem Kriege gewachsen ist; ungedemütigt weiterarbeitet.

Wird die Kommune aber die Lasten schleppen können?

Sie keucht im Strudel der großen Spekulationen. Muß den Zorn steuerbelasteter Massen tragen; muß dem schleichenden Gift wehren, das von der kleinen, aber mächtigen Schar privater Unternehmer und Grundbesitzer Tag für Tag wie schmutziger Regen in die Hirne der Massen geträufelt wird. Ein bitterer Kampf. Anders der Kampf mit den Millionen der Kleinen. Anders mit den wenigen Tausend kalter Rechner, gieriger Profitmacher, machtlüsterner Politiker. Die Kleinen können schimpfen, rasen; aber sie lieben Berlin, wie Menschen die Heimat lieben. Können nicht los von ihr, würden sie auch blutig geschlagen, gefoltert und müßten sterben. Jene aber lieben die Stadt nicht, hassen sie nicht, reden von ihr, wie sie von London reden, von Paris und New York. Berlin ist Geschäft, Berlin ist Profit; mehr Profit, wenn überflüssige Schulen nicht gebaut, überflüssige Plätze nützlichen Zwecken dienstbar gemacht werden.

Krank ist die Welt. Krank ist Deutschland. Krank Berlin. Aber Berlin beweist, daß es Glauben hat an ein Ende der Krankheit. Unter dem

Alex — über dem Alex — die Welt verändert sich. Kein Stadtbahnzug jagt dunklen Dampf mehr über den Platz. Eine neue Zeit rückt an. Elektrizität, Chemie erobern die Welt. Mit gedämpftem Knirschen jagen elektrische Züge ununterbrochen quer durch die Stadt und rundherum. Gebaut wird am Alex. Gefährlich hohe Summen sind investiert. Erbarmungslos ist der Kampf der Parteien.

Als Uprecht und Riebe die Treppen der Stadtbahn steigen, muß Uprecht an diese Entwicklung denken. Immer noch ist er bereit, zu fragen, Neues zu hören. Am liebsten bliebe er hier.

„Was meinst du, Gustav, wollen wir noch ein bißchen bummeln?“

„Du bist verrückt. Hast du noch nicht genug?“

„Mir gefällt es hier. Und das Wetter! Atme mal ordentlich ein . . .“

„Quatsch, kann ich draußen besser haben.“

Er atmet schwer; Treppensteigen wird ihm sauer.

„Ihr habt einen Garten?“

„Garten! Wie man's nimmt. So ein Budikergarten. Im Sommer rausgetragen, im Winter wieder rein.“

Sie stehen auf dem Bahnsteig. Aufreizendes Dröhnen füllt den Raum. Die mächtige eiserne Kuppel des Bahnhofs gerüstverkleidet. Dutzende Arbeiter schufteten da oben mit stetigen Hammerschlägen. Am Nebengleis wechselt eine Kolonne Schwellen aus. Eintönig trifft der Schlag der schweren Hacken das Schottergestein.

„Seit wann ist die Bahn elektrisch geworden?“

„Weeß nich — — egal. Alles Beschiß. Los! Sonst kommen wir nich mehr mit.“

Sie müssen stehen, so voll ist der Zug. Der letzte. Der Lumpensammler. Drei Stunden später fahren die Morgenzüge. Von unten herauf, von der Markthalle her, meldet sich schon der Arbeitsrhythmus des neuen Tages.

„Ich wollt', ich läg' schon im Bett.“

„Das kann ich nich sagen . . .“

Uprecht steigt in Charlottenburg aus. Er wohnt dort im Mietshaus. Hat Glück gehabt, konnte mit einer Altwohnung tauschen. Riebe fährt weiter, nach Eichkamp zu. Hat dort ein kleines Haus. Eine Villa, sagen die einen; eine bessere Laube, sagen die anderen.

„Besuch uns nächstens mit deiner Frau; klingel an . . .“

„Gemacht! Komm gut nach Haus . . .“

Riebe knurrt nur; zieht den Kopf in die Schultern.

Wie soll man's machen?

Einen Augenblick hat Ernst Brinkmann überlegt, ob er warten soll; Riebe abpassen, zusammen mit ihm nach Hause fahren. Aber nein — — Nein! Er will nicht; will nicht mehr; oft hat er nachgegeben, soll Gustav diesmal den ersten Schritt tun. Er hat immer zum Guten geredet, aber darin hat Martha recht: Emilie Riebe hat eine eklige Art, Menschen zu reizen. Noch nie hat ihm das gefallen — aber na —, er hat sich nicht drum bekümmert. Zuletzt aber wollte sie schon bestimmen, wie er seine Kinder erziehen soll. Das ist die Höhe! Soll sie auf ihren Vogel aufpassen! Eine Schande — ein Arbeitermädchen —, wie die sich schminkt und pudert! Aber das ist es eben — Gustav läßt die Zügel schleifen, statt die Kandarre anzuziehen. Umgekehrt meckert er wieder über die Jungsozialisten; dabei kennt er sie gar nicht. Soll er nur seine Herta hinschicken — dann kriegt sie vielleicht ihren Schick. Nein — er will nicht. Schluß! Erledigt! Is nich — is nich!

So ist Ernst Brinkmann zusammengeblieben mit Arnold und Fritze Brandt; Kurt Wiese — Brandts Cousin ist dazugekommen und ein paar Bekannte von ihm. Ihrer sieben sitzen sie jetzt in einem Lokal der Münzstraße. Arbeiten alle außer Wiese im gleichen Betrieb. Alle haben sofort nach Hause gewollt. Geld ist knapp. Früher war es selbstverständlich, nach der Versammlung in die nächste Destille; einen Korn und ein Bier; und manchmal hat sich der Stehschoppen reichlich ausgedehnt. Vorbei. Wo soll es herkommen? Egal wird vom Preisabbau gequatscht. Kuchen! — Preisabbau! Die Löhne werden runtergesetzt. Die Kinder sind größer geworden, kosten mehr. Wo soll es herkommen? Man kann nicht mehr hinten hoch.

Da hat Max Arnold gesagt:

„Rin! Eine Lage zahl' ich. Det macht der Mutter kein Kind.“

Max ist von allen am besten dran. Bauklempner sind bis jetzt noch einigermaßen gesucht.

„Mensch! Wo sind wir hier reingeraten?“

Sie sehen den langen, dunstgefüllten, von Papiergirlanden umkränzten Raum. In der Mitte ein Podium. Bei gedämpfter Musik einer unifor-

mierten Kapelle biegt dort ein Kerl im Trikot eine Eisenstange in Hufeisenform. Die mächtigen Muskeln an Nacken und Arm röten sich; schwellen bis zum Zerspringen.

Das Publikum ist nicht sonderlich interessiert, Männer in Schiebermützen, junge, ältere, rot gesunde und giftig fahle; verstreut an den Tischen zu zweien und dreien; die Mehrzahl ohne Mädchen. Die Mädchen sitzen allein. Hübsche junge in neuster Frühjahrsmode; andere, ältere meist, haben nur eben den Küchendreck abgestreift; ohne Hut; einen bunten Schal über Hals und Schultern geworfen. Alle stark geschminkt, die Brauen ausrasiert und dunkel nachgezogen; mit tiefen Spuren ihres Gewerbes. Ein ununterbrochenes Hin und Her zwischen Toilette und Eingangsdrehtür.

„Mensch! Komm raus! Ne Nuttenbude! Ne Kaschemme mit Louis —“

„Quatsch nich, Krause! Nu gerade. Hier sind wir mehr unter uns als bei Kempinski!“

Max Arnold kennt die Gegend von 18, 19; da jagte hier eine Versammlung die andre.

Nachlässig drehen ein paar die Köpfe den neuen Gästen zu. Einige Mädchen streichen mit aufgefächertem Blick und leichter Wendung an ihnen vorüber. Aber keine spricht sie an. Kein Interesse. Nichts zu holen.

Arnold hat recht, sie sind hier völlig allein; können reden, wie sie wollen. Und Arnold will reden; hat einen besonderen Grund. Vorhin mit Fritz in der Versammlung, das hat ihm gar nicht gepaßt. Was fällt dem Jungen ein? Er redet schon lange ein bißchen wild; aber schließlich: er hat das Auge verloren. Soll er schimpfen, ist auch noch jung. Aber heute war so ein Ton in der Musik — verdammt noch mal: ob er unsicher werden sollte? Desertieren aus der Partei? Der ist verloren, wenn er geht!

Dreißig Jahre ist Arnold organisiert, kann sich das Leben ohne Organisation nicht mehr vorstellen. Zwanzig Jahre Funktionär; unbezahlt versteht sich. Er ist nicht eingebildet — du lieber Himmel, worauf? Auf Unorganisierte aber ist er nicht gut zu sprechen. Gesindel, mindestens aber dumm! Die Vorteile schnappen und nichts dafür tun! Er sagt es.

„Was hat uns hochgebracht? Die Organisation! Wenn noch soviel Dreck ist — die muß man halten. Glaubt denn im Ernst ein Mensch, die Unorganisierten werden den Laden schmeißen? Sieh dir die Scheißer an! Wenn's brenzlich wird, 'ne große Fresse, und hinterher feige wie Aaskrähen. Mit dieser Gesellschaft wollen die Kommunisten Halbpant machen. Nu schlägt's dreizehn.“

So grob es klingt, so langsam und ruhig spricht Arnold. Anscheinend wendet er sich an Brinkmann; in Wirklichkeit zielt er auf Brandt. Brandt hat seit dem Krach im Saal kein Wort gesprochen, nur geknurrte. Arnold will ihn halten. Sie wohnen im selben Hause. Fritz wurde geboren, da zogen Arnolds ein. So lange kennt er ihn schon. Hat ihn ranwachsen sehen. — Wenn er hungern mußte, kam er zu Arnolds gelaufen. Bei Arnolds gab's immer einen anständigen Happen-Pappen. Einen Narren hatten sie an dem Bengel gefressen; war auch ein prächtiger Kerl, geweckt, ein bißchen frech, aber nicht zu doll, die kesse Tolle — — Sie haben viel getan an dem Jungen; Berta und er. Als die alten Brandts kurz nacheinander abschoben, da war er bei Arnolds Kind im Hause. Sie haben die Lehre für ihn bezahlt. Später hat Max ihm Arbeit verschafft in seinem Betrieb. Hat sich gut angelassen, der Junge. Dann hat er Bertas Nichte geheiratet. — Alle waren zufrieden. Da kommt diese Schweinerei mit dem Auge. Der Schreck, als er nach Hause kommt — die Frühgeburt hinterher — das Weibergeschrei — entsetzlich! Aber schließlich muß alles ein Ende haben. Hat auch. Bloß Fritz ist nicht mehr derselbe. Wenn er nur nicht politische Dummheiten macht! Dieser Gesellschaft von Rasköppen in die Finger fällt! —

„Und ich sag' dir, Ernst — du kennst mich, ich bin ein ruhiger Mensch —, aber ehe ich das mitmache — — was ist das anders als Gelbe! Und das nennt sich Kommunisten!“

Arnold hat länger gesprochen, als seine Gewohnheit ist; aber er hat auch erreicht, was er will. Brandt, der bisher getan hat, als wäre ihm alles wurscht, rutscht unruhig hin und her. Schreit Wiese an, der ihm gegenüber sitzt. Kurt Wiese hat für Politik geringes Interesse, desto mehr für Sport, er beobachtet den Athleten, will das Urteil des Veters hören. „Hör auf mit dem Quatsch! Sind wir deshalb hierher gekommen?! Ich sag' bloß soviel — das kommt ganz anders, als ihr euch denkt.“

Er kaut die gekniffenen Lippen; das gesunde Auge beginnt zu funkeln. „Was! denken wir? Was! kommt anders?“

Brinkmann fragt. Er faßt den Sprecher voll ins Auge. Max Arnold ist zufrieden. Das hat er gewollt. Ernst soll den Jungen in die Zange nehmen. Der kann es am besten sagen.

Einen Augenblick scheint es, als will Fritz Brandt überhaupt nicht Antwort geben. Beinahe verächtlich, mit Naserümpfen und Schulterzucken, weicht er dem Blick des anderen aus. Aber gleich darauf reckt er sich hoch und fährt ihn an:

„Was anders kommt? Alles kommt anders! Oder ist es vielleicht nicht

anders gekommen? Alles Mist, was wir uns vorgemacht haben! Was ist besser geworden? Ja—a — — die da oben — die Herren Minister und — und — die ganze Bonzengesellschaft — für die ist es besser geworden — aber wir? Die sollen sich begraben lassen mit ihrer Geldsackrepublik. Alles Quatsch, was sie über Rußland schimpfen. Die wollen bloß nicht, daß man die Wahrheit hört. Ein Idiot is man, daß man sich das alles gefallen läßt . . .“

„Hör mal, Fritz — —“

„Quatsch! Gar nichts will ich hören. Ich hab' genug —. Und ihr seid Idioten, daß ihr euch das immer gefallen laßt . . .“

„Hör mal, Fritz . . .“

„Ich will nichts hören! Verdammt noch mal — ich hab' genug! Raskopp hat recht: die Bonzen machen halbpart mit den Unternehmern. Man muß sich schämen, noch länger in so einer Organisation zu sein. Ich jedenfalls — —“

„Hör auf jetzt!“

Arnold sagt es; sehr laut, trotz alledem väterlich mahnend. Immerhin, er hat nicht erwartet, daß es so weit schon ist. Er kann es auch noch nicht glauben. Sie haben so oft darüber gesprochen — auch gehörig geschimpft, natürlich — aber alles hat seine Grenzen. — Wenn bloß Ernst Brinkmann die Ruhe behält! Der kriegt ihn am ersten wieder zurecht. Der ist in Rußland gewesen . . .

Brinkmanns helles Gesicht ist leicht ironisch verzogen.

„Ich werde dir mal was sagen, Brandt, wenn du dich für einen Idioten hältst, meinen Segen hast du — laß uns aber besser aus. Du scheinst zu glauben, du hast die neuste Weisheit zum besten gegeben. Bloß du hast Ahnung, was? Wir ändern sind Popel?“

„Das ist ja Quatsch, ich habe — —“

„Jetzt rede ich, und ich werde dir was sagen, du: Wenn es dir besser gefällt in Rußland als hier, dann geh doch mal hin — —“

„Das werde ich auch.“

„Na siehst du. Aber das eine geb' ich dir mit auf den Weg: Wenn du drüben das Maul nur halb so weit aufreißt wie eben jetzt, dann kommst du nich mehr raus aus 'm Kittchen. 'n bißchen anders wie hier. Du dachtest wohl, da gibt's keine Bonzen, was? Alles Edelkommunisten, wie? Geh man hin! Dir werden sie schon den Marsch da blasen — —“

„Laß, Ernst, es is ja nich so gemeint.“

Arnold will vermitteln. Jetzt hat er wirklich Angst. Daß Ernst so scharf sein würde, hat er nicht gedacht. Was ist denn nur los heute?

Arnold weiß nicht — was Fritz ihm verschwiegen hat, wovon aber Brinkmann und andere schon Wind bekommen haben: Die KPD. schickt eine neue Arbeiterdelegation nach Rußland. Brandt soll mitreisen. Brinkmann hat auf den Busch klopfen wollen. Er hat den Fritz schon lange auf dem Kieker; hat ihn so von der Seite beobachtet. Früher ist Brandt in der Frühstückspause zu ihm gekommen; sie haben ein bißchen die Taktik besprochen. Seit einigen Wochen ist er ihm aus dem Wege gegangen. Er hat ihn rumstreichen sehen mit diesen Halbseidenen da, von denen man nie recht weiß: Gehören sie noch zur Partei, oder sind sie nur zum Spitzeln geblieben. Er hat also recht gehabt: Brandt ist dabei, Arnold hat keine Ahnung. Und Arnold hat immer auf ihn geschworen. Gut, daß das klargestellt wird.

Brinkmann sieht mit schmal gezogenen Augenschlitzen an Brandt von oben bis unten runter; wendet sich dann an Arnold:

„Nicht so gemeint, sagst du? Du hast wohl nicht recht gehört, was er sagt?“

„Was?“

„Daß er nach Rußland geht!“

„Wer hat das gesagt?“

„Brandt! Wer denn sonst?! — Rußlanddelegierter der KPD., verstehst du endlich?“

Arnold ist so verblüfft, daß er zweifelnd am Tisch rundum sieht. Sein Blick bleibt an dem Jungen haften. Alle sind jetzt aufmerksam. Auch Wiese, der immer noch nach der Bühne geschielt hat, den Athleten bewundernd, der lange Nägel nur mit der Faust in ein starkes Brett treibt.

„Stimmt das, Fritz?“

Sekundenlang senkt Fritz Brandt den Kopf. Wieder erscheinen kreisrunde rote Flecken auf den hageren Backenknochen. Dann gibt er sich einen Ruck, wie einer, der plötzlich entdeckt, daß er eingekreist ist von Feinden. Er geht zum Angriff über; wendet sich aber gegen Brinkmann, nicht gegen Arnold.

„. . . Und wenn es stimmt! Habt ihr was dagegen? Das geht euch 'n Dreck an. Ihr wollt ja nich lernen! Immer weiter im alten Trott. Ihr werdet schon sehen. Nu gerade!“

„So mach man weiter! —“

„Laß ihn doch, Brinkmann. Warum soll er nicht fahren? Es sind auch vernünftige Kerle drunter. Bei der Spartakiade . . .“

„Hör uff! Geh los mit deinem Sport! Was hat das hiermit zu tun?“

Das ist grob; aber Wiese ist nicht beleidigt, er zuckt nur leicht mit der Achsel: „Na, denn nich!“

Jetzt aber geht Brinkmann zum Angriff über. Aufreizend langsam beugt er sich über den Tisch; die breiten fleischigen Schultern auf die Ellbogen gestützt, die beiden mächtigen Hände mit den dichten hellen rötlichen Haaren darauf weit vorgeschoben. So sieht er den anderen an. „Sag mal, Brandt, du bist doch Parteimitglied, was? Weiß die Partei von deiner Delegation?“

Brandt schweigt. Sein Gesicht aber sprüht Wut und Verachtung. Wohl eine halbe Minute lösen sich beider Augen nicht voneinander. Es ist ganz still am Tisch. Alle sind tief erregt. Hier wird etwas berührt, was an die Wurzel geht. Mag einer schimpfen, wie er will — alle tun es —, mag er austreten aus der Partei, in die andere Partei gehn — das gibt Krakeel, gewiß, aber schließlich muß jeder mit seinem Gewissen fertig werden. Zuletzt sind beides Arbeiterparteien; mal müssen sie wieder zusammenkommen. Aber hier liegt anderes vor. Das springt aus Brinkmanns Frage heraus. Hier geht's um Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit überhaupt, um die Art des Kampfes unter Klassengenossen. Hier ist das, was immer wieder der KPD. und Moskau nachgesagt wird. Lenin soll gesagt haben: Jede Lüge, jeder Betrug, jeder Meineid ist im Kampf erlaubt. Man muß mit vergifteten Waffen kämpfen. Keiner von denen, die heute hier sitzen, hat es selber gelesen. Aber es geht schon jahrelang; sieht leider so aus, als wäre es wahr.

Schön! — — Im Kampf mit den Klassegegnern! — Mit Kapitalisten! — Meinetwegen — da kann keiner die Wahrheit sagen. Die Kapitalisten lügen, betrügen, wie es Profit verspricht. Aber — unter — Klassengenossen?! Arbeiter gegen Arbeiter! Da hört's auf!

So denken alle, die hier sitzen; dachten wenigstens so; auch Fritze Brandt. Sie haben oft genug darüber gesprochen. Ist es jetzt anders? Alle spannen auf seine Antwort. Und die Antwort kommt; kommt so, wie alle erwartet haben und doch vor sich selber zu leugnen suchten.

Mit verbissenen Zähnen stößt Brandt die Worte heraus:

„Ist die Partei mein Vormund?! Für euch vielleicht, aber nich für mich. Von diesen Strolchen laß ich mir nichts befehlen!“

Brinkmann ist der einzige, der ruhig bleibt nach diesen Worten.

„Na, denn man zu! Viel Glück auf 'n Weg!“

Er trinkt sein Bier. Aber keiner der anderen trinkt mit ihm. Sie reden durcheinander; am Ende setzt sich Max Arnold durch.

„Nu is's genug, Fritz. Du weißt nicht mehr, was du redest. Wir gehen

nach Hause, du schläfst dich aus. Laßt ihn in Ruhe, Kinder. Komm! Wir gehn; morgen reden wir weiter.“

„Ich fahr' allein nach Hause. Mit euch bin ich fertig. Ihr könnt mir alle zusammen . . .“

Brandt stürzt an die Tür. Dreht noch einmal um; es sieht aus, als wolle er Wiese etwas sagen. Er bewegt auch die Lippen. Ein Ton aber kommt nicht. Dann ist er verschwunden.

„Da hast du's. Mir hat das gleich geschwant. Ich hab' 'n Riecher dafür.“

„Ich weiß nich — er war verdreht heute; aber ich krieg' ihn schon wieder zurecht.“

„Glaubst du! Ich nich!“

„Laß ihn doch hin nach Rußland. Er kommt auch wieder zurück. Ihr regt euch viel zu sehr auf über alles.“

Das letzte sagt Kurt Wiese, der „Hübsche“, wie sie ihn nennen. Er ist auch hübsch, mit vollen Lippen und blonder Tolle. Der graue Sweater verrät das Spiel seiner kräftigen Muskeln.

Kurt Wiese liebt seinen Vetter, verläßt sich politisch auf ihn. Seine eigene Neigung ist Fußballspiel. Politik — nur wenn er muß. Zur Demonstration und so wie heute. Wenn Fritz nicht locker läßt. Brandt hat versucht, ihn zu schulen. Ihn mitgenommen in Kurse. Da saß er beinahe ängstlich — die treuen Augen nach allen Seiten wandernd, die Stirne in viele Falten gekraust. Aber mit kam er nicht. Es hat keinen Zweck. Die andern sind fixer. Er beneidet sie nicht. Er ist nicht ehrgeizig; ehrgeizig nur als zweiter Stürmer im Fußballklub. Da kann ihm keiner kommen. Aber Parteiengezänk! — — Daß er in der SPD. ist, scheint ihm richtig. Fritz ist auch drin; die KPD. gefällt ihm nicht. Zu laut und zu aufgeregt, reden von nichts als Politik; schimpfen und schimpfen; da macht er nicht mit. So gewaltig scheinen ihm allerdings die Unterschiede doch nicht zu sein, daß man miteinander nicht reden könnte. Im Verein geht es auch. Freilich — in letzter Zeit stänkern ein paar. — Aber die Mehrheit hat abgewinkt — kommt gar nicht in Frage. Was hat ein guter Torschuß mit Politik zu tun? Kurt Wiese schmunzelt, denkt er daran. Aber was ist mit Fritz? Er hat doch nichts getrunken. Er ist so komisch heute. Sie hätten so gut zusammen nach Hause gekonnt. Was hat er mit einemmal?

Als Brandt sich vorhin noch einmal umdrehte, hat Kurt ein Gefühl gehabt: er müsse ihm nachlaufen, ihn zurückholen. Es ging zu schnell. Er ist weg. Jetzt fallen alle über ihn her.

„Verstehst du denn nich, Mensch!? Der fliegt im Bogen raus, wenn das

der Bezirk erfährt. Der kann doch nicht einfach als Delegierter laufen; Reklamepferd für die KPD.! Die Partei weiß nichts davon. So geht's auch nich, daß jeder machen kann, was er will. Du hast wohl ganz vergessen: für die sind wir bloß Sozialfaschisten. Und sieh dir die Jüngelchen richtig an! Gestern noch waren sie gelb . . . Verflucht noch mal . . .“ Kurt Wiese ist ziemlich bedepert; immer noch kann er nicht ganz die allgemeine Erregung begreifen. Er ist zufrieden, als jetzt die Kapelle das Podium verläßt, mit großem Radau im Gänsemarsch durch das Lokal marschiert, Stimmung zu machen.

Arnold hat noch ein Bier bestellt. Er ist verdüstert, hört kaum noch hin, wenn Brinkmann was sagt. Es dauert nicht lange; sie verabschieden sich:

„Macht's jut!“

Um die gleiche Zeit sitzen einige Straßen weiter, nahe dem Rosenthaler Tor, Raskopp und einige seiner Genossen. In einer kleinen Destille; in versteckter Seitenstraße. Jaffke hat das Lokal gewählt; er kennt den Wirt; ein sicherer Junge, der weiß Bescheid. Außerdem: die Molle zwanzig, ein großer Korn bloß zehn.

Ein langgestreckter öder Raum, in dem sie hier sitzen, schmutziger Dunst. Ein Hinterausgang führt auf einen kahlen kleinen Hof. Vom Hof aus ist es möglich, mit einem Sprung über niedrige Seitenmauern, durch Keller hindurch mit weiteren Rückausgängen, schnell und unauffällig im Gewirr dieses Viertels sich zu verlieren.

Sie sitzen zu vieren. Raskopp der älteste, Ende dreißig; Willi Jaffke und noch zwei Junge.

Albert Raskopp ist Pommer; war Betriebsrat auf dem Stettiner Vulkan. Dort ist er als KPD.-Mann nach einem Streik auf der Strecke geblieben. Ein junger Angestellter der Direktion, der mit der Partei sympathisierte, hat ihm in Berlin Arbeit verschafft. Bis jetzt ist es gut gegangen. Er könnte zufrieden sein. Er ist es nicht ganz. In der Partei ist nicht alles so, wie er es wünscht. Liegt das an Berlin? An ihm als Pommer? Mehr als einmal — besonders am Anfang — hat er den Genossen zuschreien wollen: „Kinder, nehmt Vernunft an, so leicht, wie ihr euch das vorstellt, ist es nicht. In Pommern sieht's anders aus.“ Allmählich freilich sind diese Bedenken zusammengeschrumpft — die Kämpfe sind zu heftig. Verschwunden aber sind sie immer noch nicht. Wenn andere hemmungslos reden — wenn er selber nicht anders geredet hat —, dann ist er nachher ein wenig bedrückt. Auch heute. Die Partei über alles! Selbstverständlich. Jeder auf seinem Posten. Auch in der Gewerkschaft

heißt es: in erster Linie Parteimann sein. Befiehlt die Partei, hat sich jeder zu fügen. Und doch — — diese neue Parole: Gründung von RGOs. — — Sie hat ihm Nächte Schlaf gekostet. Heute hat er zum erstenmal vor einer großen Versammlung darüber gesprochen. Er ist jetzt ganz überzeugt, daß er recht hat; aber die Sache durchsetzen — das ist verdammt schwer. Das hat er eben gefühlt. Gegen Jaffke ist er mißtrauisch. Wird nicht recht klug aus ihm. Aber heute — nach dem Klamauk da oben — ist es ihm gerade recht, daß er mit den beiden Jungen kam, ihn ein Stück zu begleiten. Prächtige Jungen, so scheint's. Beide natürlich arbeitslos; abgemagert; aber Hände wie Schlagbretter und entsprechende Schultern. Erich und Franz — die Namen interessieren ihn nicht — wenn Jaffke sie kennt, genügt's — Erich und Franz.

„Vier Korn und vier Mollen! Wir teilen, Albert, wa?“

Jaffke bestellt. Ein seltsamer Typus. Grotesk häßlich. Ein Arbeiter mit den Händen und Augen eines Intellektuellen. Er trägt eine Brille mit Hornrand.

Sie setzen sich in die äußerste Ecke. Der Wirt will Licht andrehen.

„Is jut.“

Sie sind alleine. Halbdämmer.

Wer von der Straße hereinkommt in die Helligkeit um den Schanktisch, kann sie zunächst nicht sehen. Sie aber ihn. Das ist gut so. Die Mitgliedschaft in der KPD. hat wieder ihre Gefahren. Seit Monaten reißen die Polizeiaktionen nicht ab. Wird die Partei verboten werden? Sei wie es sei: die Mitglieder wissen, daß äußerste Vorsicht am Platze ist. Im Augenblick ist Parole: nicht feige und auch nicht tollkühn. Zuschlagen, wo es geht, aber nicht direkt provozieren.

Jaffke beginnt das Gespräch.

„Der Wirt is echt, ihr könnt ruhig reden. Der hat uns am ersten Mai hier unten im Keller abgeriegelt. Rumjeschnüffelt die Bande — Scheibe! — Nüsch zu machen. Wo warst du damals eijentlich, Albert?“

„In Pommern; geredet. Auch Krach; aber nicht so verrückt wie hier.“

„Je verrückter, je besser. Die müßte man uffhängen, Mensch, alle Mann! Und die Sozialfaschisten daneben! Schweine! Mit dir wären sie heute auch abjefahren. Jut, det wir da waren. Aber laß, die kriejen wir noch.“ Jaffke spricht mit gedämpfter Stimme. Die Augen hinter den Gläsern zusammengezogen. Er flüstert und zischt, zwei Vorderzähne sind ausgebrochen. Die Grobheit seiner Worte steht in seltsamem Gegensatz zu dem hageren kleinen Körper.

Erich und Franz schweigen. Sie sind jung, Rot Front. Rot Front ist verboten. Sie stehen ihren Mann, beim Ordnungsdienst, beim Räumen des Saals, beim Rednerschutz, nachts mit Kleister und Farbtopf; und dann noch — — aber darüber wird geschwiegen. Auf den ersten Blick sehen beide sich ähnlich. In der Kleidung und im Gesicht. Beide tragen die gleiche lappig verwaschene Windjacke. Beide die dunkelblaue zerknüllte Schirmmütze, beide freien Hals. Derbe Gesichter mit Buckelnasen, glattrasiert, die Augen tief unter der Stirn. Sie werden gehorchen. Sie werden schweigen. Was hinter der Stirn vorgeht, geht niemand was an. Als Jaffke jetzt sagt: „Keene Bange nich, die kriejen wir noch“, da nicken beide das feste Versprechen: „Und ob! Die kriejen wir noch!“

Raskopp aber wehrt ab:

„Wenn's geht, besser ohne Schlägerei. Viel raus kommt nie dabei . . .“

„Das kannst du nich sagen. Die Bande will es nich anders. Schlagen, wo man sie trifft . . .“

„Da kommt nichts raus . . .“

„Sagst du! Aber ich sage dir: wat andres jibt's nich mehr. Oder sollen wir uns von denen —? Was meint ihr, Jungens?“

Erich und Franz sehen hoch mit einem Blick, der besagt: „Was fragst du uns?“

„Ne, Raskopp, da bist du schief jewickelt. Das kannst du vielleicht in Pommern machen, nich hier — —“

Jaffke hat eine wunde Stelle Raskopps getroffen. Noch immer bedrückt ihn der Vorwurf, Provinzler zu sein. Als ob der das wüßte! Hat sich die beiden Jungen auch gleich als Bundesgenossen verschafft. Ein schlauer Fuchs. Er mag ihn nicht. Aber weg damit: Nicht den Gekränkten spielen. Auseinandersetzungen müssen sein. Hart auf hart! Dann kommen die Funken, mit denen man schließlich das Feuer anbrennen kann und alles richtig beleuchten. Das hat der Doktor damals gesagt, als er ihn zum erstenmal wiedersah in Berlin. Also . . .

„Du hast natürlich recht, wenn du meinst, man kann nicht einfach den Puckel hinhalten. Das ist Blödsinn. Aber davon red' ich auch nich. Erich und Franz werden schon verstehen — — das hier ist anders. Ich brauch' nichts über die Bonzen zu sagen. Die wissen Bescheid und betrügen, damit sie oben bleiben. Aber du weißt ebensogut wie ich, wie dußlig die meisten Proleten noch sind . . .“

„Um so eher muß man diesen Idioten um die Ohren klatschen, daß sie endlich Verstand kriegen.“

„Aber wie?“

„Gerade so!“

„Dann kommt das Gegenteil von dem raus, was wir wollen. Die meisten sind noch kleine Spießler. Die müssen erzogen werden. Die hören zuviel auf ihre Bonzen.“

Jaffke grinst Raskopp böse an:

„Es gibt noch anderswo Spießler, die vor lauter Bedenken überhaupt nicht zum Handeln kommen. Wat brauchen wir überhaupt die Organisationsfatzkes? Wenn die ihre Marken kleben, sind sie zufrieden. Da sind mir die andern lieber, da sind noch wenigstens Kerle dazwischen . . .“

Über Raskopps Gesicht strömt von den Ohren her eine Hitzewelle.

„Davon reden wir nich! Das braucht mir keiner zu sagen. Aber wenn man spalten muß, dann kann man nicht wirtschaften wie ein Elefant im Porzellanladen. Wär 'n schöner Blödsinn . . .“

„Wird allerlei Blödsinn jesagt. Det — jedenfalls — war längst Zeit. Jahrelang hab ick det jesagt. Nu endlich sind se soweit . . . Übrigens, wat ick sagen wollt! Wer war det da am Tisch — so ein Hagerer mit 'm Jlasooje? Kennt einer von euch den?“

Er wendet sich Erich und Franz zu. Die haben noch immer kein Wort gesagt, auch keinen Versuch gemacht, sich einzumischen. Franz sitzt da — der Blick verschlossen, wie der eines ruhenden Tieres. Hört oder hört er nicht? Gleichmütig sitzt auch Erich. Die Augen aber gehen ruhelos hin und her, von Raskopp zu Jaffke, entlang das Lokal zum Wirt, zur Eingangstür und wieder zurück zum Hofausgang. Er lauscht wie ein Vorstehhund, wenn die Tür geht, ein einzelner Mann am Büfett seine Molle kippt; wieder geht. Die Worte des Wirtes fallen brockenweise, unverständlich. Er sieht sich nicht um, mechanisch spült er die Gläser, reinigt mit einer Igelbürste. Nur dieses Geräusch ist zu hören, und die gedämpften Reden der vier am dunklen Ecktisch. Der Tabakrauch wiegt sich in blaßblauen Schleiern durch den düsteren Raum.

Gerade will Erich sagen, daß ihm Fritz Brandt bekannt ist, da zuckt er unwillkürlich zusammen. Die Tür geht auf, zwei Schupos treten ein, rücken am Koppel, treten ganz dicht ans Büfett, werfen scharfe Blicke ins Dämmer. Sie sagen etwas, der Wirt gibt Antwort. An der Lippenbewegung erkennt es Erich. Worte sind nicht zu verstehen. Er gibt einen knurrenden, hustenartigen Laut von sich, greift wie von selbst in die Tasche. Seine Muskeln spannen sich. Jetzt sehn auch die andern. Die Gruppe erstarrt sekundenlang. Dann wieder ist es, als wollten alle aufspringen, vorwärts stürzen zum Angriff; oder flüchten, zur Hoftür

hinaus. Keiner der vier hat die Polizei direkt zu fürchten. Keiner hat etwas Besonderes ausgefressen. Jedenfalls weiß der eine vom anderen nichts. Aber sie sind Kommunisten. Die Partei ist immer verfolgt. Seit dem Blut-Mai ist keiner sicher; immer droht plötzliche Haussuchung. Jeder fühlt solidarisch mit seiner verfeindeten Partei; tritt Polizei auf den Plan, wird er unruhig, geht in Abwehrstellung. Franz stützt die Ellbogen auf. Seine Haltung sagt es: Freiwillig laß ich mich nicht verhaften.

„Nur Ruhe!“

Raskopp flüstert. Jaffke aber sagt:

„Nur keenen Schiß! Det wollen wir doch mal sehen!“

Er erhebt sich, geht ans Büfett, fixiert die Beamten.

„Ooch keene Arbeit, was? Jieß einen in, Reinhold. Wünschen die Herren auch einen?“

Die Schupos streifen ihn kurz von oben bis unten. Antworten nicht, wenden sich ab, sprechen miteinander.

„Na denn nich, liebe Tante. Nüscht vor unjut. Wohlsein!“

Er geht in die Ecke zurück.

„Idioten, die können mir sonst was!“

Die andern schweigen. Die Beamten werfen noch einmal einen Blick zu den vier hinüber; dann gehn sie.

„Haben die überhaupt bezahlt?“

Der Wirt gibt einen unverständlichen Laut von sich. Kann ja heißen, kann nein heißen. Aber jetzt wird Franz lebendig.

„Die Hunde! Ick kann se nich riechen. Bei mir zu Hause waren se wieder. Stücker drei Wochen her. Ick sah se jrade rinjehn. Meine Olle war da. Die hat vielleicht jespuckt. Junge, Junge! Bei sowat is Mutter jut. Ick hab uff 'n zweeten Hof jehört, wie sie se runterjeputzt hat. Sie müßten nach Waffen suchen — ick so wie ick wär denunziert —. Die Arschlöcher haben vielleicht jedacht, ick lej die Knarre uff 't Fensterbrett. Aber ick weeiß schon, wo det herkommt. Uff 'n ersten Hof wohnt 'n Nazi. Den hab ick mir mal jekooft . . .“

So redet er weiter, kommt so in Zug, daß die andern ihn unterbrechen müssen. Raskopp ist es in diesem Lokal nicht mehr geheuer. Er sagt es. Jaffke zuckt die Achseln:

„Der Wirt is jut, für den lej ick meine Hand ins Feuer. Aber man kann nie wissen, wenn du Schiß hast . . .“

„Verrückt! Ich hab' keinen Schiß. Vorsicht is noch lange kein Schiß, das wirst du zugeben. Was hat die Partei davon, wenn man uns unnötig schnappt?“

Raskopp ist wütend, wütender, als er sich eingesteht. In diesem Augenblick fühlt er deutlich: er möchte nicht gern die Arbeit verlieren. Er ist bereit zu jedem Opfer; aber sinnlos nicht. Er hat seine Kinder, er hängt an den Kindern. Wenn er auch selten zu Hause ist — ist er zu Hause, fühlt er sich wohl. Erich und Franz sind Jungens; im Betrieb sind sie kaum gewesen, immer arbeitslos, keine Familie, von der Hand in den Mund. Gut. Aber Jaffke — — ein übler Kerl! Hetzt die andern gegen ihn auf. Und die Art, wie er das macht — — Wie 'n Spitzel . . .

Blitzartig kommt Raskopp dieser Gedanke. Im nächsten Augenblick ist er fest davon überzeugt. Er wundert sich nur, es nicht längst gewußt zu haben. Die Art, der Blick, die Fragerei, von jedem alles wissen zu wollen. Warum ist er vorhin ans Büfett gegangen? Vermutlich ist auch der Wirt ein Spitzel. Verdammt noch mal: dicke Luft! Aber jetzt kalt Blut, nichts merken lassen. Schließlich kann er ihm nichts beweisen, um so eher heißt es: aufgepaßt!

„Du hältst mi für 'n Spitzel, wa?“

Wie ein Schlag kommen die Worte. Raskopp ist nicht imstande zu schneller Antwort, aber Jaffke fährt auch schon fort:

„Der hält uns für Spitzel, Jungens; Rasköppcken, du bist'n Dussel. Reden kannste, det muß dir der Neid lassen, aber sonst aus Pommern. Mir kannste nich uff'n Ast nehmen, da mußte früher uffstehen. Berlin is Berlin. Jehn wa. 'n Abend Reinhold. Ick schick die Lilli mal her . . .“ Auf der Straße versucht Raskopp einige Worte der Klärung. Widerspricht dem Verdacht. Aber Jaffke scheint die Sache sehr leicht zu nehmen. Er grinst:

„Ick wer' dir was sagen, Albert: ob oder nich — ick arbeit nu sieben Jahre; hab dreiundzwanzig in Hamburg mitjemacht. Ick jehör nich zu denen, die sich nach oben drängeln, wie manche andern. Jeder an seinem Platz. Ick weefß, wat nötig is. Die Jungens ooch. Wir brauchen mehr von der Sorte; nich solche, die bloß quatschen. Aber wat ick sagen wollte: Auf Verdächtigungen muß unsereiner immer jefaßt sin. Macht nüscht! Die Hauptsache is . . . Macht's jut, Jungens.“

Erich und Franz verabschieden sich, von Jaffke freundschaftlich derb; kühl, mißtrauisch von Raskopp.

„Die Jungens jehn noch kleben. Die haben nich solche Ruhe wie die Herrschaften oben. Die Herren Parlamentarier. Ganoven! Die können mir alle gestohlen bleiben. Aber wart man, denen soll noch der Arsch mit Jrundeis jehn.“

Raskopp und Jaffke fahren zusammen Untergrund, nach Norden, in die Nähe des Schillerparks; da wo die alte Straße nach Tegel läuft. Schweigend sitzen sie sich gegenüber. Gleichgültiges können sie nicht sprechen; von anderem wollen sie nicht sprechen. Fühlen sich immer beobachtet, immer bedroht, stehn immer in Abwehr zur Ordnung ihrer Gesellschaft.

Von der Seestraße gehen sie noch ein Stück gemeinsam. Jaffke scheint die Szene vorhin vergessen zu haben. Seit die Jungens weg sind, ist sein Ausdruck ein anderer, beinahe freundlich. Sein Gesicht gewinnt, wenn das Grinsen daraus verschwindet. Raskopp bemerkt es. Er selbst ist unruhig, plötzlich wieder im Zweifel. Ist Jaffke doch kein Spitzel? Wahrscheinlich nicht; oder sicher nicht. Verdammt, man muß sehr vorsichtig sein, gerade jetzt, wo eben wieder zwei hochgegangen sind, wegen der Schupogeschichte. Er hat das Bedürfnis, ein Wort noch mit Jaffke zu reden.

„Du gehst hier runter, nich? Ich begleit' dich noch ein Stückchen. Was sagst du zu Riebe heut abend? Ein schlauer Hund. Sitzt da, als wenn er nicht bis drei zählen kann. Der hat doch den Uprecht vorgeschickt?“

„Und ob! Aber das ist ein Vogel, was? So 'n oller ehrlicher Seemann mit 'm Brustton der Überzeugung. Feldweibel! ‚Ruhe! Mal herhören, Leute!‘ Idiot! Damit kann er viel werden hier. Det Vergnügen dauert nich lang. Aber der Riebe, da hast du recht — det is 'n Aas. Der jeht über Leichen, saj ick dir. Volljefressene Blutwurscht! Hast du den Brinkmann jesehn, der zuletzt so brüllte? Bei dir am Tisch? Den Weißbierkopp? Det ist der allerjefährlichste. Erst denkste, der jibt den Sozialfaschisten, genau was sie wert sind. Und denn, denn kommt er von hinten rum, aaljlatt, und alles is nich jewesen. Bande! Kastrieren müßt man die, in 'ne Pissbude sperren! Nüscht zu fressen, bloß ihren ‚Vorwärts‘ müßt'n se lesen . . .“

Jaffke verliert sich weiter in maßloses Schimpfen. Er schwelgt darin. Dabei bleibt er äußerlich ruhig. Sein Gesicht überzieht das entstellende Grinsen. Raskopp bemerkt es nicht. Es ist zu dunkel hier. Straßenzüge mit massigen Schatten, die rückwärts auf Felder zu fallen scheinen; nur wenige Lichter, halbländliche Häuser. Menschenleer. Ist wirklich einer zu sehen, dann huscht er lautlos, als wäre auch er nur Schatten.

Nachts, in der Nähe der eigenen Wohnung, überfällt Albert Raskopp immer so etwas wie Unruhe, ja Unsicherheit, ob alles so gehn wird, wie

man denkt. Wenn er überlegt — die vielen Jahre — und noch kein Ende abzusehen — — die Gleichgültigkeit der Proleten jetzt im Betrieb — das Wachsen der Nazis — — sind denn die Menschen wirklich so dumm?

„Wir haben noch ein schweres Ende vor uns, Willi. Wenn bloß Rußland aushält. Das ist das Wichtigste . . .“

„Mensch! Raskopp! Willst du auch Trübsal blasen? Das hätt ick von dir nich erwartet! Du hast wol zuviel Fühlung mit den Herren da oben? . . .“

„Quatsch nich! Auf solchen Blödsinn geb' ich überhaupt keine Antwort. Aber man muß sich doch seine Gedanken machen. Das schadet dir auch nich.“

Raskopp ist wieder Kämpfer. In einer Versammlung wäre er jetzt ein gefährlicher Gegner.

„Ich will dir was sagen, Willi: Ich bin jetzt — die Lehrlingszeit eingerechnet — beinahe zwanzig Jahre in der Gewerkschaft. Da werd' ich wissen, was los is. Und das sag' ich dir, und allen andern: Ich hab' mich überzeugt, daß es richtig is, unsere eigene Gewerkschaft aufzuziehen, aber wenn sich manche denken, das jeht mit 'm Wuppdich und mit dem Maulwerk allein, dann sollen sie sich ihr Lehrgeld wiedergeben lassen.“

Sie sind in der Nähe einer Laterne. Angriffsbereit sieht Raskopp den anderen an. Der aber hat eine Maske vor dem Gesicht. Keine Miene läßt darauf schließen, daß er sich als Angegriffener fühlt.

„Haste recht, Albert, man muß sich seine Gedanken machen. Det is der ganze Witz: Wie soll man's machen? Aber jemacht muß es werden! Schluß für heute. Wir reden noch öfter; drüben wohn ick. Nummer dreizehn. Ne Jlückszahl. Rot Front, mein Junge.“

Er verschwindet, ohne ein Wort der Erwiderung abzuwarten.

Raskopp fröstelt. Jetzt hätte er gerne noch gesprochen. Langsam geht er zurück, hört in der Stille der Nacht den eigenen Schritt. Er grübelt wieder. Wie soll man's machen? Sicher nicht so, wie Jaffke denkt.

Ist Jaffke doch ein Spitzel? Er weiß nicht mehr, was er denken soll. Aber gleich. — Wie soll man's machen?

Zu Hause

Gustav Riebe ist Frühaufsteher. Kommt er nachts nach Hause, schläft er sofort ein. Emilie möchte dann gerade erzählen. Er kann nicht, mitten im Satz ist er weg, mit leichtem Schnarchton. Aber morgens muß er raus. Auch heute.

Ein prachtvoller Maimorgen, als er die Rücktür des Hauses aufschließt. Er macht ein paar Schritte auf dem Kiesweg des kleinen Gartens, atmet genußvoll ein, dehnt den kurzen breiten Oberkörper. Er genießt die Wohltat, ohne Kragen zu sein. Das weiße Hemd ist oben geöffnet, sticht scharf ab von dem dunklen Haar auf der Brust. Er trägt eine alte Hausjacke, an den Füßen rotlederne Morgenschuhe.

Der Garten ist klein, aber doch nicht so klein, wie er gestern abend Uprecht hat glauben machen wollen. Ein Kiesweg, ein Meter breit, umzirkelt ein Rasenstück von dreißig Meter im Quadrat. In der Mitte, im kleinen Kreis, genau gezählt, entfalten fünfundzwanzig Tulpen auf hohen hellgrünen Stielen ihre prächtigen chromgelben Becherblüten. An den Seiten des Weges ist wieder Rasen, ein bis drei Meter breit, abgegrenzt von den Nachbargrundstücken durch hohen Drahtzaun mit starken eisernen Rahmenstützen. In der einen Ecke steht ein großer, hölzerner Palmenkübel. Gegenüber — Triumph des Frühlings — blüht ein hoher Fliederbusch, in der betäubenden Fülle schwer hängender Trauben. Ein Prachtexemplar voll tausend und aber tausend elfenbeinfarbener zarter Blüten. Der Stolz und die Freude seines Besitzers.

Ihm gilt der erste Blick. Gustav Riebe geht dicht heran, steckt den Kopf mit dem dunklen Haar dicht in den Busch, streichelt mit kleinen wohlgepolsterten Händen, unter deren Nägeln ein Schmutzrand sitzt, die vornehmen, mattgelben Rispen; so leise und zart, wie man einem geliebten, kranken Kinde über das Haar streicht. Dann geht er zurück in das Haus, holt aus der Gerätekammer eine Wasserdrehspritze an langem Schlauch, trägt sie, vorsichtig tretend, in die Mitte des Rasens neben das Tulpenbeet. Wie Silber leuchten die kreisenden Wasserstrahlchen im Licht der Morgensonne, zerstioben in Perlennetzchen, glänzen weiter auf Gräserspitzen wie funkelnde Edelsteine. Ringsum

ist Stille. Riebe kreuzt die Arme über der Brust, so gut ihm das bei seiner Dicke gelingt.

Die kleinen Villen der Kolonie — Ein- und Zweifamilienhäuser, keins hat mehr als fünf, sechs Zimmer — haben an dieser „Bonzenstraße“, wie Neidische sagen, kleine durch einen weißlackierten Holzzaun abgeschlossene Vorgärten. Die Straße ist gut gepflastert. Die Kolonie umfaßt nur etwa fünfzig Häuser mit knapp vierhundert Bewohnern. Einige wenige sind für Läden reserviert.

Von der Bonzenstraße aus kann man die Kolonie nur teilweise übersehen. Das Gelände, vor kurzem noch waldbestanden, ist hügelig. Die billigeren Wohnungen ziehen sich in den sogenannten Nesselgrund hin. An einzelnen Freiplätzen spreizen hochstämmige Kiefern ihre Nadelschirme. Auch in einigen Gärten hat der Besitzer ein und den anderen Stamm geschont; ein letzter Mohikaner, der trauernd die spärliche Skalplocke in die Luft reckt.

Die Kolonie ist das Werk einer Baugenossenschaft. Kommunale Hilfe mancherlei Art war gegeben. Immerhin — dreitausend in bar waren nötig für ein Einfamilienhaus. Den Rest war möglich abzudecken durch Hypothek, durch Mittel der Hauszinssteuer; bei günstigem Zins. Die Genossen der kommunalen Verwaltung haben getan, was sie konnten. Dank aber haben sie wenig geerntet. Vielleicht in der ersten Zeit. So um vierundzwanzig herum. Aber das ist heute vorbei. Ein Riß geht durch die Kolonie; zweifach und dreifach. Mißtrauen, Neid, offene Beschimpfungen — so weit ist es gekommen. Dabei sollten die Menschen zufrieden sein. Kann jemand es besser haben? Jedes Haus Kanalisation, Spülklosett und Badeeinrichtung. Jedes Haus einen festen Keller. Reichlich Platz für Kohlen, Holz und Winterkartoffeln. Aber es ist die alte Geschichte: „Wenn die Maus satt ist, schmeckt das Mehl bitter.“

Solche Gedanken beschäftigen Riebe. Eine Stunde lang hat er genossen, an diesem herrlichen, frischluftgesättigten Morgen auf eigenem Grund und Boden zu stehen. Es ist Sonntag und wunderbar still; nur den Milchmann hört man mit Flaschen gekühlter Milch von Haus zu Haus gehn. Eine Amsel hüpf't Zaun bei Zaun mit jubelndem Flöten. Fünfhundert Meter abseits der Kolonie fahren die Züge der Vorortbahn. Sie stören nicht; fahren elektrisch. Im Gegenteil: Es ist angenehm, geborgen und einsam hier zu stehen, zugleich aber, beinahe geheimnisvoll, verbunden zu sein mit der großen Welt.

Ein Geräusch im Hause reißt Riebe aus seiner Behaglichkeit. Er hört

eine Tür schlagen und gleich darauf die ärgerliche Stimme seiner Frau; sie ruft nach dem Mädchen. Minna schläft unter dem Dach. „Ich komm' schon“, ruft Minna zurück; der Wortwechsel aber hört nicht auf.

Riebe ist plötzlich zumute, als spürt er den Lärm einer zischenden Säge hinter dem rechten Ohr. Vorsichtig, ängstlich beinahe, verläßt er den Garten, tritt an die fensterlose Querfront des Hauses, atmet tief, greift in die Rocktasche, holt einen Stummel heraus und raucht ihn an. Trübe beobachtet er den in der Sonne schwebenden wunderbar blaßblauen Rauchschleier. Ächzend greift er nach der Stelle, wo seiner Meinung nach Magen und Leber sitzen müssen. Dort brennt es. Er murmelt Unverständliches vor sich hin. Wer weiß, was es heute für Ärger gibt. Ah! Ärger, nichts als Ärger! Von morgens bis abends, ununterbrochen. Was hat man vom Leben? In Bälde womöglich ein großer Streik mit allem Klamauk drumherum! Man könnte verrückt werden!

Riebe weiß durchaus nichts Bestimmtes, was heute Ärger bringen könnte. Mehr und mehr aber wühlt er sich in den Gedanken hinein. Auf einmal fällt ihm Brinkmann ein. Noch trüber wird sein Gesicht. Die Zigarre schmeckt gräßlich bitter; ein dicker Tropfen Nikotin ist ihm auf die Lippen gekommen. Er schleudert den Stummel auf die Erde; bohrt ihn mit dem Fuß in den Kies.

Ernst und er sind Schulkameraden gewesen. In den Rehbergen sind sie groß geworden. Heute ist dort ein Park. Aber damals! Im Sand gebuddelt, Höhlen gebaut, Indianer gespielt. Dann zu Hause die Wucht; hat nichts geschadet. Der Vater war gut. Besser als die Mutter. Immer fidel, auch wenn kein Pfennig im Hause war, pfiß und drehte den Schnurrbart. Die Mutter aber schimpfte; von morgens bis in die Nacht. Wenn er die Sache heute bedenkt — sie hat ihre Gründe gehabt —, der Vater hat viel poussiert, schön getan mit anderen Frauen. Daher mancher Krach. Aber trotzdem. Er hat ihn lieber gehabt. Alle Kinder hatten ihn lieber, soweit er sich noch entsinnen kann. Sie waren ihrer sechs. Der Vater hat erzählt und Spaß gemacht. Einmal ist er sogar in ihre Indianerhöhle gekommen, hat sich von Ernst das ganze Gesicht bemalen lassen. Was haben sie da gelacht! Später mußte er ihm das Essen auf den Bau nachbringen. Da war ein Kollege, so ein hagerer, langer, mit riesigem hängendem Schnurrbart. — Da haben sie von der Partei gesprochen, von der Polizei und all den Sachen, die damals gefällig waren; haben sich lustig gemacht übers Militär. Der Lange war zum Schießen. Der hat sich hingestellt, eine Schippe über der Schulter: „Achtung! Prä—sen—tiat — das — Je—wä—a!! Kä—rls! Wia wär—den einen

Pa—ra—de—marsch machen nach Pa—ri, wie die Wält noch nicht je—sähn hat —.“ Wie er das gemacht hat — großartig! Riebe muß heute noch lachen, denkt er daran. Dann kam die schlimme Zeit. Der Vater auf dem Bau verunglückt; wochenlang Krankenhaus; tot. Fritz, der jüngste, eben erst in die Schule gekommen. Kein Auskommen mit der Mutter. Er ist froh gewesen, als er von Hause wegkonnte. Aber immer zusammen mit Ernst. Zusammen sind sie auch in die Bewegung gegangen. Im selben Jahr haben sie beide geheiratet. Ernst die Martha und er Emilie. Seine Liebe freilich war Emilie nicht gewesen. Seine Liebe war die Schwester von Ernst gewesen. Die hatte mit ihnen zusammen getollt. Für Trude hätte er alles getan. Blond und schlank, Haare auf dem Kopf wie der Vater im Spitzbart; wild und fidel und blitzende Augen. Er hat aber nie den Mut gefunden, es ihr zu sagen. Vorbei. Als Ernst dann mit Martha ging, brachte die eines Tages Emilie mit. So ist es gekommen. Er weiß selber nicht wie. Sie hat ihn richtig zu nehmen verstanden. Gewiß — auch er hat gewollt, sogar gedrängt — trotzdem — er ist geheiratet worden. Emilies Mutter hat alles befümmelt. Das ging so schnell, zum Nachdenken ist er gar nicht gekommen. Im übrigen aber — denkt er zurück —, er will nicht ungerecht sein. Sie haben gut zusammen gelebt. Emilie kann vorzüglich kochen, das muß der Neid ihr lassen. Dann kam die Freude über das Kind. Er kriegte die bessere Stellung; das Gehalt erhöhte sich, so daß sie für schwerere Zeiten zurücklegen konnten. Noch besser wurde es nach der Inflation. Sie haben das Haus bauen können. Heute ist es ihr Eigentum ohne Schulden. Zwanzigtausend Mark wert. Ist das nichts? Aber weiß der Himmel: Gerade jetzt — seit zwei, drei Jahren, ist ewig Ärger um Geld. Und er kommt nicht dagegen auf. Immer dieselbe Geschichte. Die Frauen verbrauchen zuviel. Denkt er an seine Schwestern und Trude Brinkmann — wie waren die angezogen!! Und es ging auch. Und sie sahen gut aus . . .

Riebe bleibt eine Viertelstunde still an der Wand des Hauses stehen. Die höher steigende Sonne, die immer leuchtender über die roten Dächer fließt und breite goldene Teppiche in die Gärten zu legen beginnt, trifft auf ein immer mißmutigeres Gesicht. Beinahe verstohlen nur wirft der Mann einen Blick auf die flammenden Tulpen, die sich gierig der Sonne entgegendrängen; auf die dicken Fliederdolden, die sich dehnen wie sanft aufgehender Teig. Dann starrt er auf die Spitzen der saffianledernen Morgenschuhe. Hörbar seufzt er; geht ins Haus . . . „Ist Herta noch nicht unten?“

„Was du verlangst! Wie soll das Kind schon unten sein, wenn sie um zwölf ins Bett kommt und um zwei von dir geweckt wird?“

„Ich habe sie doch nicht geweckt . . .“

„Sieh an! Du denkst, alle Menschen haben solchen Schlaf wie du. Du wirst allerdings nicht wach, wenn ich mal später komme. Aber ich und Herta werden wach; das könntest du wirklich wissen!“

„Ich kann's nicht ändern, daß die Versammlungen lange dauern.“

„Sofort fängst du an zu schimpfen . . .“

„Ich schimpf' ja gar nicht!“

„Sieh an — du schimpfst nicht. Dabei schreist du so, daß Minna es hört, und blamierst uns.“

„Ich schrei' nicht, und außerdem ist es Quatsch — blamieren! Vor wem blamieren!“

„Das hab' ich dir eben gesagt: vor Minna. Was soll die denken, in was für einem Haus sie dient! Entweder wir haben ein Mädchen, oder wir haben keins. Du bist doch der gewesen, der es gewollt hat . . .“

„Aber nicht — —“

„Was: aber nicht?“

„Emmi!“

Riebe möchte sagen, es ist zwar richtig, er hat vor einigen Jahren, als die Arbeit kam mit dem Haus und Herta noch kleiner war, geraten, ein Mädchen zu mieten, es käme ihm aber komisch und lächerlich vor, mit dem Mädchen nicht mehr zu sprechen als unbedingt nötig; am Ende zu tun, als wäre ihr Haus ein Grafenhaus. Er begnügt sich aber mit dieser kurzen Beschwörung. Dies Thema wird zum hundertstenmal behandelt. Mehrmals hat Riebe im Laufe der Zeit gefordert, das Mädchen wieder gehen zu lassen. Das Gefühl und auch der Verstand sagt ihm, es entspricht seiner Stellung nicht. Ist auch zu teuer; die Gehälter sind neuerdings abgebaut. Ein Unfall Emiliens aber, der sie lange am Gehen hinderte, hat seine Wünsche zunächst zu Boden geschlagen. Jetzt ärgert Emilie sich, wenn er freundlich mit dem Mädchen spricht. Dabei kann er nicht anders. Erstens ist Minna nicht auf den Kopf gefallen: sie weiß ganz gut, wo sie dient; und dann: warum soll er nicht freundlich sein? Schließlich ist es sogar seine Pflicht; er ist nicht Direktor und Kapitalist. Er versteht Emilie nicht. Sie hat selber lange genug gedient; schimpft heute noch, wenn sie erzählt, wie sie oft von oben herunter behandelt wurde. Und jetzt . . . Er will keinen Streit; es ist immer dasselbe . . .

„Ist die Zeitung schon da?“

„Ich weiß nicht.“

Gustav Riebe erhebt sich aus dem kissengepolsterten Rohrstuhl.

„Was willst du tun?“

„Die Zeitung holen, was sonst?“

„Du kannst doch Minna klingeln, wozu ist sie denn da? Sie hat schon so sowenig zu tun!“

Emilie Riebe wartet nicht ab; sie greift nach dem Klingelknopf, der neben der Lampe über dem runden Eßtisch herunterbaumelt. Wozu haben sie denn vor kurzem diese Klingel extra legen lassen? Gustav lernt wirklich nie, wie man sich benehmen muß. Soll er draußen machen, was er will; hier zu Hause soll er sich richtig benehmen. Es ist doch nicht nötig, sein Leben lang ein Püffel zu bleiben. Aber sie wird nicht locker lassen. Männer müssen gezogen werden, das hat ihre Mutter schon gesagt. Wo sollte das anders auch hinführen? Schließlichsoll Herta anständig erzogen sein; und wenn es klappt mit ihrem Verehrer — —“

Emilie Riebe wird heiter, als sie an Hertas Verehrer denkt. Während der Mann die Zeitung liest, beschäftigt sie sich mit dem Frühstück. Streicht Honig auf die Butter. Das Glas mit dem Honig glänzt wie Gold in dem Sonnenstrahl, der durch die Gartenveranda über den Tisch fällt. Behaglich streichelt Emilie mit dem dicklichen Finger die hübsche, hellgeblünte Decke des Frühstückstisches. Im Augenblick ist sie zufrieden. Ihre kleinen flinken Augen, zwischen der schrägen kurzen Nase und den in die Stirn fallenden, trotz ihrer dreiundvierzig Jahre noch kohlschwarzen Haaren ihres Bubikopfes, gleiten über alle Gegenstände des Zimmers. Verweilen bei jedem — bei der Standuhr, die eben mit Glockenschlag die neunte Stunde anzeigt; bei der Couch, vor wenigen Wochen gekauft; bei Büfett und Anrichte, mit dem schweren Bleikristall darauf. Besonders stolz ist sie auf den Teppich; modernes Muster; dreihundertundzwanzig Mark! Aber ist auch was. Gustav hat nicht gewollt, aber wenn es nach Gustav ginge, liefen sie heute noch auf sandgestreuten Dielen. Er hat kein Verständnis dafür. Wie schön, daß Herta guten Geschmack hat. Auf die kann man sich verlassen.

„Hör mal! Hast du gelesen?! Was sagst du dazu?“

Riebe knittert die Zeitung.

„Was soll ich gelesen haben? Bis jetzt hast du es noch nicht für nötig gehalten, mir auch nur die Beilage anzubieten.“

Die Art, wie seine Frau seit einiger Zeit die Worte setzt, kommt Riebe albern und lächerlich vor.

„Verstell dich nicht so!“

„Wie?“

Nadelspitz klingt das. Und Riebe hastet.

„Quatsch, Quatsch! Hör lieber zu: ,Verurteilung des Bürgermeisters. Der Bezirksausschuß als zuständiges Disziplinargericht fällt folgendes Urteil: Der Angeklagte hat seine Pflichten verletzt, die ihm das Amt auferlegt hat, und hat sich durch sein Verhalten im Amt und außerhalb des Amtes der Achtung, des Ansehens und des Vertrauens, das sein Beruf erfordert, unwürdig gezeigt. Der Angeschuldigte wird deshalb mit Dienstentlassung bestraft. Die Barauslagen des Verfahrens fallen dem Angeschuldigten zur Last.“

Riebe hat langsam, sehr langsam gelesen. Am Schluß sieht er seine Frau an; mit einem seltsam gemischten Blick. Emmi Riebe ist, was selten vorkommt, perplex. Einen Augenblick weiß sie wirklich nicht, was sie sagen soll. Sie nimmt ihrem Mann das Blatt aus der Hand; liest halblaut noch einmal den Text. Gerade will sie ihr schärfstes Urteil fällen, das dahin lautet: „Geschicht diesem Mann ganz recht, bei solchem Gehalt hat keiner nötig, sich Extravorteile zu verschaffen“; da fällt ihr die Szene im Konsum ein — mit Martha Brinkmann, wo die Weiber hergezogen sind über „gewisse“ Frauen, die sich Pelze leisten können und so. Das gibt den Gedanken sofort eine andere Richtung. Sie wird ruhig und klarer; die Äugelchen blänkern wie kleine Beeren.

„Ich will dir was sagen, Mann: die meisten andern sind auch nicht besser, die sollen bloß nicht so tun. Jeder soll vor seiner Tür kehren, da gibt es genügend Dreck. Der Mann kann einem leid tun. Was hat er groß getan? Und erst recht die Frau. Was kann die dafür? Die Juden sind schuld, die drehen das so. Das sind die Betrüger. Und du nimmst sie immer in Schutz. Wenn dir das passiert wäre? Reg dich nicht auf! Das kann jedem passieren. Ich sag' dir, die sind bloß neidisch, die andern. Wenn die da säßen, dann machten sie's gerade so. Du siehst ja, die Martha Brinkmann. Das wollen Freunde sein! Solange sie haben wollen, schwänzeln sie rum und schmieren Honig. Nachher kommt's anders. Lehr du mich Menschen kennen. Ich kenn' sie besser. Aber die können mir alle gestohlen bleiben! Ich laß mir keine Vorschriften machen. Von denen schon lange nicht. Die sind bloß wütend, weil Herta nicht mitmachen will. Die werden noch wütender werden, wenn sie hören, daß Herta sich nächstens verheiraten wird . . . Übrigens — fällt mir ein —, Herr Messer kommt heute zu Mittag. Du mußt dich nachher umziehen.“

Emilie Riebe ist wieder völlig beruhigt. Sie schneidet ein neues Brötchen

auf. Sie hat sich frei geredet von allem Druck. Sie hat — wozu sie sich selber beglückwünscht — die Gelegenheit benutzt, endlich einmal auszusprechen, was ihr schon lange am Herzen liegt. Bisher hat sie aber nicht die Courage gefunden, es Gustav zu sagen. Sie fürchtet ihn nicht — nein; wenn die Männer auch poltern, im Grunde sind sie feige, das weiß sie. In dieser Sache aber hat sie selber bisher Bedenken gehabt. Jetzt ist es heraus. Wochenlang hat sie mit Herta darüber geredet. Es stimmt, Herta ist noch ein bißchen jung. Eben achtzehn. Sie selbst hat früher immer gesagt, kein Mädchen sollte vor fünfundzwanzig heiraten. Wenn Gustav anderer Ansicht war, hat sie ihn gehörig zurechtgestukt. „Was denkst du dir, wozu die Frauen eigentlich da sind? Wenn's nach euch Männern ginge, dann sind sie gerade gut genug, im Hause zu bleiben und jedes Jahr ein Kind zu kriegen. Ihr könnt euch dann weiter amüsieren! Das könnt' euch so passen. Solange wir jung und unschuldig sind, streicht ihr rum wie die Kater. — Mein Liebchen hier, und mein Schätzchen da. Am liebsten möchtet ihr alles haben, ohne heiraten zu müssen. Schön dumm die Mädchen, die auf all das Gequatsch reinfallen. Ich wundere mich überhaupt, was sich die Frauen gefallen lassen. Und gerade bei euch in der Partei! Wenn ich schon höre: ‚Meine Olle!‘, dann hab' ich gerade genug. Meine Olle —! Ja, meine Olle! Sollten sich schämen! Schimpfen immer über die Kapitalisten, aber solche Ausdrücke erlauben die sich nicht ihren Frauen gegenüber, mögen sie sonst sein, wie sie wollen. Ich bedaure mein armes Kind, wenn ich denke, ihr könnte so etwas passieren. Nein! Ein junges Mädchen muß etwas von ihrer Jugend haben. Fünfundzwanzig ist früh genug.“ So hat Emilie auf Gustav eingeredet, als Herta ein Schulkind war. Er hat nämlich öfter gesagt, je früher sie heiratet, um so besser. Gar nicht so übel, ein reicher Schwiegersohn. Am besten so einer mit einem kleinen Gut, mit Jagd und See, dann kann ich da angeln. Er hat Spaß gemacht; sie weiß es. Aber was heißt Spaß; in solchen Sachen gibt's keinen Spaß. So hat sie gedacht. Aber sachte hat sich ihre Auffassung geändert. Als Herta fünfzehn und sechzehn wurde, da hat sie zunächst eine andere Meinung über „Das Recht der heutigen Jugend“ vertreten, als Gustav sie hatte. Er hätte am liebsten gesehen, Herta bliebe immer zu Hause. Er hat sich gegen alles gesträubt. Gegen Klavierspielen lernen; gegen die Tanzstunde. Vor allem gegen die Tanzstunde. So ein Unsinn! Ein junges Mädchen, das Anspruch auf Bildung machen will, muß die Tanzstunde besuchen. Wo soll sie sonst das gute Benehmen lernen? Das hat Kämpfe gekostet! Immer und immer wieder dasselbe Gerede: „Das ist

Quatsch. Tanzen überhaupt ist Quatsch. Und dies moderne Tanzen erst recht!“ Emilie hat nicht geschwiegen. Sie wird doch ihr Kind verteidigen dürfen. Sie hat ihn gefragt, ob er sich vielleicht nicht amüsiert hat? Ob er denn wünscht, daß seine Tochter mal einen Kuhbauern heiratet?

So hat sie sich schließlich durchgesetzt. Und wer hat recht behalten? Sie! Zum Lachen, wie die Männer sind. Erst sind sie gegen alles, dann spielen sie selber damit wie die Kinder. Gustav war auch gegen Radio. Und dann? Dann hat er geschimpft, wenn sie's mal abgestellt hatten. So sind sie. Wirklich, so sind sie. Da soll eine Frau sich dumm machen lassen? Sie jedenfalls nicht! — In der Tanzstunde hat dann Herta auch ihren Verehrer kennengelernt. Sie hat ihn der Mutter vorgestellt. Ein reizender Mann! Sauber und gut gewachsen. Und gut erzogen! Vor allem gut erzogen! Er hat Frau Riebe die Hand geküßt, im Saal, als alle es sahen. Man kann sich denken, daß andere neidisch sind.

So lieb eine Mutter ihr Kind hat, so gern sie es lange behalten möchte, sie ist auch glücklich, wenn früh ein ernsthafter Bewerber auftritt.

Die Männer sind heute rar — da muß man froh sein, wenn sich gute Gelegenheit bietet. Ein Narr, der nicht zugreift. Je früher, je besser. Sie brauchen ja nicht gleich Kinder zu haben! Die Menschen sind klug heute; klüger als früher.

Im übrigen aber: Herta will, und das ist das Wichtigste. Und darum hat sich Emilie zu einem Gewaltstreik gegen ihren bockigen Mann entschlossen. Sie hat Herrn Messer heute zu Tisch geladen. Vermutlich wird er sich heute erklären. Herta sagt es. Aber beide — Herta und ihre Mutter — haben bis heute dem Vater noch nichts verraten. Jetzt endlich ist es heraus. Gut so. Emilie fühlt sich sicher. Schließlich ist es kein Unrecht, das sie begeht. Soll er nur kommen.

Gustav Riebe kennt aus langer Erfahrung die Situation, wenn seine Frau ihr Sperrfeuer um sich legt. Erwiderung ist dann gewöhnlich zwecklos. Am besten, man hört mit halbem Ohr und schweigt. Auch heute möchte er diese Taktik befolgen. Er hat so selten frei. Er möchte sich richtig aalen. Nicht erst groß anziehen; keinen Kragen, keinen Schlips, den Hausrock und Latschen. Ein bißchen im Garten sprengen, ein paarmal durchs Haus, nach oben, in den Keller, alles besehen, überlegen, über Mittag schlafen und früh in die Klappe. Sein Ideal.

Aber jetzt ist alles aufgestört. Zuviel geht ihm im Kopf herum. Da ist die Geschichte mit Brinkmann. Darüber kann er mit Emilie nicht reden. Das versteht sie einfach nicht. Sie lacht, wenn er von früher anfängt, wie Ernst und er zusammen gespielt und gehungert haben. Er aber

kommt davon nicht los. Je mehr er mit Ernst auseinanderkommt, je mehr muß er daran denken. Das ist die eine Sache. Dann der Skandal mit dem Bürgermeister. Ewig Stänkereien; neue politische Konsequenzen. Diese ganze Politik ist zum Kotzen. Donnerwetter, das war vor dem Krieg eine andere Zeit! Es ging einem schlechter, aber weiß der Teufel, eigentlich ging es besser. Und jetzt das dritte. Ein neuer Hieb. Dabei wird ihm noch gar nicht deutlich, worum es sich eigentlich handelt. Zuerst begreift er eins, daß Mittag Besuch sein wird und seine Ruhe gestört ist. Langsam aber versteht er den ganzen Sinn. Das ist zuviel. Zuviel auf einmal. Er geht zum Angriff vor. Und — gegen seine Natur — zu einem Angriff, von dem er sich vorher nicht Rechenschaft gibt, ob er Zweck hat. Er knautscht die Zeitung zusammen:

„Was soll der Quatsch von Heiraten! Wer ist Messer? Seid ihr ganz verrückt geworden? Kann man nicht Sonntags Ruhe haben, in seinem eigenen Hause! . . .“

Er ist so erregt, daß die Stimme wie Schluchzen und Bellen klingt.

„Warum schreist du so? Das spare dir gefälligst für deine Versammlungen auf, und blamier uns hier nicht vor dem Mädchen. Wenn du so anfängst, werde ich dir überhaupt nicht antworten, du tust gerade, als kennst du Herrn Messer nicht. Ich werde dir mal was sagen — —“

Sie spricht nicht zu Ende. Würde vermutlich auch nicht zu Ende kommen, denn ihr Mann hat schon zu neuem Vorstoß angesetzt, und in der Wucht des ersten Angriffs ist er ihr doch überlegen.

Da geht die Tür auf; Herta Riebe tritt ein. Rund und rosig, ein Wonneproppen, wie der Berliner sagt. Kein häßliches Mädchen; über die Jahre hinaus an Hüften und Brüsten gereift. In der elfenbeinfarbenen Polobluse wird das sehr deutlich sichtbar. Die Augen sind die der Mutter; merkwürdig klein und unruhig. Man wird nicht klug aus dem Flackern; es ist ein Gemisch aus Unschuld und Dreistigkeit, aus sinnlicher Neugier und kühler Abwehr. Sie muß einen Teil von dem gehört haben, was die Mutter eben gesagt hat, sie läßt sich aber nichts merken.

„Guten Morgen, Papa — guten Morgen Mama!“

Sie tritt an jeden der beiden heran, haucht einen Kuß auf die Stirn. Dabei sieht sie zugleich in den Wandspiegel gegenüber; zupft das Haar zurecht.

„Ist das heute schön. Warum habt ihr nicht die Tür nach dem Garten offen? Der Flieder riecht so schön. Mein ganzes Zimmer duftet. Es stört dich doch nicht, Papa?“

Sie öffnet die Tür, dreht sich plötzlich herum, geht auf den Vater zu

mit einer Miene, als wollte sie mit einem kleinen Kinde scherzen.

„Was hat denn der kleine dicke Papi? Warum sieht er so böse aus? Ach Gottchen, ach Gottchen, was machen wir mit dem kleinen Mann? Wollen wir die Mamma fragen?“

Sie zupft ihm am Ohr, tätschelt ihm über Haar und Backen.

„So ein schöner Tag — so ein schönes Haus und so—o ein böser Mann — —!“

Riebe macht einen schwachen Versuch, die alte Haltung zu wahren; dann brummt er:

„Quatsch! Laß mich in Ruh!“

Aber es wird schon deutlich: er ist besiegt.

Eine Viertelstunde später haben ihm Frau und Tochter klargemacht, daß man Herrn Messer einladen mußte; daß er selber jetzt baden soll und den blauen Anzug anziehen. Mit allem ist er am Ende einverstanden; aber baden wird er nicht.

Riebe liebt die Tochter; liebt sie mehr als seine Frau. Ihrem Schmeicheln kann er nicht widerstehen, er sehnt sich danach, auch wenn er weiß, daß „die kleine Gaunerin“ ihn bedümpeln will. Er spricht es nicht aus, aber er wirbt um ihre Liebe; bringt kleine Geschenke mit, die er eingepackt hinlegt, ohne zu sagen, daß das Päckchen für sie ist. Sehnsüchtig wartet er dann auf den Augenblick der Entdeckung. Wehrt ihren Dank und begehrt ihn doch. Er ist eifersüchtig auf sie. Das ist auch der Grund, warum er keinen fremden Mann im Haus haben will, den Gedanken an frühe Heirat für Unsinn erklärt. Jetzt tröstet er sich: Die Frauen haben erklärt, es hat mit der Hochzeit — auch wenn sich Herr Messer erklärt — noch lange Wege. Tausenderlei ist zu beachten, wovon Männer nichts verstehen. Er kann ganz beruhigt sein. Und jetzt — jetzt soll er sich fertigmachen, damit nicht im letzten Augenblick die Hetze beginnt.

„Daß du gut aussiehst, kleiner Papi! Den gestreiften Schlips bindst du um, den ich dir zum Geburtstag geschenkt habe — — ich will Staat machen mit dir — Herr Stadtrat!“

Schelmisch droht Herta mit dem Finger, als der Vater das Zimmer verläßt. Dann vertiefen sich Mutter und Tochter sofort in das ernste Problem, welches Service und welches Besteck sie heute auflegen sollen.

Im zweiten Haus

In der Kolonie, in der das Häuschen Riebes steht, wohnen viele Funktionäre der Arbeiterbewegung. Einer kennt den andern, aber Hausverkehr haben sie wenig untereinander oder gar nicht. Nur in der ersten Zeit der Gründung ist man hier und da zu Gartenbesuchen, zum gegenseitigen „Beriechen“ gekommen. Dann ist auch das eingeschlafen. Es ist schwer, als Funktionär der Arbeiterbewegung dienen. Der Funktionär steht unaufhörlich im Kampf. Doppelt und dreifach spürt er den schrecklichen Kampf um das „Ich“! Spürt doppelt und dreifach die Bitterkeit der Angriffe, die „von unten“ kommen, aus dem Meer des Elends, des Bluts, der Tränen, aus dem er ja selber kommt. Jetzt kann er atmen, steht mitten im Meer auf einer Watteninsel. Um ihn tobt es und schäumt es; jeden Augenblick drohen die Brecher mit wütenden Kämmen ihn niederzuschlagen. Will er sich halten, dann muß er wetterfest werden, hart und unempfindlich die äußere Haut; blutvoll kräftig aber und rein das Herz. Es ist schwer, als Funktionär der Arbeiterbewegung dienen, auf Dank verzichten zu müssen. Schimpfen nur ernten, Neid und Haß. Immer schon war es schwer; schwerer, seit alle Feinde der Arbeiter sich die Lage zunutze machen, eindringen in den Spalt, die Luft vergiften, vernebeln.

Alle, die in der Kolonie wohnen, wissen um ihre Lage. Jeder sucht, auf seine Art zu überwinden. Verschieden ist der Erfolg. Die einen nähern sich wieder denen da „unten“; die andern verlassen langsamer oder schneller den Mutterboden.

Von der Hauptstraße ist es nicht weit bis zu denen, die nur die Miete für eine Zwei- oder Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung aufbringen können. Die Häuser haben den gleichen Stil wie „die da oben“. Es fehlen nur mancherlei Einzelheiten, hier ein Treppengeländer und da ein schmiedeeiserner Türaufsatz. Hier wird auch noch weiter gebaut; die Straßen haben nur eben den Bürgersteig; in der Mitte sind sie noch ungepflastert. Sandhaufen überall, Gerümpel und Baugerät. Kläglicher Wald, dessen dürre Kiefern den Mietern und Bauhandwerkern vielfach als Pfosten

und Wäschestütze dienen. Tiefe Löcher vertreten vorläufig die Stelle gemauerter Müllgruben.

Hier wohnt Ernst Brinkmann mit seiner Frau und seinen drei Kindern. Fünf Jahre sind vergangen, da ist er hierhergezogen, aus der trostlosen Wohnung in Moabit. Er hat einigermaßen regelmäßige Arbeit gehabt, da ist es gegangen. Das Kula-Werk hat in der Krise noch nicht so gelitten, wie manche andere. In der letzten Zeit aber hat auch er schon aussetzen müssen. Jetzt arbeitet er verkürzt; der Lohn ist geringer geworden, die Preise gestiegen. Sein Kopf ist voll Sorgen. Er spürt ein dunkles Wetter aufziehen. Auch andere spüren es; Raskopp und Arnold, die mit ihm im Kula-Werk schufteten. Es liegt in der Luft. Man weiß nicht was, man spürt es aber in allen Knochen.

Ein Kriegsschauplatz ist diese Gesellschaft, immer ist man im Schützengraben. Jeden Augenblick kann das Unheil kommen. Eben denkt man, alles ist ruhig; Wäsche kann gewaschen werden, getrocknet, gesäubert, geflickt; man denkt an Spiel, an Erholung und Freude, plant in die Zukunft hinein. Auf einmal die unheimliche Stille, dies sonderbare beredte Schweigen. Krach! ist der Einschlag da, und dann beginnt es zu orgeln in allen Tönen des höllischen Orchesters.

Ernst Brinkmann ist nicht der erste beste, kein Etappenschwein; ist erfahrener Frontsoldat, kennt die Hölle, in der die Teufel regieren.

Ernst Brinkmann ist Funktionär. Funktionär in der Klassenfront. Sein Leben gehört der Organisation. Ihr will er dienen. Dienen ohne Entgelt. Dient ihr schon zwei Jahrzehnte. Aber es ist nicht leicht zu dienen, wem immer man dient in dieser Gesellschaft.

Dem Kapitalismus dienen, heißt dienen als Arbeitstier; gestreichelt werden, wenn die Laune den Herren treibt; geschlagen werden, wenn die Herren in Not geraten. Dem Kapitalismus dienen, heißt treten nach unten, nach oben sich bücken, heißt Liebe heucheln mit Haß im Herzen. Heißt stecken, verstecken, schleichen und schleimen, heißt lügen! Lü—gen! Tausendfach lügen!

Ernst Brinkmann kann dem Kapitalismus nicht dienen, will ihm nicht dienen, wird eher zugrunde gehen. So weit er dienen muß, um zu leben wie jeder andere auch, dient er als klassenbewußter Prolet. Seiner Klasse will er dienen.

Dienst in der Arbeiterklasse aber ist Dienst an der Armut; ist Dienst ohne Dank, wie ihn der Mann des Profits verlangt.

Bitter schwer ist es, der eigenen Klasse dienen.

Ernst Brinkmann weiß es, wußte es; immer von neuem muß er es

lernen. Hundertmal, tausendmal ist er zerrissen nachts auf das Lager gesunken, hat Schlaf nicht gefunden, hat nichts mehr wissen wollen von allem, hat in Haß und Wut nur den Schmutz gesehen, den Schmutz der kapitalistischen Welt; den Schmutz, den die eigene Klasse im Fieber ausschwitzen muß.

Hundertmal, tausendmal ist er erwacht, hat wieder Mut gefunden, sich selbst verlacht, die Zweifel verjagt, den Dienst gesucht, den Dienst ohne Dank, den Dienst ohne Lohn, den Dienst an der Arbeiterklasse; den Dienst an der Zukunft der Welt ohne Klassen.

Ein Wirbel von Fragen stürmt auf die Klasse, stürmt auf die Funktionäre.

Ernst Brinkmann ist Funktionär. Da, wo er steht, im Betrieb, stäuben die dicksten Wolken. Täglich muß er sehen, wie viele zu taumeln beginnen, anbeten, was sie bekämpft. Mehr muß er reden als sonst, angreifen, abwehren, vor allem abwehren. Die Zahl der Angreifer ist im Wachsen. Wie Spargel schießen die Nazis aus dem Boden. Und die Arbeiter sind nicht einig! Der Streik der Metallarbeiter kann nicht ausbleiben. Und jetzt will die KPD. die Gewerkschaften spalten — — wie soll das enden? Sorgen — nichts als Sorgen. Auch den Willigen, Starken überfällt zuweilen der Mißmut. Mißmut aber in der Bewegung wandert in die Familie und wieder zurück in die Bewegung und hin und zurück in stetiger Wechselwirkung.

Ernst Brinkmann erwacht an diesem herrlichen Maienmorgen mit dem bitteren Gefühl: Alles ist anders, als er es wünscht.

Noch ist die Uhr nicht sechs. Sonst liegt er Sonntags bis neun. Heute kann er nicht schlafen. Leise steht er auf, will Martha nicht wecken.

Er trägt dieselben Kleider wie immer. Als er durch die Küche geht, hört er in der Kammer, in der die Kinder schlafen, ein leises Geräusch. „Aha, Erika will auf Fahrt.“ In demselben Augenblick, als er es denkt, packt ihn der Mißmut. „Was machen die da?“ Er hat sich bisher um Jugendsachen nicht viel gekümmert. Vor dem Krieg ist nicht allzuviel die Rede gewesen von Arbeiterjugend. Nach dem Krieg hat sich manches geändert. Er weiß es, aber es ist für ihn keine Praxis geworden. Er hört und vergißt es. Im letzten Jahre erst hat er einiges miterlebt. Martha ist Helferin bei den Kinderfreunden geworden. Die beiden Jüngsten sind bei den Kücken. Erika bei den Jungsozialisten.

Das hat Ernst Brinkmann als selbstverständlich hingenommen. Daß seine Kinder die Schule der Arbeiterklasse von unten auf durchmachen

müssen — das hat ihn sogar in trüben Stunden froh gemacht. Und heute — in dieser prächtigen, sonnengelben taufrischen Frühe scheint alles auf einmal zweifelhaft.

Ernst Brinkmann geht durch die schmale, graugestrichene Diele, wirft zufällig einen Blick in den kleinen Garderobenspiegel, sieht sofort wieder weg, von der gelblichen Gesichtsfarbe mit den gequollenen Säcken unter den Augen. Auf dem Vorplatz liegt allerlei Gerümpel, auch eine Fußmatte, durchlöchert an einer Seite und ausgefranst. Er sieht hin, und plötzlich überfällt ihn eine Wut. Wie ein aufgestörtes Rebhühnervolk mit schwirrenden Flügelschlägen stieben Gedanken durch den Kopf. Alles sieht er zugleich: Auf der Wäscheleine Frauenstrümpfe mit Löchern. In der kleinen Aschgrube zerbrochenes Porzellan. Und wieder die Matte. Die Fußmatte, die er vor wenigen Wochen gekauft. Zerrissen — zerrissen!

Wie ist das möglich! Einfach weggeschmissen . . .

Er zuckt zusammen und fliegt herum. Hinter ihm hat sich die Tür geöffnet.

„Freundschaft, Vater!“

Erika steht da, in armfreier Bluse. Die runden braungebrannten Arme hinter den Kopf gelegt. Ein eben erwachtes glückliches Mädchengesicht. Dunkle Augen, aschblondes, kurzgeschnittenes Haar; wohligh dehnt sie sich, blinzelt in die Sonne zwischen den Kieferstämmen. Sichtlich schwindet aus ihrem Gesicht der letzte Schimmer von Müdigkeit, wie ein letztes Nebelwölkchen am blauen Firmament zu schwinden beginnt.

Ernst Brinkmann sieht es nicht, scheint den Gruß nicht gehört zu haben. Um seinen Mund bilden sich böse gelbliche Falten.

„Was ist das da? Wer hat das gemacht!“

Er zeigt auf die Decke, mit heftiger schleudernder Handbewegung.

Auf dem Gesicht der Tochter verbreitet sich leichtes Erschrecken, und dann Erröten. Langsam lösen sich die Arme hinter dem Kopf, die Augen sind voll auf den Vater gerichtet.

„Du hast mir noch nicht guten Morgen gesagt.“

Ganz ruhig klingt das, nur ein wenig erstaunt.

Ernst Brinkmann fühlt sein Unrecht, das reizt ihn aber noch mehr. Alles reizt ihn heute. Unwillkürlich sieht er in die Richtung nach Riebes Haus. Und plötzlich muß er denken, was er niemals gedacht: Warum hast du es nicht ebenso gemacht wie Riebe? Dann hättest du heute keine Sorgen. Und wieder sieht er, wie zufällig, die zerrissene Matte. Da schreit er die Tochter an:

„Kannst du nicht antworten, wenn du gefragt bist? Ich habe dich gefragt, wer das gemacht hat? Denkt ihr, ich schmeiß' mein Geld zum Fenster raus? Ich muß es sauer verdienen, und hier wird alles veraast! Wo willst du überhaupt schon wieder hin? Das ist auch nur Geldwegschmeißerei. Was Vernünftiges lernt ihr da doch nicht.“

„Das ist nicht wahr, Vater. Du bist ungerecht. Du bist noch niemals bei uns gewesen, weißt gar nicht, was los ist . . .“

„So — o — — das weißt du! Klugscheißen könnt ihr; das stimmt. Alles wißt ihr besser. Aber es ist auch danach. In den Wolken schwebt ihr! Kommt mal erst in den Betrieb, da werden sie euch schon zeigen! Ihr habt ja keine Ahnung. Ihr habt zuviel euren Willen . . .“

Ernst Brinkmann redet immer weiter. Wie ein Anfall hat es ihn gepackt. Dabei stößt er wütend mit dem Fuß nach der Matte. Erika macht ein paarmal den Versuch, auf ihn zuzugehen, ihn am Ärmel zu fassen, ihm lächelnd in die Augen zu sehen. Das hat sie als Kind getan, dann oft wiederholt, wenn der Vater müde nach Hause kam. Niemals konnte er widerstehen; lächelte wieder, die Falten verschwanden, er strich seiner Ältesten über das Haar — stellte sie zwischen die Knie, sah ihr gütig und ernst in die Augen und sagte: „Du hilfst mir, nicht wahr? Die Jugend wird es schaffen. Wir Alten werden es nicht mehr erleben, aber ihr, ihr werdet es schaffen.“ Dann hat sie gesagt: „Du, Vater? Du nicht leben? Dann können wir auch nichts machen. Aber laß nur — wir schaffen's!“ So verstanden die beiden sich. Aber was ist jetzt seit einigen Wochen? Der Vater ist niemals mehr froh. Das kann sie schließlich noch verstehen, er hat mehr Sorgen als früher; aber daß er streitsüchtig ist, das versteht sie nicht. So geschimpft hat er früher nie.

Erika Brinkmann ist jung. Weiß, daß sie jung ist, freut sich dessen; dehnt die geschmeidigen Glieder wie ein junges Kätzchen; verströmt sehnsüchtig den Atem warmen gesunden Blutes, schmeichelt und dehnt sich nach Vater und Mutter; schmeichelt und dehnt sich nach Wärme da draußen. Das reizende Bild einer zarten, eben sich öffnenden Knospe. Erika Brinkmann ist klug, klug wie alle gesunde Jugend. Aber nicht klug genug, sich selbst und ihre Klugheit im Fluß der großen Bewegung zu sehen. Erika sieht das Ziel, wie alle Jugend das Ziel sieht. Wie ein Mensch, der im Dämmern heraussteigt aus dem Tal, auf einmal in der näherückenden Klarheit des Morgens den Berg erblickt, den er besteigen will. „Das ist das Ziel!“ Er hat es erkannt, er jubelt es in die Lüfte. Zum Greifen nah. Er wird es erreichen. Wer kann es leugnen, wer kann es verhindern! Feige, wer zu zweifeln beginnt. Noch

kümmert ihn nicht der Weg dahin. Noch sieht er nicht die Spalten und Klüfte, die kahlen Glätten, vereisten Bahnen, die gähnenden Gründe. Vergißt, wie andere vor ihm den Weg versuchten, abglitten, verirrt, das Ziel aus dem Auge verloren, am Wege blieben.

Jugend verlangt das Ziel, berauscht sich am Ziel, unterschätzt den Weg. Alter aber, das lange schon wanderte, viel schon irrte, den Rückzug kennt und die bittere Niederlage, geht seinen Weg gebückt; redet nicht gerne vom Ziel, scheut zurück vor Glauben und Sehnsucht; sieht die Steine am Wege, die Gefahren des nächsten Schrittes, verlangt nicht Glauben und Rausch, verlangt Überlegung und Nüchternheit.

Das Ziel zu erreichen aber, ist beides nötig: Begeisterung und Kälte; Zweifel und Sehnsucht, lodernndes Brennen und starres Vereisen.

„Bist du krank, Vater? Was hast du nur?“

Ernst Brinkmann zerrt an der Leine, auf der etwas Wäsche hängt. Schon wieder fällt ihm etwas auf. Die Leine ist geknüpft, der unzuweckmäßige Knoten an rostigem Haken befestigt. Am Schlüpfer seiner Frau, der auch da hängt, sieht der Gummizug durch den Stoff. Gequält sieht er die Tochter an.

„Krank — ja — und was wäre dann, wenn ich wirklich krank würde? Wovon wollt ihr leben? Was denkst du, wie hoch die Unterstützung noch ist?“

„Was ist, was redet ihr da? . . . Ist das ein schöner Morgen! Du mußt dich beeilen, Erika. Was habt ihr denn?“

Martha Brinkmann, die Mutter, steht unter der Tür. Eine schöne kräftige Frau, der man die Vierzig nicht ansieht. Erikas ältere Schwester. Mit zwanzig hat sie geheiratet; fünfzehn Jahre gefüllt mit häuslichen Sorgen, mit Kinderkrankheit und Kindergeschrei. Dann erst ist sie langsam erblüht. Die Formen rundeten sich. Die blasse Farbe verwandelte sich in gesundes Rot. Sie dankt es der Bewegung. Durch Erika ist sie hineingewachsen. Mit ihr ging sie zum Spiel mit den Kindern; mit ihr zu den Festen der Arbeiterjugend; jetzt ist sie Funktionärin in der Bildungsbewegung. Nie hat sie früher gedacht, so etwas leisten zu können. Die Bücher, die sie gelesen hatte, konnte sie an den Fingern aufzählen. Jetzt liest sie, liest mit Freude und Ernst, ist Mitglied einer proletarischen Buchgemeinschaft, kennt die proletarischen Dichter, holt sie zum Vortrag in ihrer Abteilung, bespricht mit ihnen Spiel und Theater, kümmert sich um die Festgestaltung am ersten Mai und anderen Feiertagen. Sie hat unterscheiden gelernt! Kaum kann sie noch begreifen, daß sie an Kitsch Vergnügen fand. Für alles findet sie Zeit.

Sie lacht, wenn andere Frauen sagen, der Haushalt verschlingt ihre ganze Zeit. Die verstehen nicht richtig einzuteilen! Soll sie sein wie Emilie Riebe? Kein Interesse für das, was ihr Mann macht? Dafür ist die Bewegung nicht da, Frauen zu ernähren, die aus der Arbeiterklasse kommen und dann ihr mitsamt ihren Kindern auf dem Rücken trampeln! Lassen die Kinder taufen und konfirmieren!

Wenn Martha Brinkmann daran denkt, schürzt sie verächtlich die Lippen.

Ja, Martha Brinkmann ist tätige Funktionärin, seit einiger Zeit auch kritische Funktionärin. Sie nimmt nicht mehr unbesehen hin, was oben beschlossen wird; sie erlaubt sich, ein eigenes Urteil zu haben. Sie ist glücklich darüber. Sie blüht, ihr Kräfte verdoppeln sich. Früher kam es ihr manchmal vor, als wäre sie schon verbraucht und alt; jetzt fühlt sie sich jung mit den Jungen. Spielt Medizinball mit ihnen. Der Körper hat sich gestrafft.

An Wochentagen steht sie mit Ernst zugleich auf. Sonntags ruht jeder, wie er will. Gewöhnlich sitzt die Familie um neun am Frühstückstisch. Heute ist es anders.

Als Ernst das Zimmer verließ, ist Martha wach geworden; drehte sich um und wollte weiterschlafen. Konnte nicht schlafen, setzte sich aufrecht und horchte. Warum redet er so erregt? Schnell zieht sie sich an. Das braune glatte Haar braucht sie nur zurückzustreichen. Schnell über den Schlüpfer das dunkelgrüne Leinenkleid, halsfrei. Barfuß in Lederpantoffeln. Die runden kräftigen Waden bleiben frei. So steht sie in der Tür. Den Kopf leicht vorgeneigt.

„Warum antwortet ihr nicht?“

Sie sieht von einem zum andern. „Was hast du Ernst? Hat Erika was gemacht?“

Brinkmann antwortet nicht. Er sieht beiseite, als hätte er Schmerz zu verbeißen. Statt seiner sagt Erika:

„Vater ist nicht wohl. Soll ich lieber zu Hause bleiben?“

„Quatsch! Mach, daß du los kommst.“

Er sucht seiner Herr zu werden. Aber er hat sich zu weit hinreißen lassen; er kann nicht sofort zurück. Nervös kommt er nicht los von dem Anblick der Matte. Wieder starrt er darauf:

„Geh schon! Geh!“

Martha wirft einen langen forschenden Blick auf ihren Mann. Jetzt sieht er auf. Ihre Blicke begegnen sich. Ist es möglich? Steht in seinen Augen so etwas wie Abwehr und Haß? Ist er wirklich krank? Eine

Minute lang ist es still. So still, daß alle drei das leichte Singen der Kiefernkrone hören. Dann sagt Martha Brinkmann mit tiefer ruhiger Stimme:

„Eil dich, Kind! Du darfst die andern nicht warten lassen. Vergiß deine Milch nicht. Ich mache uns Kaffee, Ernst. Du kannst den Tisch inzwischen decken.“

Mit rascher Bewegung fühlt sie die Wäschestücke, sammelt sie über dem Arm; geht ins Haus zurück. Erika zögert, sie sucht noch einmal die Augen des Vaters; es gelingt nicht:

„Auf Wiedersehen, Vater.“

Er antwortet nicht.

Als Martha Brinkmann wiederkommt — in Gesicht und Haar die Frische kühlen Wassers — auf dem Arm das Tablett mit Kaffeegeschirr und Brotkorb, steht der Mann noch immer auf derselben Stelle. Dem Hause abgewendet. Sie schweigt, setzt das Tablett an die Erde, geht in den kleinen Holzschuppen, holt dort Klapptisch und Klappstühle, deckt den Tisch, geht noch einmal ins Haus zurück, bringt eine Vase mit gelben Narzissen, dann erst sagt sie — ruhiger noch als sonst: „Wir können trinken, Ernst. Komm!“

Er scheint zu zaudern, geht dann langsam an seinen Platz, gießt Kaffee ein, sieht aber die Frau nicht an und schweigt.

Sie begreifen in dieser Minute nicht, wie aus dem Zusammensein zweier Menschen in dieser Gesellschaft immer wieder neue Spannung entsteht, die immer wieder zur Explosion kommen muß, um neuem Leben auf neuer Stufe Raum zu schaffen.

Während des Schweigens hat sich Martha bequem in den Stuhl gelehnt. Den Kopf hintenüber gelegt, daß die Brust sich strafft.

Ernst Brinkmann sieht sie von der Seite an; einmal, zweimal, ein drittes Mal geht sein forschender Blick hinüber. Jedesmal ist er stärker erregt. Als Erika ging, war er in Gedanken schon mit seiner Umkehr beschäftigt. Jetzt aber steigt die Spannung von Sekunde zu Sekunde. An der Ruhe der Frau beginnt er zu kochen. Er beginnt sie zu hassen. Er kann das Schweigen nicht mehr ertragen.

„Ist das nötig, daß bei uns am Sonntagmorgen lauter zerrissene Wäsche auf der Leine hängt?“

„Wie meinst du, zerrissene Wäsche?“

Überrascht sieht Martha ihn an.

„So wie ich sage. Alles wird veraast bei uns. Lauter Löcher in den

Strümpfen; alles kaputt — man muß sich schämen, wenn die Leute das sehen.“

„Wie kommst du darauf? Wenn Strümpfe getragen sind, haben sie meistens Löcher. Die werden nachher gestopft.“

Martha Brinkmanns Ton ist der der Überraschung. Zugleich der eines leisen gutmütigen Spottes. Sie versteht immer noch nicht, denkt, im nächsten Augenblick wird sich alles zum Guten wenden. Seit Jahren schon ist keiner der beiden zu dem anderen heftig geworden.

„Und ich sage dir: bei uns wird alles veraast. Jeder macht, was er will. Wir haben's natürlich dazu! Wenn jetzt der Streik kommt, ich fliege raus; was dann? Wie lange ist das her — kein Vierteljahr — da hab' ich den Türvorleger gekauft — jetzt ist er schon wieder zum Deubel. Verdammt noch mal! Wer soll das alles verdienen! Alles liegt rum.“

Als Brinkmann das sagt, kommt es ihm wirklich vor, als wäre die Frau liederlich geworden und schmutzig, kümmere sich nicht um den Haushalt. Die Augen werden hart und böse, als er sie ansieht, das Gesicht aber behält den gequälten Ausdruck.

„Ich versteh' dich nicht, Ernst. Kann ich dafür, daß die Matte nichts wert war? Was gehen uns fremde Leute an! Unsere Sachen sind unsere Sachen, mögen sie sein, wie sie wollen. Ein anderer kauft uns keine besseren... Ernst! Ist dir nicht wohl? Hast du schlecht geschlafen? Soll ich dir irgend was machen?“

Martha hat sich beim Aussprechen wieder zurechtgefunden. Ihre letzten Worte sind nichts als Sorge. Es kommt ihr auf einmal wirklich so vor, als drohe Ernst eine Krankheit. Das ist doppelte Sorge; Sorge um ihn und Sorge um Geld. Aber sie hat keine Furcht; sie fühlt sich allem, was kommt, gewachsen. Sie wird ihn mit größter Ruhe besänftigen.

Ernst Brinkmann aber ist in dieser Stunde nicht zu besänftigen. Alles in ihm drängt zur Entladung. Die Frau da vor ihm — in dieser Stunde ist sie nicht seine Frau — mit der er ein Leben Freude und Leid geteilt — ist sie nicht das geliebte, liebende, glühend schenkende, glühend empfangende Weib; ist nicht die Kameradin, Genossin. Eine Feindin ist sie, die ihn niemals verstand und niemals verstehen wird. Noch härter werden seine Augen; die schweren Arbeitshände liegen da mit dicken dunkelblauen Adern.

„Ob ich krank bin oder nicht, muß ich selber wissen. Aber das muß mal ausgesprochen werden: Das ist keine Wirtschaft bei uns. Wenn das so bleibt, verzichte ich darauf, noch weiter was zu verdienen. Erika macht, was sie will; und wenn man was sagt, kriegt man noch übers

Maul gefahren. Was denkt sie sich eigentlich, was daraus werden soll! Klugscheißen kann jeder. Dafür braucht sie nicht organisiert zu sein. Quatschen können sie alle. Und alles zerstören, was man mühsam aufgebaut hat. Wenn das dabei rauskommt, dann pfeife ich auf die ganze Jugendbewegung. Soll sie doch aus dem Hause gehen, soll mal erst sehen, wie schwer es ist, zu verdienen.“

Ernst Brinkmann weiß genau, daß alles das, was er sagt, so wie er es sagt, nicht richtig ist. Er weiß, daß Erika vor einem Jahr ohne ihre Schuld die Stellung verlor. Daß sie Neues bisher nicht finden konnte. Aber das ist es gerade: eine fremde Gewalt hat ihn gepackt, läßt ihn sagen, was er nicht sagen will. Wenn Martha Brinkmann jetzt schweigen würde, dann würde sich alles im Leeren verlieren. Der Blitz einschlagen, ohne zu zünden. Vor drei, vier Jahren noch, da hätte sie auch wahrscheinlich geschwiegen, vielleicht geweint, sofort oder hinterher, jedenfalls aber geschwiegen. Damals war sie noch eine der vielen, eingegrenzt auf den Kreis der Familie, dem Manne dienend im Guten und Schlimmen, von ihm ihr Schicksal erwartend und das ihrer Kinder.

Martha Brinkmann ist nicht mehr, was sie war. Kein Tier mehr, das sich prügeln läßt, schreit und um Gnade winselt. Heute zum erstenmal fühlt sie das in voller Stärke. Ihr Ausdruck ist streng, sie wehrt sich.

„Ich weiß nicht, was du willst, Ernst. Vielleicht weißt du es selbst nicht. Einmal schimpfst du auf Erika, als ob das Kind dafür kann, daß es keine Arbeit gibt. Und dann sieht es aus, als ob du mich anschnauzen willst, daß ich nicht genug arbeite. Was soll das mit der Wäsche? Das ist doch lächerlich, Ernst . . .“

„Lächerlich?! Für dich vielleicht, aber nicht für mich. Ich bin bloß gut genug, das Geld zu schaffen, das andere ist euch schnurz. Ich hab' jetzt die Nase voll. Der ganze Bildungsquatsch kommt mir zum Halse raus. Die Fatzkes alle können mir samt und sonders gestohlen bleiben. Bilden sich noch was ein auf ihren Buchkram. Und können nicht die einfachste Schraube einziehen. Darauf fällst du rein! Da hat wahrhaftig Emilie recht, die läßt sich auf solchen Kram nicht ein . . .“

„Er—nst!!“

„Ach was! Laß mich in Ruh! Ich hab's jetzt satt . . .“

„Das sagst du!! Und du willst Sozialist sein . . .“

Schlag folgt auf Schlag. Martha ist blutrot geworden; sie glüht. Ernst Brinkmann ist aufgestanden, blasser noch als vorher. Zuckt mit dem Kopf, macht kurze Schritte hin und her. Jetzt spricht er Haß; langsam, klobig, gehackt:

„Jawohl, das will ich und bin ich — aber du hast keine Ahnung. Immer unterwegs — das paßt dir so — und die Wirtschaft verkommt . . .“

„Das ist nicht wahr!!“

„Das ist doch wahr!“

„Das ist eine Lüge . . .“

„Ich lüg' nicht!! Ich hab' bloß meine Augen im Kopf.“

Martha Brinkmann antwortet nicht. Dies trifft wie ein Hammer so schwer. Einen Augenblick schweigen beide. Dann sagt sie, schluckend, in schwer erzwungener Ruhe:

„Muß dies sein, Ernst? Hast du mich nicht zu dem gemacht, was ich bin? Früher hast du mich weggeholt von der Wäsche, jetzt redest du so? Über Emilie hast du gehöhnt mit ihrem Flickern und Sticken, verlangst du das jetzt von mir?“ — Plötzlich schreit sie auf:

„Aber ich kann das nicht mehr, das sag' ich dir. Ich bin auch anders geworden, das sollst du wissen . . .“

„Das merke ich — —“

„Ja, höh'n nur, aber das sag' ich dir, das ist kein Sozialismus, draußen den großen Mann spielen und zu Hause so.“

„Das ist meine Sache, das verstehst du 'n Dreck.“

„Das versteh' ich besser, als du denkst . . .“

„'n Dreck verstehst du — gar nichts verstehst du . . .“

Sie schreien durcheinander, keiner hört mehr den andern.

„Ich bin keine Sklavin. Ich kann mein Geld allein verdienen . . .“

„Dann mach es doch. Los!“

„Das ist gemein, was du sagst . . .“

„Sieh mal an — die ge—bil—de—te Dame . . .“

„Das ist schmutzig . . .“

„Hör auf, sag' ich dir — —“

Er schlägt die breite, harte Hand auf den Tisch; die Vase mit den Narzissen fällt auf eine Tasse; beide gehen in Trümmer, Kaffee und Wasser überschmutzen die helle Decke.

In diesem Augenblick geht die Haustür auf. Die beiden jüngsten Kinder stehen da, im Hemd. Das Haar fällt strubbelig in die Gesichter, die Augen aber blinzeln lebendig in den hellen Morgen. Blinzeln erstaunt auf Vater und Mutter.

„Mutti! Mut—tii! Die Blumen!“

Einen Augenblick können Mann und Frau keine Antwort geben. Sie öffnen den Mund, kein Ton kommt heraus. Ernst Brinkmann dreht sich um, geht weg von Hause, verschwindet zwischen den Kiefern.

Martha reißt sich mit äußerster Kraft zusammen; ihre Schultern zucken. Sie nimmt die Kinder in den Arm, die sehen an ihr vorbei dem Vater nach.

„Was hat denn Vater?“

Sie antwortet nicht. Nach langer Zeit erst sagt sie:

„Schon gut, er hat sich ein bißchen geärgert. Er hat Kopfschmerzen; er kommt bald zurück.“

Sie geht mit ihnen ins Haus. Krampfhaft muß sie das Weinen verbeißen.

Aber ihr Schritt bleibt fest.

Zwei Intellektuelle

„Die deutsche Geschichte ist eine Tragödie.“

Das war der Gedanke des alten Wetter vor einer Stunde. Da stellte er das Werk seines toten Freundes Mehring zurück in das hohe Bücherregal. Jetzt spricht er die Worte aus. Vor ihm sitzt der junge Doktor rerum politicarum Eschbach. Zwei-, dreimal im Jahr besucht er den Alten; sich, wie er einmal gesagt, seinen Glauben mit Skepsis impfen zu lassen.

Zehn Jahre sind vergangen — der Kapp-Putsch war eben verweht —, da kam der magere blonde Student auf die Redaktion zu Jakob Wetter. Er hatte als Leiter des Arbeiterblattes einen Mann erwartet: breitschultrig, derb und mit starker Geste. Er fand einen fünfzigjährigen, klein, bescheiden, zartgliedrig.

„Sie glauben, Genosse Eschbach, daß die Revolution noch gewonnen wird?“ So hatte der Alte gefragt. Und der Junge hatte gelodert: „Ja-wohl, das glaub' ich, Genosse Wetter. Mit Rußlands Hilfe wird es geschafft.“

Von unten herauf war ein Blick des kleinen grauhaarigen Mannes gekommen. Ein helles Leuchten hatte sekundenlang die hohe Stirn überzogen. Nicht minder schnell war das Leuchten geschwunden. „Ich glaube, die Revolution war verloren, ehe sie wirklich begonnen hatte.“

Beinahe scheu hatte er das gesagt; an dem Jungen vorbei gesehen. So haben die beiden sich kennengelernt. Dann hat Erwin Eschbach der alten Partei den Rücken gekehrt. Hat sie zu hassen begonnen. Hat Rußland zu lieben begonnen. Jetzt arbeitet er im Kula-Werk als Privatsekretär der Direktion. Im gleichen Werk wie Raskopp, Arnold, Brinkmann und Brandt. Das Verhältnis aber zu Jakob Wetter ist das alte geblieben. Zwei-, dreimal im Jahre besucht er die stille Straße in Steglitz, das dunkel verräucherte Zimmer, wo Jakob Wetter im Rohrstuhl sitzt, die Decke über den Füßen. Ringsum hohe Bücherschränke. Von der Wand herunter blickt der Medusenkopf Schopenhauers, des greisen Philosophen des Pessimismus.

Ein seltsames Paar — die beiden. Seltsam auch ihr Verhältnis. Beide sprechen aus, was sie denken. Ruhig der Alte, so ruhig, als spräche er über das Wetter. Erregt der Junge, am Ende voll Wut. Schwört im stillen, nie wiederzukommen. Monate später hat er vergessen, ist wieder da. Zehn Jahre kennt er den Alten, zehn Jahre hat er noch keine Ruhe an ihm gefunden. Auch heute sitzen die beiden sich gegenüber. Sie trinken Tee. Zwischen ihnen der Tisch. Vollbepackt mit Büchern und Schriften. Neben Jakob Wetter ein niedriger Rauchtisch mit all den Utensilien, die der Pfeifenraucher leicht zur Hand haben will.

„Die deutsche Geschichte ist wirklich eine Tragödie — viel Kräfteaufwand — und immer wieder alles verloren. Es wäre beinah ein Wunder, wenn es für die Zukunft anders kommen sollte — —“

Wetters Blick ist verschlossen — er bläst nachdenklich den Rauch der kurzen Pfeife nach unten. Eschbach antwortet nicht direkt. Er folgt dem eigenen Gedankengang.

„Vergessen Sie nicht, Genosse Wetter, was die Krise bedeutet. Eine Krise wie jetzt ist noch nicht dagewesen. Industrie- und Agrarkrise gleichzeitig. Die ganze Welt im Aufstand. Der Krieg hat noch nicht aufgehört seit dem Weltkrieg. Dazu die Revolutionen, in China, Mexiko, Indien, in ganz Südamerika — das hört überhaupt nicht mehr auf. Ganz abgesehen von den Zuständen Europas. Überproduktion auf der einen Seite — die ganze Pleite ist doch hauptsächlich Überproduktion und mangelnder Absatz — und auf der anderen Seite die Arbeitslosigkeit! Jetzt die Vereinigten Staaten! So muß es kommen! Zum Lachen, wie die Narren bei uns auf Amerika gestarrt und Wunder erwartet haben. Das ist die Quittung! Es ist nicht anders, Genosse Wetter, es geht dem Ende zu. Der einzige Aktivposten ist wirklich nur Rußland.“

Hastig trinkt Eschbach einige Schlucke Tee. Er hat vergessen, vor wem er sitzt. Erst jetzt, als Wetter ohne jede Erregung einen kurzen prüfenden Blick auf ihn wirft, dann nach Art alter Leute am Teeglas schlürft, kehrt die Besinnung zurück. Seltsam — im gleichen Augenblick ist er in seinem Angriff erschüttert. Er gerät in einen Zustand der Unsicherheit. Er hat einen Schlag geführt; der Schlag aber traf keinen Widerstand.

Jakob Wetter rührt mit dem Löffel im Tee.

„Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß nach den Napoleonischen Kriegen mehrere Milliarden Schulden vorhanden waren. Eine

ungeheure Summe für jene Zeit. Das Ende der Wirtschaft wurde vorausgesagt. Nachher ist alles weitergegangen ...“

„Aber damals war der Kapitalismus im Aufstieg, heute nicht ...“

„Sicher.“

Wetter rührt weiter im Tee. Nach einer Weile, als Eschbach schweigt, fügt er hinzu: „Im allgemeinen lassen Entwicklungen sich erst hinterher übersehen. Die Welt ist noch groß. Mehr Bauern als Bürger ...“

Schweigen. — Die beiden rauchen. Der Alte lehnt sich zurück; nervös kaut Eschbach seine Zigarre. Wie so oft bei diesen Gesprächen hat er das Gefühl: Warum sitze ich hier? Wir verstehen uns nicht; wir werden uns nie verstehen. Mag er klug sein, wie er will, was nützt das alles, wenn man nicht handelt ...

„In Rußland sind achtzig Prozent Bauern, nicht wahr?“

Das sagt Jakob Wetter so, als wäre es völlig gleich, ob er Antwort erhält oder nicht; aber er hat dem Jungen den Weg gezeigt, den er zu kennen glaubt. Sofort beginnt er zu rennen. Hier rannte er oft.

„Ja—a, achtzig Prozent, aber nicht zu vergleichen mit anderen Ländern. Denken Sie an die Kollektivierung der Bauern, Genosse Wetter! Man mag über Stalin sagen, was man will — mir war auch Lenin lieber —, aber der Fünfjahresplan ist doch etwas ganz Großes. Jedenfalls wichtiger und interessanter als dieser ganze kapitalistische Krampf bei uns. Schieben und nichts als Schieben. Jetzt die Flottenkonferenz. Was wird werden? Nichts! Einer will den andern betrügen, das ist alles. Aber, was ich sagen wollte, noch ein Jahr, und die Kollektivierung der Bauern ist geschafft. Statt vierundzwanzig Millionen Privatwirtschaften hunderttausend Kolchosen — das ist der Unterschied. Quatsch! Wenn man immer so hört: Bauern sind Bauern. Die russischen Bauern von heute sind nicht mehr die Bauern von gestern. Das ändert sich wirklich in rasendem Tempo. Mögen im Anfang Fehler gemacht worden sein, kein Mensch kann doch leugnen, daß in keinem anderen Lande der Welt solch Plan überhaupt nur aufgestellt worden ist, geschweige denn durchgeführt werden kann. Aber das dürfen bei uns die Massen natürlich nicht wissen, die könnten rebellisch werden. Warten wir ab — es kommt ja doch.“

Eschbach hat sich heiß geredet; für ihn ist Rußland Angelpunkt seines Lebens geworden. Alles kann er ruhig hören; wenn nötig, kann er schweigen. Kommt aber das Thema „Rußland“, dann kann er einfach nicht schweigen. Ein vollgesogener Schwamm, der schon bei geringster Erschütterung zu tropfen beginnt.

Wetter spreizt die Finger der kleinen Hände, tippt die Spitzen gegeneinander.

„Eine Frage: Wie stellt sich Rußland — ich meine die Bolschewiken —, wie stellen sie sich die Gesamtentwicklung im Augenblick vor? Haben Sie in der letzten Zeit mit einigen ihrer Leute gesprochen? Vielleicht ist die Frage zu kompliziert. Ich meine nur: Zuletzt haben alle Menschen so etwas wie eine Generallinie, nicht nur die Russen. Wie meinen Sie?“

„Ja — natürlich —, das heißt, das ist verschieden — — ich habe mit vielen gesprochen. Im Grunde sind alle einer Meinung: Rußland steigert die Industrialisierung. Durch den Fünfjahresplan wird das enorm beschleunigt. Die Zahl der Proletarier wächst in gleichem Maße. Damit ist die immer stärker werdende Basis gegeben. Von dieser Basis aus müssen die Bauernfragen, wie Lenin schon gesagt hat, gewissermaßen im Vorübergehen mitgelöst werden. Die Liquidierung der Kulaken, der reichen Bauern, war der Anfang. Die Kollektivierung setzt diesen Weg fort. Damit verschieben sich auch die Interessen der Bauern im wachsenden Tempo. Sie wachsen schneller und schneller über die Eigentumssphäre hinaus. Das ist im Grunde alles. Natürlich im größten Umriss. Aber das ist doch der Unterschied zwischen Spintisieren und Handeln. Dies dumme Gequatsch: ‚Das ist kein Sozialismus!‘ Ja, was ist denn Sozialismus? Theorie oder Praxis? Das, was in Büchern geschrieben wird? Und von Literaten getratscht? Oder das, was hier in Wirklichkeit vor sich geht? Es ist eben doch ein Unterschied, sich im Kopf schöne Vorstellungen machen, oder mitten in der Wirklichkeit kämpfen.“

Eschbach überlegt keinen Augenblick, daß der, der vor ihm sitzt, die Worte, die er sagt, auf sich selber beziehen könnte. Er kommt auch nicht zu dieser Überlegung, denn Wetter scheint sich in keiner Weise getroffen zu fühlen. Im Gegenteil, seine Stirn scheint zu leuchten. Lebhaft nickt er mehrere Male. Auf einmal sagt er:

„Ich lese gerade ein Werk über China, das hat mich sehr interessiert. Ich lese da: China hat schätzungsweise vierhundertundfünfzig bis vierhundertundachtzig Millionen Einwohner, davon nur 0,5 bis 1 Prozent Industriearbeiter. Sind Sie nicht auch der Meinung: Asien wird in der nächsten Epoche in den Mittelpunkt der Weltpolitik rücken? Ein bis zwei Jahrzehnte sind schließlich, geschichtlich gesehen, kurze Zeit. Übrigens hörte ich, die Russen wären bereits dabei, einen zweiten Fünfjahresplan aufzustellen. Das stimmt doch wohl? Ich las auch, daß im ersten Plan ursprünglich die Frage der Kollektivierung kaum vor-

gesehen war. Verzeihen Sie, ich kenne den Plan nicht so genau, wie Sie ihn wohl kennen; leider steht es schwach mit meinem Russisch, ich stümpere mich nur gerade durch die Presse . . .“

Eschbach ist in Verlegenheit. Er kennt den Plan nicht besser, als Wetter ihn kennt. Diese Kenntnis reicht für die Diskussion des Tages; verschafft die dabei nötige Überlegenheit. Hier aber fehlt die Möglichkeit, mit einem Sprung über schwierige Fragen hinwegzugehen. Was will der Alte sagen? Lächerlich! Niemals kann er für Ja oder Nein sich entscheiden. Doch ein typischer Intellektueller! Was ist das wieder für eine Frage? Schließlich ist es doch gleich, ob alles und jedes im Plan schon bedacht war oder nicht. Die Hauptsache ist: Das Richtige wird zur richtigen Zeit getan. Soll er ihm dementsprechend antworten?

Eschbach macht ein paar hastige Züge aus seiner Zigarre. Wetter aber scheint wieder auf keine Antwort zu rechnen.

„Ich hol' uns noch Tee.“

Er geht in die Küche. Als er wiederkommt, wechselt er plötzlich das Thema.

„Sie müssen doch mittlerweile große Erfahrungen gewonnen haben über praktische Ökonomie. Mir sind diese Dinge immer ein wenig fremd geblieben. Uns Intellektuellen liegen doch eigentlich geistige Tatsachen näher als Börse, Zahl und Statistik. Mehring hat sich auf diesem Gebiet auch nie ganz sicher gefühlt. Sein Interesse war immer nur mehr geschichtlicher Art. Aber Sie sitzen ja nun an der Quelle. Was gibt es Neues bei Ihnen?“

Hat Wetter geahnt, was Eschbach auf dem Herzen hat? Jedenfalls hat er wieder das richtige Wort gefunden. Verärgert wollte der Junge gehen, jetzt ist er wieder lebendig. Deswegen ist er ja heute gekommen; aussprechen, was in der letzten Zeit auf dem Werk passiert ist. Vielleicht sogar, was ihn selber bedrückt, was er niemand sonst anvertrauen kann. Wetter kann er es sagen, denn der ist verschwiegen wie das Grab. Sonderbar nur — in dem Augenblick, als er das rauchige Zimmer des Alten betrat, hat er nicht mehr daran gedacht. Jetzt aber drängt es ihn, zu erzählen.

Eine Stunde vergeht im Fluge. Es ist viel zu erzählen. Unglaubliches fast, und doch ist es wahr. Mit keinem Wort unterbricht der Alte. Der Junge aber vergißt die Zeit im Eifer seiner Erzählung.

Vor einer Woche ist es gewesen. Eben haben die Angestellten des Kula-Werkes sich an die Arbeit gesetzt. Der Maschinengesang der Werkbetriebe steigt in den hellen Tag. Nur die Direktoren fehlen noch.

Eben will Eschbach im Privatbüro seines Abteilungsdirektors einen Brief an den Chef diktieren, der sich auswärts im Bade erholt, da hört er vor der Tür einen schnellen heftigen Stimmenwechsel. Gleich darauf betreten mehrere Herren, ohne anzuklopfen, das Zimmer.

„Was soll das heißen, was wünschen Sie?“

Niemand beantwortet seine Fragen.

„Wo ist Ihr Chef?“

„Ehe ich antworte, möchte ich wissen: was veranlaßt Sie — —“

Er kommt nicht zu Ende. Einer der Herren tritt auf ihn zu, lüftet ein wenig den Aufschlag des Rockes: „Kriminalpolizei.“ Und dann: „Sie verlassen vorläufig nicht das Zimmer.“

Die Herren sprechen leise ein wenig untereinander. Die Mehrzahl geht; zwei bleiben zurück.

Von Büro zu Büro wiederholt sich die Szene. Noch wissen die Angestellten nicht, was alles bedeuten soll. Noch stehen die Arbeiter an den Maschinen, die Techniker vor ihren Zeichenbrettern. Hochspannung aber liegt über dem Werk. Unheimlich der brutale Lärm. Unheimlicher noch das Schweigen der Männer. Eschbach greift ans Telephon. Niemand hindert ihn; niemand aber antwortet auf seinen Anruf. Eine Stunde vergeht. Eine Stunde versucht der eine der Fremden ihn auszufragen. Nach Einzelheiten des Geschäftsbetriebes. Eschbach gibt keine Auskunft. Er fühlt sich nicht solidarisch mit seiner Direktion. Er ist Kommunist, wenn es auch niemand hier weiß. Er fühlt sich aber auch nicht solidarisch mit denen, die hier untersuchen wollen. Untersuchen — er weiß nicht was.

Hartnäckig fragt der andere weiter, immer das gleiche Thema umkreisend. Fragt nach neugeschlossenen Lieferverträgen, nach Sonderkonventionen mit anderen Firmen. Eschbach verweigert die Antwort. Ist die Antwort nicht zu umgehen, weicht er aus. Da wird der andere ungeduldig:

„Sie können uns doch nicht vormachen, Herr Doktor, Sie wären in dieser Angelegenheit unorientiert. Ich will Ihnen etwas sagen: Ich meine es gut, Sie sind ja nur Angestellter, schließlich haben Sie die Befehle Ihrer Vorgesetzten auszuführen. Aber wie gesagt, ich gebe Ihnen den dringenden Rat, beizeiten die Wahrheit zu sagen. Eine weitere Weigerung könnte Ihnen teuer zu stehen kommen. Nicht wahr, Herr Kommissar?“

Der Kommissar antwortet nicht. Murrts nur. Offenbar tut er nur seine Pflicht. „Vielleicht nicht einmal gern.“ — Das schießt Eschbach durch

den Kopf. Sonst würde er kaum so unhöflich sein. Dem arroganten dicken Kerl aber, dem Frechheit und Lüge aus allen Poren schwitzen, dem wird er zu antworten wissen.

„Ich muß Ihnen ebenso dringlich sagen, Herr . . . Ich weiß Ihren Titel nicht — was Sie auch immer meinen mit ihren dunklen Drohungen — mich treffen Sie nicht. Über Geschäftsangelegenheiten habe ich persönlich nichts zu verbergen, weniger vermutlich als Sie — Auskunft gebe ich nur bei amtlicher Vernehmung; aber keiner Privatperson.“

„Frechheit! Was erlauben Sie sich! — —“ Die dicken Lippen wulsten sich, die Augen spritzten Gift.

„Bitte, mäßigen Sie sich, Herr Direktor. Der Herr ist wie jeder andere auch an seine Pflicht gebunden.“

Das sagt der Kommissar.

„Ja — aber — —“

„Ich bitte Sie darum.“

„Das ist — — das ist — —“

Er pustet durch Mund und Nase. Schweigt aber jetzt. Erwin Eschbach aber hat nicht mehr die Ruhe, die er eben noch hatte, vor wenigen Minuten. Gerade, als er es aussprach: „Persönlich habe ich nichts zu verbergen“, muß er zusammenzucken. Das Blut fließt aus dem Gesicht. Kaum hört er das kurze Hin und Her der beiden Männer. Sollte das möglich sein?! Aber das ist undenkbar. Nur Jaffke weiß es. Jaffke allein. Der verrät nicht. Nicht mal den polnischen Spitzeln ist es gelungen, aus dem was herauszupressen. Und doch — — ob ihn jemand mit Jaffke gesehn hat? Auch das ist nicht möglich. Ein Vierteljahr mindestens sind sie nicht direkt zusammengekommen. Und das wieder weiß nur der eine Mann „Unter den Linden“. Und den kennt niemand. Nicht einmal er selber weiß den richtigen Namen. Ob man in seiner Wohnung Haussuchung macht? Wenn schon — man wird nichts finden. Nicht das kleinste Zettelchen . . .

Zwölf Stunden währt die Tortur. Schränke werden erbrochen. Akten zu Bergen gehäuft. Nicht alle Angestellten verhalten sich so wie Eschbach. Verängstigt, verschüchtert sind die Gesichter. Ohne Widerstand geben sie Schlüssel heraus, öffnen Geheimdepots, folgen der fremden Gewalt. Die Anwesenheit so vieler Rechtspersonen erstickt im Keim ihren Widerstand.

Zwölf Stunden — dann besteigen die höheren Herren die bereitstehenden Autos.

„Sie können nach Hause gehen“, das ist alles, was man zu Eschbach

sagt. Minuten später aber kristallisiert sich alles zusammen. Ein Bienenkorb summt, ein Sturm fegt durch die Fernsprecher. Die Pfortner sind überlaufen. Schwerfällig leert sich das Werk. Wie ein Sturzbach ergossen sich sonst die Massen zum Tore hinaus. Heute stehen zahlreiche Gruppen beieinander. Aufgeregt, kombinierend, schimpfend, horchend, geladen wie Pulverfässer. Wilde Gerüchte werden verstreut, wildere werden geglaubt. Am Ende aber klärt sich das Bild: Das Kula-Werk war Mitglied eines Europakartells. Ist ausgetreten aus dem Kartell; auf eigenes Risiko, den Profit zu erhöhen; ist Konkurrent des Kartells geworden. Das Kartell aber haßt den Deserteur. Will ihn zur Strecke bringen.

Jetzt hat es die Tatze geschlagen, nicht die eigene Tatze. Ihm ist gelungen, was nur dem Starken gelingt, im Namen von Recht und Moral hat die Justiz den Schlag geführt. Das Kartell, vertreten durch eins seiner deutschen Werke, das Nora-Werk, hat glaubhaft gemacht: Bei uns sind seit Jahren Modelle, Berechnungen, Konstruktionszeichnungen verschwunden. Niemand wußte bisher, wohin. Man vermutete russische Werkspionage, sagte nichts, spürte im dunkeln. Jetzt aber — durch den Austritt der Kula-Werke aus der Konvention, ist klar geworden: Die Kula-Werke haben Spionage getrieben. Man kann es beweisen. An einer Kette Indizien. Glied reiht sich an Glied. Jahr um Jahr sind die Kula-Werke bemüht gewesen, Arbeiter, Werkführer, Angestellte aus dem Nora-Werk nach Berlin hinüberzuziehen. Es scheint, man hat sich nicht gescheut, mit unmoralischen Mitteln zu arbeiten. Schmiergelder sollen gezahlt worden sein. Das ist verpönt im ehrlichen Kaufmannshandel. Verdacht aber ruht auf dem Kula-Werk. Wird die Justiz das Verbrechen schützen? So fragen die Nora-Werke, im Namen ihres Kartells. Murmeln dazu vom schweren Aufbau der deutschen Wirtschaft, von Vaterlandstreue und Landesverrat.

Vor einer schweren Aufgabe steht die Justiz. Einen Monat wohl zögert sie, scheut vor dem Gedanken zurück, einen Fehlschlag zu tun. Dann aber entschließt sie sich. Breit vorbereitet ist die Aktion. Es gilt, bei den Kula-Werken belastende Korrespondenz zu finden. Das ist nicht leicht. Verlangt Überlegung, sorgfältigste Vorbereitung, daß der Verbrecher nicht zwischen den Maschen entschlüpft. Die Justiz muß triumphieren. Wenn die Justiz zupackt, muß jeder erschauern, der den Arm der Gerechtigkeit über sich fühlt.

Ein modernes Industrierwerk aber ist groß, unendlich verzweigt, mit vielen Büros, vielen Depots, vielen geheimgesicherten Schränken. Die

darin sitzen, haben viel zu verantworten, müssen viel überlegen, wissen viele Wege, wie man sich schützen kann. Unsichtbare Fäden verbinden Stellen, die nach außen hin völlig getrennt sind.

Eine Woche sorgfältiger Vorbereitung. Dann rast ein Flugzeug nach Berlin. Vertreter der Staatsanwaltschaft. Ein zweites, drittes hinterher. Technische, kaufmännische Direktoren der Nora sitzen darin. Ein Kriegsplan wird durchgeführt. Modern in der Vorbereitung, modern im überraschenden Angriff. Auf die Minute genau: Das Kula-Werk wird umzingelt, die Ausgangspforten besetzt, Fernsprechzentrum gesperrt, niemand darf das Werk verlassen. Im Innern aber beginnen Maulwürfe zu wühlen, wühlen in alle geheimen Gänge. Im Schutz der Justiz untersuchen die Nora-Beamten den Betrieb ihres Deserteurs. Der Instinkt der Konkurrenten läßt sie suchen und finden. Schreibische werden erbrochen, Geheimverträge gelesen, Materialproben beschlagnahmt, Modelle geprüft. Harte, gierige Augen prüfen. Suchen und finden. Berufseifer treibt die einen, Konkurrenzseifer treibt die andern, Rachegefühl und Siegerfreude. Auf Lastwagen häuft sich beschlagnahmtes Material.

Zwölf Stunden wühlen die Maulwürfe. Schnell, wie sie kamen, sind sie verschwunden. Und dies ist das Resultat: Triumph! Zum ersten: Belastende Korrespondenz ist gefunden und polizeilich sichergestellt. Werkspionage bewiesen — Landesverratsverdacht! Triumph zum zweiten: Vertreter der Nora haben einen scharfen Blick getan in alle Geheimnisse ihres gefährlichen Konkurrenten. Unter den Augen der Justiz, vollkommen korrekt. Recht und Gerechtigkeit ist mit dem Starken. Das ist Naturgesetz im Kampfe ums Dasein. Triumph zum dritten: Die Schwerverbrecher sind festgesetzt. Acht Männer sind verhaftet worden, abgeführt von Kriminal. Seltsam haben die Augen der Werkleute auf den Verbrechern geruht.

Die Tatze hat geschlagen! Weitere Schläge sind zu erwarten. Höher hinaus noch sollen die Schläge fallen, das Haupt der Leitung zerschmettern. Die nächste Zeit wird Klarheit schaffen.

Die Nora kann triumphieren.

Das war der erste Tag. Ein Tag der Überraschungen für das Kula-Werk, ein Tag der Niederlagen. Das Kula-Werk aber ist zäh, fällt nicht auf den ersten Schlag. Tief holt es Atem. Am zweiten Tag aber schon erhebt es die eigene Tatze zum Gegenschlag. Eine Erklärung erscheint in der Presse. Die Erklärung lautet:

„Gestern früh erschien in unseren Fabriken und Geschäftsräumen die Kriminalpolizei, begleitet von einer größeren Anzahl von Herren unserer Konkurrenzfirma Nora, mit der wir seit unserem Austritt aus der Konvention in schärfstem Wettbewerb stehen. Die die Kriminalpolizei begleitenden Herren waren Direktoren, Ingenieure und Angestellte der genannten Firma. Es erfolgte eine vollständige Untersuchung unserer Räume und Betriebe. Wir erwarten das Ergebnis der Untersuchung in Ruhe ab. Der Direktion sind irgendwelche strafbare oder unlautere Handlungen nicht bekannt. Der Betrieb geht in normaler Weise weiter. Er wird durch die Geschehnisse des gestrigen Tages nicht im mindesten berührt.“

Diese Erklärung steht in der Presse. Harmlos scheint die Erklärung. Die Erklärung verfolgt der Unschuld. Harmlos scheint sie und wiegt so schwer. Ist richtig berechnet.

Das Kula-Werk kämpft mit der gleichen Taktik wie sein großer Gegner. Dieser Gegner schlug mit der Tatze: Justiz; das Kula-Werk schlägt mit der Tatze: Öffentlichkeit.

Am Abend schon ist in den Blättern der Hauptstadt zu lesen:

„Schmutziger Kartellkampf unter Mißbrauch von Justiz und Polizei. Ist es mit Recht und Gerechtigkeit noch zu vereinbaren, wenn unter dem Schutz der Behörden dem Konkurrenten Einsicht in die Interna des gegnerischen Betriebes verschafft wird? Wo steht heute unsere Justiz?“

Auch andere Stimmen sind da; höhnen über die Biedermannsmaske der Kula-Werke, sprechen es offen aus: „So und nicht anders muß der Werkspionage zu Leibe gegangen werden.“

Die große Öffentlichkeit aber kennt nicht die Kula-Werke, kennt nicht die Nora, kennt auch nicht die letzten Interessen der eigenen Presse. Aber die große Öffentlichkeit horcht auf, wenn etwas geschieht, was bisher nicht geschehen.

Sensation ist das Futter der Öffentlichkeit! Das ist's, was das Kula-Werk wollte. Hinter ihm steht die Öffentlichkeit. Zeit ist gewonnen. Zeit gewonnen — viel gewonnen. In dieser Gesellschaft hat niemand ein reines Gewissen. Jeder hat zu verstecken. Je größer das Unternehmen, desto mehr gibt es zu verstecken. Nur Zeit, nur Geduld! Man wird die schwachen Stellen des Gegners entdecken. Dann wird man sehen, ob Kellerrasseln den Anblick hellen Lichtes ertragen können.

Die Öffentlichkeit aber sagt: Ein interessanter Kampf! Abwarten, was herauskommt. Das kann Überraschungen geben. — —

„Und was sagen Sie dazu?“

Wetter fragt, als Eschbach zu Ende erzählt. Er hat die Pfeife auf den Rauchtisch gelegt.

Die Tür des Nebenzimmers öffnet sich leise. Ein Hund tastet sich durch; schwerfällig schurften die hornigen Krallen über die Diele. Das kurze Haar um die Schnauze herum bis an die Augen hinaus hat griese Farbe. Die Augen aber sind blind und haben den leeren, glasigen Schein der Blinden. Zwei Schritte vor dem Alten setzt er sich aufrecht, bringt den Kopf genau in die Richtung von dessen Gesicht. Die Ohren zittern leise.

„Was denn, Tierchen, was ist? Ist es Zeit? ... Sie müssen wissen, Genosse Eschbach, er wacht über mich. Auf die Minute erscheint er. Er ist sehr alt, aber er versäumt seine Pflicht nicht. Das Gehen wird ihm schon schwer, er quält sich aber noch immer von seinem Lager herunter. Das heißt für ihn: wir gehen jetzt zu Bett. Hunde, Genosse Eschbach, sind wie Menschen. Für ein warmes Nest und Futter verkaufen sie ihre Freiheit. Aber Hunde bleiben tapfer und treu, das ist mehr, als man von den meisten Menschen behaupten kann. Bitte lassen Sie sich nicht stören. Er nimmt es nicht übel, tut nur seine Pflicht. Alter zum Alter. Geh Tierchen! Geh! Es ist gut!“

Wieder zittern die kahlen Ohren des Tieres, langsam hebt es sich auf die Beine, wendet schwerfällig um; wieder hört man das Schurften der Krallen, das leise Knarren der Tür. Wetter wirft dem Tier einen seltsamen Blick nach; greift dann wieder zur Pfeife.

Eschbach möchte gehen und möchte bleiben. Da ist der Punkt, der ihn selber betrifft. Soll er sich jetzt dem Alten anvertrauen? Aber nein — der ist ja kindisch.

Was soll das wieder mit dem Hund? Immer wieder kommt er mit diesen Schopenhauergedanken. Damit kann man die Welt nicht ändern.

Mißmutig schweigt er.

Wetter aber wiederholt seine Frage:

„Was sagen Sie dazu?“

„Was soll ich sagen: Überall Sumpf. Für mich ein neues Zeichen, daß der Kapitalismus am Ende seines Lateins ist. Kulisse, Maske, Fratze, hinter dem der Schmutz sich bergehoch türmt. Ein solches System kann nicht mehr lange am Leben bleiben. Ich sehe ganz vom Moralischen ab, aber Tatsache bleibt doch: das ganze System ist nur noch Hindernis der Entwicklung. Ich halte es für ganz ausgeschlossen, daß die Proletarier so etwas lange ertragen. Es geht doch wirklich um ihre Klassenexistenz. Und sie werden wieder mobil! Das Schlimme ist nur — entschuldigen Sie, Genosse Wetter, aber ich weiß, Sie nehmen es mir nicht übel, wenn

ich es sage: Das Schlimme ist, daß Sozialdemokratie und Gewerkschaften gegen die Revolution sind. Aber, passen Sie auf, die Entwicklung geht über sie weg. Und denken Sie jetzt an die Entwicklung des Nationalsozialismus. Was war er dreiundzwanzig, was ist er heute? Ich bin wirklich gespannt auf September. Soviel scheint mir sicher: das ganze Kleinbürgertum ist in soziale Bewegung geraten. Mit dem Kapitalismus läßt sich kein Hund mehr hinter dem Ofen vorlocken. Natürlich begreifen die Kleinbürger nicht sofort den proletarischen Klassenkampf, aber sie sind in Bewegung, und diese Bewegung hört schwerlich wieder auf. Auf die Dauer kann das kein Nationalsozialismus meistern. Mögen die Leutchen vorläufig viel Zulauf haben. Die Anhänger werden bald merken, daß sie praktisch von Feudalisten und Kapitalisten mißbraucht werden . . .“

Eschbach stößt die Zigarre so heftig auf, daß sie blättert. Er kann seinen Mißmut nicht überwinden. Heute gelingt es ihm nicht einmal, das, was er sagen möchte, in klaren Worten zu sagen. Es hat überhaupt keinen Zweck, mit Wetter zu sprechen. Der kommt bloß wieder mit seinen historischen Reminiszenzen. Soll er selig werden mit seinem Schopenhauer!

Wetter hat flüchtige Blicke auf Eschbach geworfen.

„Sie haben schwere Tage gehabt. Es hilft uns Gegenwartsmenschen nichts, wir müssen uns mehr mit fremden Angelegenheiten beschäftigen als mit den eigenen. Wie klein war die Welt in meiner Jugend! Wir schwebten zwischen Frankreich und Rußland. Schon der Balkan war ferne Wildnis. Heute wissen wir mehr von China und Mexiko als von Irland, Spanien und Portugal. Die Welt ist kleiner geworden, gewiß, aber — meinen Sie nicht — auch wieder größer? Mir scheint die Welt heute größer als damals in meiner Jugend. Wir haben auch damals von den Bauernvölkern gesprochen, aber wesentlich nur theoretisch. Höchstens die Russen hatten damit zu tun; aber auch mehr theoretisch. Die Führer lebten als Emigranten. Jetzt sind die Bauernvölker der ganzen Welt im Aufstand. Was meinen Sie — vielleicht sind tausend Millionen Bauern schon in Bewegung? . . .“

Wetter legt sich ganz zurück in den Stuhl, bläst den Rauch nach der Decke. Sein schmales Gesicht sieht jetzt beim Schein der Lampe trotz weißer Haare jugendlich aus. Nach kurzer Pause fährt er fort:

„Sie sind in Bewegung, aber nicht für den Sozialismus. Sie kämpfen soziale Kämpfe, aber nicht sozialistische. Sie sagten, der Kapitalismus geht der Versumpfung entgegen. Die Welt ist groß geworden, Genosse

Eschbach, vielleicht sind die Bauern der Welt im Aufstieg. Oder meinen Sie, daß es den Proletariern in aller Welt — viel mehr als hundert bis hundertfünfzig Millionen werden es noch nicht sein — überall so wie in Rußland gelingt, schnell die Macht zu erobern? Und die Bauern zu beherrschen? Wenn der Kapitalismus versumpft? Sie wissen es sicher besser als ich. Wenn man alt wird, sieht man immer weitere Räume und viele Schwierigkeiten. An den Nationalsozialismus haben wir vor dem Kriege noch kaum gedacht. Aber was meinen Sie, werden die russischen Bauern im Falle eines Krieges unter kommunistischen Parolen kämpfen oder unter nationalbolschewistischen? Mir ist aufgefallen, daß die Russen gerade jetzt durch die Internationale ein Programm nationalsozialer Volksrevolution aufstellen. Ich hörte, das hätte den Zweck, die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich zu stören, um eine Rußland genehmere Außenpolitik zu erzwingen . . .“

„Dummes Zeug . . .“

Eschbach kann sich nicht länger halten. Was selten geschieht — heftig unterbricht er den Alten. Das hagere Gesicht beginnt zu brennen.

„Das muß man doch verstehen. Das ist es gerade, was die Bolschewisten uns beigebracht haben: Wenn es sein muß, innerhalb vierundzwanzig Stunden dreimal die Taktik wechseln. Man kann den Gegner nicht schlagen mit Idealismus und Skepsis, man muß ihn mit seinen eigenen Waffen bekämpfen. Oder glaubt die Sozialdemokratie im Ernst, daß sie mit dem Stimmzettel in der Hand die Macht erobern kann? In einer Zeit, in der der Parlamentarismus praktisch schon vor die Hunde geht? Das ist doch Gewäsch. Man muß dem Gegner das Wasser abgraben mit allen Mitteln. Aber die wollen nicht! Die wollen nur ihre Posten halten. Sie werden sich täuschen . . .“

Heftig nickt Eschbach. Wetter aber bleibt so ruhig wie vorher. Leise, als spräche er für sich selber, sagt er:

„Spaltungen können stärken und schwächen. Wir werden noch manche Spaltung durchmachen müssen!“

Plötzlich steht er auf:

„Sie kommen bald einmal wieder. — Ich freue mich drauf . . .“

Als Erwin Eschbach die stille Straße hinuntergeht, vorbei an den Häuservorgärten, aus denen der nächtliche Duft gesättigten Frühlings strömt, ist er so erbittert, daß er mehrmals mit der Faust durch die Luft schlägt. Wozu dieser Quatsch? Man vertrödelt nur seine Zeit. Eine gräßliche Gegend hier! Spießbürger und Rentiers, Bonzen und Par-

lamentarier, die keine Sorgen haben. Für Hunde und Katzen haben sie mehr Interesse als für die Not der Arbeitslosen. Aufräumen! Endlich aufräumen mit dieser Gesellschaft. So wie die Russen aufgeräumt haben. — — Vielleicht — vielleicht, wird der Metallarbeiterstreik, der doch nächstens kommen muß, der Auftakt zu wirklichen Taten.

Eschbach kommt ins Laufen, muß vorüber am Park, einem der schönsten Berlins mit seinem verschwiegenen Teich, seinen alten Pappeln und stolzen Ulmen. Der Zaun nach der Straße zu ist gefallen. Auf breiter, in leichter Mulde sich senkender Rasenfläche leuchten noch durch das Dunkel des Abends die dichten Kronen weißrosa Apfelblüten.

Eschbach sieht es nicht, er rennt vorüber. Voll Haß gegen diesen Stadtteil. Eine Stunde später ist er im Norden Berlins. Am Eingang des Schillerparks. Es ist ein Uhr nachts. Um zwei wird er sich mit Jaffke treffen. Hoffentlich ist inzwischen nichts passiert.

Im Osten Berlins

Das Gesicht eines Menschen der Klassengesellschaft entschleiert sich erst im Schlaf und im Tode. Das kann nicht anders sein, denn das Leben ist Lüge geworden.

Nicht anders ist es mit den Städten als mit den Menschen. Am Tage tragen sie Hüllen und Masken. Umflattert vom bunten Verkehr, umbraust von der wirren Musik geschäftigen Treibens; Käufer, Verkäufer, Stöhnen und Schluchzen, Schieben, Verschieben, Stoßen und Fallen, Becherklang, Todesröcheln.

Das ist die Stadt im Lichtschein des Tages. Gesund die Farbe, geschwellt die Muskeln.

Nach Mitternacht aber, wenn der Schlaf auch den Wachsten packt, in der fahlen Stunde vor Sonnenaufgang, wird das zweite Gesicht erkennbar. Straßen, Häuser, Fenster und Türeingänge verraten die Züge des Todes.

Als Arnold vor dreißig Jahren aus Schlesien kam, wußte er nicht, was er heute weiß: Von zehn Berlinern sind vier nur in der Hauptstadt geboren. Mehr als vier Millionen Menschen haben die Wellen gesellschaftlicher Bewegung in wenig mehr als hundert Jahren hier an dieser Insel zu Hauf getrieben.

Die Wellen aus Süden, Norden, Osten und Westen. Kleine kurze Spritzer, dann wieder mächtige Wellenberge. Alle trugen schwere Lasten Menschentreibholz. Wie ein Magnetberg zog die Insel die treibenden Kräfte an sich heran, häufte sie zu Hügeln und Bergen, sog ihre Kräfte, formte den Menschen der Großstadt. Millionen sogen sich fest da, wo die Welle sie an den Strand warf, formten selber Hügel und Berge, gaben ihr Herz hinein und das Hirn. Steigen und fallen, gliedern sich unter Qualen nach dem Gesetz ihrer Klassengesellschaft.

Noch immer wehen die Stürme, noch immer tragen die Wellen ihr Treibholz. Geringer aber sind die Lasten geworden, die sie schleppen. Die Insel ist satt.

Dreißig Jahre sind vergangen — da standen Max Arnold und Berta Tschirch auf dem Schlesischen Bahnhof; Kinder der Provinz, Treibholz

auf dem Meer der Gesellschaft. Neben ihnen der große Strohkorb und die hölzerne Truhe. Die Fülle erdrückte beide. Die Sinne füllten sich bis zum Bersten. Allmählich erst löste die Spannung sich. Die Sinne paßten sich an, verfeinerten sich, verstumpften; verloren Instinkt, gewannen Klugheit.

Sie standen am „Grünen Weg“. Von Grün war nichts zu sehen, in dem Namen aber lag etwas, was beide damals anzog. Anderes kam hinzu. In der Nähe der große Küstriner Platz. Ein Platz zum Atemholen. Nicht weit davon die breiten noch wenig belebten Ausfallstraßen nach Osten, nach Frankfurt und Landsberg, und weiter hinauf nach Posen und Warschau. Vertraute Namen: Breslauer Tor, Schlesisches Tor, und viele andere gute Worte.

Da hatte Max Arnold zu Berta gesagt: „Hier wollen wir wohnen!“ Und Berta hatte heftig genickt.

Eine eigene Gegend — der Osten der Treibholzinsel. Haus drückt sich an Haus, hochaufgeschossen, als suchten sie Licht da oben; aber schmal, mit dürftigen Türpassagen. Unzählige Höhlen kleiner Leute. Kleine Leute suchen Wärme und Schutz. Suchen den Pfennigkrämer, den Fleischer und Bäcker, das billige Hutgeschäft, den Weißwarenladen, den Wollverkauf, den billigen jüdischen Konfektionär. Eine Kleinstadt, der Osten am Schlesischen Bahnhof. Nur alles gehäuft. Die Treppe von der Straße hinunter in den Kohlenkeller; an jeder Ecke die kleine Destille; gegenüber im ersten Stock das Leihhaus. In Umschlagtüchern, auf Latschen gehen die Frauen zum Kauf. Barfuß spielen die Kinder im Torweg, auf Hof und Straßen. Kein Teppich, kein Läufer bedeckt die Flure und Treppen. Trübe flammt die Treppenbeleuchtung.

Dreißig Jahre ändern manches. Selten ist noch Pferdemit von der Straße zu kehren. Seltener gehen die Frauen in Umschlagtüchern. Alte Schlumpen nur schlurren in Latschen. Junge adrette Mädchen verlassen morgens die düsteren Häuser, blaß oft und übernächtigt; aber in Schale, mit dünnen Strümpfen und wohlfrisierem Haar.

Ja, es ändert sich vieles in dreißig Jahren; auch im Umkreis der kleinen Leute. Zweimal sind Arnolds umgezogen. Gleich in den ersten Jahren, aber immer im Schlesischen Viertel geblieben. Die Häuser sehen verrunzelt aus, Farbe und Putz sind abgeblättert. Seit dem Kriege ist wenig gebessert worden. Treppen und Dielen sind ohne Farbe, außen und innen von Kindergenerationen mit Bleistift und Kreiden verschmiert. Der Zementbelag im Torweg ist abgebröckelt, die Schlösser der Türen ausgeleiert.

Trotz alledem — verändert hat sich nur die äußere Hülle. Der Kern ist der alte geblieben.

Wer im Dämmer der Stunde vor Sonnenaufgang den Raum durchquert zwischen Alex, Jannowitzbrücke und Schlesischem Bahnhof, sieht das gleiche Bild wie vor dreißig Jahren: eine Kleinstadt des Ostens, seltsam verzerrt im Spiegel der Treibholzinsel.

Max Arnold sieht es nicht mehr. Hier ist er zu Hause, hier wird er sterben. Berta denkt das gleiche. Sie verläßt nur selten das Haus. Sie hat mit den Füßen zu tun. Fünfzehn Jahre schon offene Füße. Die muß sie wickeln; da ist sie froh, wenn sie ruhig sitzen kann. Sie haben keinen Verkehr im Hause, seit die alten Brandts gestorben sind. Das waren Menschen, wie man sie heute nicht findet. Immer zufrieden, nie geklagt; dabei ging es ihnen so schlecht. Aber helfen — wo sie helfen konnten. Immer, wenn Berta krank war, hat Fritzens Mutter die Wäsche gewaschen, für Max Mittag gemacht, in aller Frühe schon Kaffee gebracht. Und dann war der Fritz dagewesen. Berta hat keine Kinder gehabt. So wurde der Fritz ihr ein und alles. Einige Kämpfe hat es gekostet. Heute lacht Max Arnold darüber, damals aber war er richtig eifersüchtig auf den Jungen gewesen. Manchmal hat er vor Wut das Mittag beiseitegeschoben, wenn Berta sich allzuviel mit dem Jungen beschäftigte. Später war es fast umgekehrt. Wenn Berta zurückdenkt, dann muß sie bekennen: wie ein Traum sind dreißig Jahre vorübergegangen. Zwanzig davon in diesem Hause, Fruchtstraße-Ecke; dicht am Schlesischen Bahnhof. Sorgen haben sie wenig gehabt, sogar ein bißchen erspart. Da war es selbstverständlich, daß sie bei Fritzens Heirat mit Ella Tschirch, der Nichte Bertas, zur Wohnungsausstattung verhalfen. Arnolds haben dafür gesorgt, daß der Hauswirt dem jungen Paar die kleine Wohnung, Arnolds Flur gegenüber, billiger überließ. Dafür ist Max dem Hauswirt bei Klempnerreparaturen zur Hand gegangen. So hat alles sein Gutes. Alles könnte weiter sein Gutes haben, trotz des entsetzlichen Unglücks mit dem Auge. —

Und jetzt kommt dies!

Seit dem Abend, als Max und Fritz zur Versammlung am Alex waren, hat Fritz sich nicht mehr sehen lassen, ist Arnolds direkt aus dem Wege gegangen. Das Schlimmste aber: er hat auch Ella verboten, mehr als unbedingt nötig zur Tante hinüberzugehen, irgend etwas von dem, was er tut, zu erzählen. Ella hat „Ja“ gesagt, vernünftigerweise aber Berta ihr Leid geklagt.

Seit jenem Abend ist vieles anders geworden. Bis jetzt hat Ella immer

gewußt, wo Fritz des Abends war; in der letzten Zeit weiß sie es nicht mehr. Früher war er wenigstens Sonntagnachmittag zu Hause. Jetzt verschwindet er oft, ohne abzuwarten, daß sie ihm wenigstens Kaffee macht. Sagt nicht, wann er nach Hause kommt. Dabei sieht er entsetzlich elend aus, ist immer gleich wütend. Ein-, zweimal die Woche kommen fremde Genossen; reden, schreien und schimpfen, flüstern mit Fritz, während sie in der Küche ist. Fritz sagt nicht mehr die Wahrheit, wenn sie ihn fragt. Dieses Heimlichtun ist eine Qual. Gerade jetzt, wo sie sicher weiß, daß sie in anderen Umständen ist.

Ella ist völlig zerrissen. Sie hat bei der Tante sich ausgeweint, hat ihr trotz Fritzens Verbot auch verraten — und das ist das Schrecklichste, sie selber weiß es erst seit zwei Tagen —, daß Fritz morgen früh nach Rußland will. Sie hat ein Gefühl, daß er nie mehr zurückkommt.

Frau Berta hat getröstet, helfen hat sie nicht können. Sie selber hat seit Wochen einen schweren Stand mit ihrem Mann. Bis jetzt hat sie immer geglaubt, ihn innen und außen wie ihre Tasche zu kennen. Kein Wunder, wenn man die Silberhochzeit schon lange hinter sich hat. Aber jetzt ist sie irre geworden. Was zwanzig Jahre nicht war — er hat sie wie rasend angefahren, als sie bat, er möchte bei Fritz zum Guten reden. Er wäre älter und klüger. Und gestern abend, als sie nach Ellas Weggang von ihm verlangte, er solle versuchen, Fritz im letzten Augenblick noch zurückzuhalten, hat er geschrien:

„Laß mich in Ruh! Ich sage nichts mehr, und wenn der Bengel verreckt. Wer die Gewerkschaften spalten will, ist ein Verbrecher. Mit Verbrechern hab' ich nichts mehr zu tun.“

Berta Arnold hat kaum verstanden, hat aber auch nicht gewagt, noch weiter zu bitten. So aufgereggt hat er ausgesehen, hat die Zeitung hingeschmissen, ist bald zu Bett gegangen. Berta ist sitzengeblieben, hat geflickt und gestopft. Ein paarmal hat er gerufen:

„Kommst du nicht bald?“

„Ich komm' schon, ich komm' schon, muß meine Füße noch wickeln“, hat sie gesagt, ist aber sitzengeblieben. Bis sie ihn schnarchen gehört.

Mitternacht ist vorüber. Berta sitzt noch immer, wartet und horcht. In der Küche dicht neben der Korridortür. Bisweilen fallen die Augen zu, aber sie will nicht schlafen, zuckt zusammen, fröstelt, horcht weiter.

Gegen zwei hat sie leise Schritte die Treppe heraufkommen hören. Leichtes Klopfen bei Brandts; Flüstern, Türöffnen, Türschließen. So

schnell die kranken Füße erlaubten, ist sie an das Guckloch gehuscht, hat aber nichts sehen können. Jetzt wird es schon Dämmer. Immer noch sitzt sie und horcht auf jedes Geräusch von drüben . . .

Während Frau Berta wartet, sitzen bei Brandts in der Wohnung sechs Männer. Die Wohnung ist eng für so viele, nur eine Stube und Küche. Nicht viele Möbel, alles aber noch frisch und sauber. Modern der Spiegelschrank und die Betten, nicht mehr wie früher mit vielen Schnörkeln; vier Stühle, gradlinig, gut zum Sitzen. Modern auch die weißlackierte Küche. Über den Betten bauschige grüne Daunensteppdecken. Ellas Stolz. Die hat sie vom eigenen Geld gekauft, dazu ihre gute Nähmaschine. Die Männer sind in der Stube. Ungeniert haben zwei von ihnen sich auf die Daunendecken gesetzt.

Ella ist in der Küche, brüht dort Wasser zum Kaffee auf, schneidet Brote, wickelt sie in Papier. Ihr schmales brünettes Gesicht ist verweint, das Weiße der Augen gerötet. Immer wieder laufen Tränen über die Wangen, die sie gar nicht erst wegzuwischen versucht. Hin und wieder horcht sie nach hinten, geht auch wohl, einen schnellen Blick durch den Türspalt nach Fritz zu werfen. Der aber sieht zu Boden. Wer weiß, woran er denkt.

„Langsam fertig machen! In einer halben Stunde haut ihr ab. Ihr beide geht zuerst. Erich und Franz hundert Schritt hinterher. Ick und Albert bleiben noch hier. Deine Frau kann uns runterbringen. Wenn ihr mich noch auf dem Bahnhof seht, hat kein Idiot mich zu kennen, verstanden?“

Das sagt Jaffke. Er hat sich's reichlich bequem gemacht, liegt mit ungerinigten Schuhen längelang über den Daunnen, pafft seine Zigarette, knipst mit den dünnen Fingern die Asche nach dem Ofenblech zu auf die Diele. Fritz Brandt sieht es. Es gefällt ihm nicht. Er sagt aber nichts, wagt nicht. Sein Ausdruck ist unwirsch und düster, durchaus nicht der eines Menschen, der sich freut auf etwas, was er lange gewünscht hat. Unheimlich blänkert im Graulicht des Morgens das kalte Glasauge in dem eingefallenen Gesicht mit den vorspringenden Backenknochen. Die harten Hände sind zu Fäusten gekrampft.

„Und du, Stephan“, wendet sich Jaffke an einen dicken Mann von vierzig Jahren, dessen Kopf behaart ist wie der Kopf eines stichelhaarigen Hundes, „läßt alles ruhig an dich rankommen. Bloß keene Bange nich! Scheiß dir nich die Kackstelzen lang, damit sie riechen, was los is. Mit de—m Paß kann nichts passieren. Über die Grenze

kommst du. Das einzigste — hier auf dem Bahnhof —, aber ick halt et für ausjeschlossen — und wenn —, dann weefste Bescheid. Red'st nich, spielst 'n Dummen — det fällt dir wahrscheinlich nich schwer — für det andere sorjen Franz und Erich. Ihr schmeißt die Kiste, wa?“

Jaffke grinst. Erich und Franz — die auch hier in der Stube die Schirmmützen tragen — stehen am Fenster wie Zwillingbrüder. Kräftig und tatbereit. Brüder, Kastor und Pollux, dunkel und niedriggestirnt der eine, hell, schmalschädlig der andere. Sie reden nicht, geben Antwort auf ihre Art. Eine Handbewegung, Kopfnicken nach hinten — das ist ihre Antwort. Aber deutlicher sagt es als Worte: Auf uns kannst du dich verlassen.

Noch einmal nimmt Jaffke das Wort:

„Und wenn se dich wirklich schnappen sollten — dann weefst du nüscht von dem Koffer. Denn is et Fritzen seiner. Aber Quatsch, det viele Reden! Die Bullen sind viel zu dußlig, wie sollen die darauf kommen, det der Boden fourniert is. Mensch! Mach nicht son dowes Gesicht, ick wünschte — — jenug — fertig machen, Jungens!“

Er springt elastisch vom Bett. Er trägt jetzt keine Brille. Die häßlichen Züge sind plötzlich gestrafft, die kleinen Augen zu schmalen Schlitzen zusammengezogen. So sieht das Gesicht fremdartig aus, asiatisch, mongolisch; unverkennbar aber drückt es in dieser Minute eiserne Energie und entschlossene Tapferkeit aus.

Stephan antwortet nicht. Er holt nur schwer Atem — stößt ihn langsam wieder heraus.

Stephan Wischniewski war russisch-polnischer Untertan. Im Kriege in Deutschland gefangen. Es war nicht schwer, ihn zu fangen. Er hat nicht eingesehen, sich für die Herren „Psiakrew“ zum Krüppel schießen zu lassen. So ist er in Deutschland geblieben, ist Deutscher geworden. Gearbeitet bei Borsig, dann Arbeit im Kula-Werk. Da ist er acht Jahre, seit drei Jahren Meister. Gerade als er es wurde, ist er mit Jaffke zusammengekommen, der konnte Polnisch sprechen. So ist alles geworden. Er hat die Sache gemacht, so gut er konnte. Wohl ist ihm freilich nicht dabei. Gott sei Dank, daß er neulich gerade Urlaub hatte. Einen Tag früher, dann wäre die Sache schief gegangen. Vermutlich wäre er mit den andern zusammen verhaftet worden. Verflucht, wenn jetzt die Geschichte nur klappt. Dieser Jaffke hat eine eigene Art, zu grinsen, wenn er Bosheiten sagt. Daß er die Sonja hierlassen muß mit den beiden Kindern — das ist schließlich nicht schlimm. Auch Sonja nimmt es nicht tragisch. Die kommt schon durch — außerdem wird die Rote Hilfe für

sie etwas tun. Jaffke sorgt dafür; er hält, was er verspricht. Aber — daß er überhaupt so plötzlich nach Rußland soll, das will ihm noch nicht in den Kopf . . . Ihn verlangt es nicht weg aus Deutschland, Psiakrew — hätte er sich mit der ganzen Geschichte nicht eingelassen! Er wendet sich Raskopp zu. Der sitzt auf dem Stuhl, schweigend, aber gespannt.

„Sieh zu, was du machen kannst, Albert, gib mir sofort Nachricht, wenn du was hörst. Die können mir nichts beweisen, verdammt . . .“
Jaffke setzt die Hornbrille auf.

„Los, Fritz! Verabschied dich jetzt von deiner Frau. Mach kein Theater. Wir sind keene ollen Weiber — treudeutsch mit edlem Familiensinn.“

Er grinst schon wieder. Sieht prüfend auf Erich und Franz. Die erwidern den Blick.

Fritz Brandt geht in die Küche. Die Männer in der Stube hören zuerst einen Aufschrei, dann bitteres Schluchzen:

„Komm bald wieder, Fritz, ich hab' solche Angst!“

Jaffke zieht die Schultern hoch, wirft den Kopf zurück, verdreht die Augen, als fühle er einen heftigen körperlichen Schmerz. Raskopp sieht gequält zur Seite. Die andern bleiben unberührt, wie es scheint.

Wischniewski schnallt den Rucksack auf.

„Los! Sehn, ob die Luft rein is!“

Jaffke öffnet das Fenster. Alle beugen sich weit hinaus, suchen die Straße ab. Nichts zu entdecken. Da, wo aus der riesigen Halle des Schlesischen Bahnhofs der Schienenstrang die Fruchtstraße überbrückt, rücken knallend einige Güterwagen gegeneinander. Eine unsichtbare Maschine stößt prustend Dampf aus. Wie aus einsamer Berghöhle stechen die suchenden Köpfe in die steinerne Schlucht, deren Grau mit dem Grau der Luft verschwimmt.

Fünf Minuten später schließt sich leise die Korridortür hinter Brandt und Wischniewski.

Raskopp und Jaffke sind in der Stube geblieben, sitzen sich gegenüber, jeder an einem Fenster, beobachten weiter die Straße. In der Küche stehen Erich und Franz, bereit, nach zwei Minuten genau, hinter den beiden herzuzugehen. Ella hat beide Hände um die Klinke gekrampft, die Stirne am Türholz, ihr Körper zuckt in verhaltenem Weinen.

In diesem Augenblick hören alle das heftige Reißen der Korridortür gegenüber bei Arnolds und gleich darauf die erregte Stimme Frau Bertas:

„Fritz! Fri—tz! Wo willst du hin? So warte doch! . . .“

Eilig humpelt sie über den Flur, ein Stück die Treppe hinunter, beugt sich übers Geländer. Jetzt öffnet auch Ella die Tür, schluchzt laut auf, stürzt heraus; klammert sich an die Tante:

„Tante, er kommt nicht wieder! — — Er kommt nicht wieder!“

Sekunden später wird es lebendig hinter den Frauen. In der Korridor-tür bei Arnolds steht Max in Unterhosen:

„Berta! Was ist denn los? Bist du verdreht geworden?!“

Gleichzeitig treten Jaffke und Raskopp auf den Flur. Jaffke kocht vor Wut. Heftig schiebt er Raskopp zurück, wirft einen drohenden Blick auf Arnold, stürzt schweigend die Treppe hinunter, an den Frauen vorüber auf Brandt und Wischniewski zu, die sich eben umgedreht haben.

„Los!! Idioten! Seid ihr verrückt geworden!“

Er sagt es bei aller Erregung so leise, daß nicht einmal die Frauen dicht hinter ihm die Worte verstehen können.

Die Männer zaudern. Brandt sieht seine Frau; die kann nicht weiter, liegt weinend über dem Geländer. Berta Arnold aber läßt sich nicht halten. Im Augenblick ist sie bei Fritz, gibt Jaffke, der ihr den Weg vertritt, einen Stoß, drängt sich an Fritz, greift vor Aufregung mehrmals an seiner Tasche vorbei, steckt etwas hinein:

„Nimm das! Nimm das, sag' ich dir, und komm wieder, Fritz!“

Jetzt erst gelingt es Jaffke, die beiden Männer zum Gehen zu bringen. Eine Treppe weit steigt er mit. Er wartet, bis er Türschließen hört. Langsam geht er ein Stück zurück. Wartet wieder, bis Erich und Franz aus der Tür kommen, vorsichtig, ohne ihn anzusprechen, verschwinden.

Ella ist inzwischen mit Hilfe der Tante nach oben gewankt, in Arnolds Wohnung.

Gerade aber, als Jaffke in Brandts Küche zurückkommt, öffnet sich wieder drüben die Tür, und Arnold schreit hinüber:

„Halunken! Gelbe Bande! Macht, daß ihr rauskommt aus'm anständigen Haus! . . .“ Die Tür knallt zu.

Arnold ist in höchster Erregung. Immer noch ist er in Unterhosen, läuft in der Stube hin und her. Er tobt. Brockenweis kommen die Worte:

„Laß das Heulen! — Ihr macht einen ganz verrückt! — Was geht dich das an! Bist du nicht alt genug? Laß ihn laufen, den Bengel! Aber das kommt davon! Wozu läßt er sich ein mit diesen Strolchen! Nichts wie Dreck! Laß das Heulen gefälligst! Koch lieber Kaffee! Da soll einer

arbeiten können! Die Nacht um die Ohren geschlagen. Diese Brüder! Gelbe! Weiter nichts! Die muß man sich kaufen. Nu is's genug. Jetzt platzt die Bombe. Man ist zu gutmütig — zu gutmütig ist man — — wenn ich denke — — na warte — —“

Allmählich wird er ruhiger, setzt sich, zieht die Hosen über. Unordentlich fallen die graumelierten Haare in die faltige Stirn. Im Licht des Morgens sieht man deutlich den gequälten, gutmütigen Ausdruck der Augen, der in keiner Beziehung steht zu den groben Worten. Als er Berta anfährt, Kaffee zu kochen, ist diese längst dabei. Sie taumelt beinahe, kann sich kaum auf den Beinen halten. Sie hört nicht, was der Mann sagt. Mechanisch gießt sie das kochende Wasser über den Kaffee, füllt die Tassen.

„So — Kind — so — nu trink! Dann wird dir besser. Er kommt schon wieder. Er war doch immer ein guter Junge; er läßt dich schon nicht allein. Paß auf, alles wird wieder gut . . .“

Plötzlich wendet sie sich an ihren Mann, der angefangen hat, sich unter der Wasserleitung zu waschen:

„Eure verdrehte Politik. Die hat an allem schuld! — — Trink, Kind, trink, das tut dir gut . . . Soll ich mal sehen, was drüben ist? Hast du den Schlüssel? . . .“

Ella hat auf dem Stuhl gesessen, das Gesicht auf die Arme gedrückt. Jetzt sieht sie auf. Das Gesicht verweint, die Unterlippe tief in den Mund gedrückt. Ein armes Wrack.

„Hilf mir, Tante!“

So jämmerlich klingt das, daß es um Bertas Mund zu zucken beginnt. Sie streicht ihr hastig über das Haar.

„Aber Kindchen, das ist doch selbstverständlich — — Trink nur, trink!“

Arnold muß sich räuspern, er geht in die Nebenstube.

Jaffke und Raskopp sitzen drüben.

„Hast du den Idioten gehört, was er gesagt hat? Kennst du den eigentlich näher? Ich sage dir, das sind die, an denen alles scheitert. Deutsche Spießier! Brandt kann froh sein, daß er die los ist — —“

„Wieso? Los? — —“

„Wie so! Na so! — Ich sag' doch — —“

„Er kommt doch in ein paar Wochen zurück — —“

„Det wird wohl en bißcken länger dauern . . .“

Jaffke kneift die Augen zu schmalen Rillen zusammen. Der Ausdruck

seines Gesichts ist hart und gefroren. Überrascht sieht Raskopp auf. Er hat die letzten Stunden wenig gesprochen. Gestern nacht ist plötzlich Jaffke zusammen mit Stephan bei ihm in der Wohnung erschienen. Kurz erklärt, was der getan hat, verlangt, daß er bis heute nacht in Raskopps Wohnung bliebe. Raskopp ist erstaunt gewesen. Wenig erfreut, in solche Sachen verwickelt zu werden. Auch das Mißtrauen gegen Jaffke hat sich deutlich wieder geregt. Aber er ist überrumpelt worden. Er hat gar nicht gewußt, daß Wischniewski zur Partei gehörte, um so weniger, als er ihn öfter mit Brinkmann gesehn hat. Jaffke hat ihm aber zum Staunen keine Zeit gelassen. Hat Raskopps Schwester Auguste, die wütend war, daß die Kinder in ihrer Ruhe gestört wurden, glatt aus dem Zimmer geschoben. Zehn Minuten später ist er gegangen, hat ihn und Wischniewski allein gelassen.

Seit dieser Stunde hat Raskopp sich viele Gedanken gemacht. Natürlich muß er Genossen helfen. Gleich, worum es sich handelt, wenn es der Sache dient. Aber die Unklarheit, das sonderbare Dunkel, macht ihm zu schaffen. Bei aller Schwierigkeit seiner Arbeit hat er bisher doch immer in der Außenagitation gestanden; in der letzten Zeit vor allem in der zähen Vorbereitung zur Auslösung des Riesenstreiks der Metallarbeiter. Jetzt auf einmal — steht er im Nebel. Was soll werden? Wieder die Arbeit verlieren? Ist Doktor Eschbach auch dabei? Verhaftet scheint er nicht zu sein, die Namen der anderen sind bekannt. Trotzdem — er wird auf eine fremde Bahn geschoben von Kräften, die im Dunkel sind. Gerade jetzt, wo alle agitatorischen Kräfte angespannt werden müssen. Diese Spaltung ist ein schweres Stück. Jetzt kommt dies dazwischen?

Die Szene vorhin auf dem Treppenflur hat Raskopp nicht kalt gelassen wie Jaffke, der keine Kinder hat — oder Erich und Franz, die tun, was ihnen befohlen wird.

Raskopp ist wütend, als Jaffke kalt erklärt, daß Brandt sobald nicht wiederkommen wird.

„Was soll das heißen: Wird länger dauern? Das ist 'ne Schweinerei! Da mach ich nich mit — —“

Er schlägt mit der Hand auf den Tisch.

„A—ch — —“ Jaffke stellt sich vor ihn, sieht ihn ironisch an.

„Ein schöner Weltrevolutionär. Wenn 'ne Frau auf'n Arsch fällt, dann möchtest du ihr wohl am liebsten die Hand unter halten, was? Zieh noch ein Taschentuch raus, Mensch — —“

„Hör mit den Frechheiten auf, sonst passiert noch was . . .“

„Sieh mal an — — der Edelknappe aus Pommern.“

„Halt's Maul, du! Ich werd' dich — —“

Raskopp springt auf, seine Augen sprühen. Jaffke aber, der ruhig hin und her zu gehen begann, dreht sich um, sieht ihn an mit stechendem Blick.

„Ick werd dir was flüestern, Rasköppcken, wenn du auch stärkere Muskeln hast — sieh mal hier!“

Er zieht aus der Rocktasche einen Browning.

„Anfassen laß ick mir nämlich nich, damit du weißt . . .“

Er schiebt die Waffe wieder zurück.

„Aber jetzt, Spaß beiseite! Du gefällst mir schon besser. Det bißken Sentimentalität muß man euch Deutschen zugute halten . . .“

Wieder grinst er, aber schon in der nächsten Sekunde ist der Ausdruck beinahe herzlich:

„Setz dich, Albert! Ick versteh dich. Mensch, du hast doch Verstand und Erfahrung. Du bist doch nicht Fritze Brandt. Laß den ziehen — Säuglinge müssen erst 'n Klaps auf'n Podex kriegen, det jeht dich nichts an. Aber hör mal zu, wat ick jetzt sagen werde — —“

Jaffke beginnt, obwohl ihn niemand hören kann, so leise zu sprechen, daß gerade nur Raskopp die Worte versteht. Er spricht wohl zehn Minuten hintereinander, Raskopp nicht aus den Augen lassend. Dann zieht er die Uhr.

„So — jetzt weest du Bescheid. Jetzt geh auf die Polizei und zeig den Spitzel an. Mensch! Die Idioten! — Haben die 'ne Ahnung vom Spitzeln. Überleg dir in aller Ruhe, — am — — warte mal — — Sonntag nacht komm ick vorbei. Deiner Schwester gieß mal Grog in den Tee, dann schläft se besser. Du brauchst jetzt nich mitzukommen. Besser nach diesem Theater. Hau ab. Schlaf noch 'ne Stunde . . . Ick muß sowieso nachher noch weg. — Wart fünf Minuten. Ick laß dir'n Schlüssel hier. Ick komm schon raus.“

Seine Stimme wird weich, beinahe zärtlich:

„Albert, verstehst du jetzt? Handeln is anders als quatschen. Schluß! Mach's jut!“

Er ist aus der Tür, ehe Raskopp noch zur Besinnung gekommen.

Raskopp ist auf einmal unheimlich zumut in der leeren fremden Wohnung. Er fürchtet sich wie ein Mensch, der in einer Sackgasse steckt; hinter sich hört er die Stimmen seiner Verfolger; vor sich, neben sich nichts als unübersteigliche Mauern. Nie im Leben war er in solcher Lage.

Illegales Handeln gehört zur Taktik der Partei. Sich vorbereiten auf eine Zeit, in der die Partei, wie jetzt „Rot Front“, verboten wird, ist selbstverständlich. Raskopp findet starke Worte, den sozialdemokratischen Gegner zu höhnen, der auf legalem Wege — mit dem Stimmzettel in der Hand — die politische Macht erobern will. All das vertrat und vertritt er; er ist der Mann, seine Meinung zu sagen, auch dann, wenn es schwerste Opfer fordert. Aber bis jetzt war alles nur Theorie. Seit gestern aber tastet er im Nebel auf fremdem Gelände. Eine zweite Welt, eine Welt hinter dem Spiegel, eine Welt hinter der festen Erde. Hände greifen in einen dunklen Raum; Hände ohne Körper; Fallen und Netze, Spalten, Angeln, Geräusche; niemand aber sieht Gesichter. Eine Welt des Spuks, der Gespenster und der Geheimnisse. Völker der Erde im Dunkeln! Zum erstenmal hat Raskopp ein Griff berührt aus dieser seltsamen Welt. Er schauert. Weg jetzt aus dieser Wohnung, nach Hause; Bekanntes sehen, die Kinder, die Schwester . . .

Gerade aber, als er die Klinke niederdrücken will, kommen von drüben Schritte über den Flur. Ella Brandt steht auf der Schwelle, hinter ihr Arnold und seine Frau. Ella ist totenblaß. Ohne eine Bewegung, ohne ein Wort zu sagen, geht sie an ihm vorüber. Arnold aber und seine Frau prallen zurück. Berta stößt einen Angstschrei aus. Arnold erkennt sofort den Mann aus seinem Betrieb. Ein paar Sekunden verschlägt der Schreck ihm die Sprache. Dann aber poltert er los:

„Ihr also habt eure dreckigen Hände mal wieder im Spiel? Vor euch ist man in der eigenen Wohnung seines Lebens nicht sicher. Strolche seid ihr! Bei euch kann man ja gefaßt sein, daß ihr einen kaltblütig umbringt . . .“

Arnold brüllt, Frau Berta jammert. Aus der Wohnstube hört man Ellas Stimme, die abzuwehren scheint, aber Worte sind nicht zu verstehen. Raskopp schweigt. —

Er möchte erklären, sich wehren, hält es zugleich für zwecklos. Abwehrend hebt er die Hand. Instinktiv geht er plötzlich in die Stube, sagt dort zu Ella Brandt:

„Ich wollt' Ihnen sagen, Genossin Brandt, das ist anders, als Sie denken. Wenn ich kann, will ich Ihnen helfen. Sie brauchen mich nur zu rufen. Auf Wiedersehen.“

Raskopp läuft an Arnolds vorbei, die Treppen hinunter. Weg jetzt, schnell weg!

Im Norden Berlins

Die Anziehungskraft Berlins als magnetischer Inselberg des neuen Deutschen Reiches hat ihren Ausdruck in einer gewaltig massierten Innenstadt gefunden. Aus allen Kompaßrichtungen stoßen Straßen und Kräfte auf jene Achse, die vom Flugzeug herunter als graues Kreuz erscheint, ein Kreuz aus schmaler Friedrichstraße und breiter Leipziger Straße. Hier hat sich in den Jahrzehnten nach Gründung des neuen Reiches alles angefundenes, was kapitalistischer Geist zu repräsentieren hatte. Ein altes Haus, ein paar Quadratmeter Raum waren Anwartschaft auf goldene Zukunft für Kinder und Kindeskinde. Hier veränderte auch der Mann der Provinz am schnellsten sein altes Gesicht. Hier wurde Berlin.

Berlin — Gesicht eines Landes und einer Gesellschaft, die dem Acker entronnen, den weiten Kartoffel- und Rübenfeldern, den sandigen Straßen und stillen Wäldern. Mit einer Stahlschienenellipse umgab sich die Innenstadt. Berechnet für Jahrzehnte. Gespannt vom südlichen Tempelhof, wo eben noch uralte Linden den Duft des Dorfes streuten, bis zum Gesundbrunnen im Norden, der Außengrenze des alten Humboldthaines; vom Westkreuz und Jungfernheide, deren Türme den Blick auf die Havel haben, zum Spreeübergang, zum alten Treptow; und weiter zum Rummelsburger Kiez und alten Frankfurter Tor.

Ein riesiges Becken, kunstvoll berechnet mit Geist und Geld, für Jahrzehnte, so schien es, und doch so schnell überflutet.

Geist und Geld entfalten gewaltige Kräfte. Geist und Geld aber führen bald in die Irre, wenn nur eine Herrenklasse der Träger ist.

Im Rausch des Aufstiegs hat jeder den „Marschallstab im Tornister“. Im Rausch des Aufstiegs scheut sich der Reichste nicht, dem strebenden jungen Mann wohlwollend die Schulter zu klopfen. Vielleicht kann schon morgen der junge Mann die Hand der Erbin begehren. Im Rausch des Aufstiegs hat auch der Geizige noch eine offene Hand, der Brutale gilt als energischer Selfmademan, der Verschwender noch immer als liebenswürdiger Enthusiast.

Im Katzenjammer des Abstiegs aber umschließen die Herren des Goldes

sich mit riesigen Sklavenheeren, mit Mauern aus Lüge und Heuchelei. Freundschaft wandelt sich in listige Rechnung, Wohlwollen in gehässige Tücke.

Im Katzenjammer des Abstiegs krachen die Brücken zwischen den Klassen; tiefer klafft der Abgrund; Haß und Verachtung, Angst und Entsetzen, tückische Feigheit und tollkühner Wahnwitz brausen über ihn weg.

Berlin von gestern ist nicht mehr Berlin von heute. Der Innenkern ist gesprengt. Der Schein der Gleichheit verschwunden. Der brodelnde Kessel übergequollen. Nach Westsüdwest sind die Herren gewandert; haben ein eigenes Reich gegründet mit kunstvollen Autostraßen; fraßen sich in den Grunewald; drängten dichter heran an Havel und Havelseen, legten sich bogenförmig um Grunewaldsee und Krumme Lanke, um Wannsee und Schlachtensee; verbarrikadierten sich in Zehlendorf, Dahlem und Lichterfelde. Schufen ein eigenes Reich, ein eigenes Zentrum, ein eigenes Berlin mit Kurfürstendamm und Kaiserdamm; schnitten ein Viereck heraus, vom Tiergartenstern zum Stößensee, und wieder vom Stern zum Nollendorfplatz als Ostfront.

Der alte Ring ist gesprengt. Die Kraft der Innenstadt ist im Schwinden. Nicht mehr nach innen streben die Kräfte, sie streben nach außen.

Die Herren streben nach außen, die Sklaven streben nach außen. Überfluten die leeren Räume nach Osten und Norden, schleppen Abfall und Kehricht der Herren zu Hauf; siedeln und wühlen wie Tiere ins Land.

Als Albert Raskopp die Ringbahn am Bahnhof Wedding verläßt, atmet er wieder freier. Die Welt um den Schlesischen Bahnhof herum ist ihm fremd und beängstigend. Er hat das Gefühl, sich nicht bewegen zu können. Mag es hier oben im Norden der Stadt so ärmlich sein, wie es will, er schreitet im freien Raum. Die Straßen werden breiter, der Himmel heller, der Mensch, der nordwärts geht in Berlin, hat nicht das Gefühl, in Spalten zu rutschen, in den Abgrund zu sinken; es ist, als fiele er breit hinein in weites Land, in Sand und Wald und Wiesen und Äcker, auf Mecklenburg zu und Pommern, bis an das unendliche Meer.

So ist es denn, daß die Menschen hier und die Dinge einen eigenen Typus haben. Hier quetschen die Häuser sich nicht die Flanken; hier dünstet es nicht bei jedem Haus wie im Osten aus Kellerlöchern; hier steigen die Treppen nicht schmal wie Hühnerleitern; hier sitzen die Menschen nicht immer in dunklen Hinterräumen, auch wenn sie nicht

mehr Quadratmeter mieten können, wie ihre Brüder im Osten. Hier stehen die Menschen in Gruppen auf Straßen und Plätzen, schlagen weit mit den Armen um sich, wandern straßauf, straßab, laufen, stürzen, suchen das Abenteuer. Ein Rest wilder Romantik durchwuchert die Gegend. Nomaden durchstreifen das sandige Buckelgelände zwischen dem Plötzensee und dem Tegeler See hinauf nach Reinickendorf und Wittenau. Hier steht das Großstadthaus, daneben die klug gebändigte Siedlung, und wieder daneben das tolle Gemisch der Barackenstraße im freien Felde. Wüstes Gerümpel, zusammengeschiebt aus Abfallstätten eine Meile im Umkreis. Abstellplätze und Hehlernester, Geflügelbörsen und Krämerläden in hölzernen Buden. Zigeuner fühlen sich heimisch hier; Roßtäuscher knallen die Peitschen; Fallensteller, Schlingenleger, Frettchenjäger, Wilddiebe aller Art sind unterwegs bis Bernau hinauf und in die Forsten bis Eberswalde.

Hier lebt noch das starke Freiheitsgefühl einer sonst verlorenen Vergangenheit. Hier duckt man nicht; hier wehrt man sich, läuft weg, kommt wieder, faucht und kratzt, schlägt zu mit wütenden Pranken. Albert Raskopp fühlt sich hier wohl. Kein anderer Stadtteil gefällt ihm wie dieser. Vom Weddingplatz geht er zu Fuß die Müllerstraße hinauf, die übergeht in die alte Tegeler Straße und weiter durch Land und Wald bis Heiligensee an die Havel. Eine knappe halbe Stunde — dann wird sie gekreuzt von der breiten Seestraße, die in mächtigem Bogen parallel der Ringbahn als neuer Ring um die Stadt sich lagern sollte, als Halbring aber im Lichtenberger Osten versackte.

In einer der Querstraßen hier wohnt Raskopp. Im fünften Stock, aus luftiger Höhe hat er den Blick auf die alten Rehberge, die ein sozialgestimmtes Stadtväterkollegium in wenigen Jahren in einen gehegten Volkspark verwandeln konnte, ohne doch alle Spuren bewegter Vergangenheit verwischen zu können.

Es ist Sonntag und stiller als sonst.

Als Raskopp in die Nähe seiner Wohnung kommt, begegnet er seiner ältesten Tochter. Sie ist Ostern aus der Schule gekommen. Eine Stelle hat sie nicht finden können. Raskopp hatte gehofft, sie als Lehrling im Büro der Fabrik unterbringen zu können, in der Registratur vielleicht oder so, er kennt sich darin nicht aus, aber er sah doch — da liefen genug rum. Er hat sich deswegen auch schriftlich an Eschbach gewandt. Es ist nichts geworden. Er ist um eine Erfahrung reicher. Da sind genug Kinder der höheren Angestellten, die haben bessere Beziehungen. Jetzt

trägt Frieda Raskopp Zeitungen aus. Jämmerlich die Bezahlung — aber Raskopps können keinen Pfennig entbehren.

Als die kleine Frieda — ein zartes blasses Gewächs — den Vater sieht, schrickt sie zusammen. Sie weiß, daß der Vater sich niemals betrinkt, wie viele andere hier im Haus und der ganzen Gegend. Sie liebt den Vater, liebt die Tante, liebt die Geschwister, liebt alle Menschen, aber sie hat auch vor allen Angst. Sie fühlt sich dem Leben so gar nicht gewachsen. In ihren großen Rehaugen, den Augen des Vaters, liegt die Scheu und das Zittern des schwachen Tieres. Am liebsten betreut sie den kleinsten fünfjährigen Bruder, aber immer auch hat sie entsetzliche Sorgen, er könne zu Schaden kommen. Sie geht nicht über die Straße, sie huscht. Ganz leise schiebt sie die Zeitungen durch den Türschlitz, schnell ist sie weg. Nur niemand sehen! Aber sie träumt, träumt oft mit wachen Augen von schönen großen Wohnungen. Prachtige bunte Teppiche liegen dort; langhaarige schlanke Hunde strecken sich aus, sehen mit großen klugen Augen zur Herrin auf, die im langen, cremefarbenen Schleppkleid durchs Zimmer schreitet. So hat sie es einmal im Kino gesehen.

Als Raskopp sie sieht — er sieht sie zum erstenmal in solcher Morgenstunde —, hat er ein Schmerzgefühl — zugleich aber packt ihn Bitterkeit und Haß gegen diese Gesellschaft, die die Armen und ihre Kinder zu solchen Diensten zwingt.

„Bist du auch müde, Kind?“

Sie schüttelt den Kopf, nimmt all ihre schwache Kraft zusammen, sieht krampfhaft mutig den Vater an. Wie die beiden nebeneinander stehen, wird die Ähnlichkeit sichtbar, die Vater und Tochter miteinander haben. Stirn und Nase, Jochbogen über den Augen aus gleicher Form. In diesem Augenblick mutiger Spannung haben sogar die Augen beider den gleichen Ausdruck.

„Geh nicht so schnell! Mach dich nich kaputt, die können ruhig warten. — Den Blödsinn . . .“

Er wirft einen schnellen Blick auf die Schlagüberschrift der Zeitung; die spricht vom „Preisabbau“.

„Den Blödsinn lesen sie immer noch früh genug. Ist Tante Guste schon auf?“

„Ja . . . Jetzt muß ich gehen, Vater . . . Manche schimpfen, wenn ich —“ Weg ist sie. Raskopp aber stöhnt: „Bande, verfluchte! Die müßten mal ihre Kinder Zeitungen tragen lassen. Vier Wochen bloß! Dann wär' es anders.“

Als Raskopp seine Wohnung betritt, wirtschaftet seine Schwester Auguste in der Küche herum. Unter der Wasserleitung wäscht sich Helmut, sein ältester Sohn.

Guste Raskopp ist, die Außenseite betrachtet, das Gegenstück ihres Bruders. Strohhig blond, wie viele Mädchen der pommerschen Dörfer, rund und dick. Ihr fehlt nicht viel am Zweizentnengewicht. Aber sie ist trotz ihrer dreiundvierzig beweglich wie ein Wiesel, auch die Augen flitzen wie Wieselaugen. Alles an ihr ist in steter Bewegung, der Mund steht selten still. Sie ist gutmütig bis zur Schwäche; aber sie schimpft, auch wenn es nicht nötig. Sie fährt sofort auf den Bruder los:

„Was soll das heißen? Wo kommst du her? Noch eine Viertelstunde, dann wär' ich zur Polizei gelaufen, dich suchen lassen. Du hast doch nicht etwa getrunken? Bei euch weiß man nie, was los ist. Diese verrückte Politik! Die bringt dich noch um, paß auf. Schrecklich! Nur gut, daß Mutter das nicht mehr sehen brauch'. Jetzt fängt der Junge auch schon an. Sagt nicht mal mehr, was los ist. Aber ich hab' ihm vielleicht den Kopf gewaschen. Diese Männer, diese Männer! Wie gut, daß ich nicht geheiratet habe. Aufgehängt hätte ich mich! Was wäre aus euch geworden! In Dreck und Speck wär't ihr verkommen. Antwort doch wenigstens! Was ist denn los? Man kommt aus der Angst nicht raus. Dabei ist alles Quatsch — denkt ihr vielleicht, ihr könnt die Welt umstürzen? Das redet ihr euch nur selber vor. Schuster bleib bei deinem Leisten. Das sag' ich jedem, der's hören will, gerade ins Gesicht. Der soll nur wiederkommen, der Genosse, der gestern hier war. Dem werd' ich noch mehr sagen. Will mir Vorschriften machen. Ausgerechnet mir! Da ist er gerade richtig gekommen. Was ist denn nun? Hast du gar keinen Hunger? Paß gefälligst auf deinen Herrn Sohn auf, seine Lehrstelle wird er verlieren, wenn er weiter so macht, das ist alles. Und ich muß es wieder ausbaden. Ihr kriegt doch kein Essen zurecht. Nicht ein Setzei könnt ihr braten; euch möcht' ich einkaufen sehen! Ich denk', eure KPD. ist für Preisabbau; warum macht sie denn nichts? Schöner Preisabbau! Teurer ist alles geworden. Da siehst du doch! Und ihr wollt die Welt umstürzen, nicht mal das Gas könnt ihr billiger machen. Laßt mich in Ruh . . .“

So redet Auguste weiter. Wartet auf keine Antwort. Vater und Sohn mischen sich auch selten ein. Hin und wieder macht Albert Raskopp eine beruhigende Geste, während Helmut belustigt lacht und ein Scherzwort dazwischen wirft. Aber während Auguste redet, hat sie Kaffee zurechtgemacht, den Herd gereinigt, Brote geschnitten und eingewickelt. Jetzt schiebt sie jedem im Henkeltopf seinen Kaffee zu.

„Trink jetzt! Nicht mal richtig essen könnt ihr. Aber das sag' ich euch: wenn ich zu befehlen hätte, würden alle Parteien verboten. Und eure zuerst. Die redet am meisten und kriegt am wenigsten fertig. Wer viel redet, bringt nichts zuwege, 'ne alte Erfahrung, die sollt ihr euch merken ...“

„Na, Tante Gustel, dann faß dir man an die eigene Nase ...“

Helmut Raskopp stützt die Ellbogen auf den Tisch, zieht die Stirne kraus und grient die Tante belustigt an. Er ist gerade achtzehn, größer als der Vater, derbe und knochenkräftig, übt Boxen im „Fichte“. Er trägt eine schwarze Russenbluse. Er trägt sie gerne, will zeigen, was er ist. Heute Sonntag kann er es tun, sonst muß er vorsichtig sein. Als Lehrling im Werner-Werk. Am Sonntag aber wird rausmarschiert und agitiert. Mögen die Herrschaften tausendmal „Rot Front“ verbieten, „Rot Front“ lebt! Sie werden es ihnen beweisen. Helmut Raskopp ist mächtig dabei; er nützt seine Zeit; des Abends noch lernt er Russisch in seiner „Masch“, der marxistischen Arbeiterschule.

Wenn er lächelt, ist er der Tante ähnlich. Der Mund zieht sich breit; spitzbübisch glitzern die Augen. Man kann ihm nicht böse sein. Spricht er aber von Rußland, Rot Front und von Marxismus, dann werden die Augen starr, die Haltung angriffslustig. Der Vater ist Vorbild, doch ist er seiner Hand schon ein wenig entglitten. Grade in letzter Zeit. Manchmal erscheint ihm der Vater zu wenig entschieden; hat Zweifel, wo Zweifel nicht nötig sind. Auch über Rußland sind sie nicht einig in allen Fragen. Manches kritisiert der Vater, was Helmut begeistert anerkennt. Er selber ist glühend begeistert, hat nur einen Wunsch, nach Rußland zu gehen, sobald die Lehrzeit zu Ende ist, zu helfen beim großen Plan-aufbau. Arbeiten wie die Pioniere, wie die Komsomolzen, sich vorbereiten auf die große Parteiaufgabe — das ist seine ganze Sehnsucht. Das aber ist auch der ewige Streit zwischen ihm und Tante Auguste. Wenn die nur von Rußland hört, dann schüttelt sie sich:

„Geht mir mit eurem Rußland“, pflegt sie zu sagen, „mit Bauern hab' ich nichts mehr zu tun. Die sind schlimmer noch wie die Juden. Die russischen haben noch Läuse dazu.“

Wenn dann Helmut versucht, ihr zu beweisen — der Vater spricht selten ein Wort mit ihr über solche Fragen —, daß Rußland von heute nicht mehr zu vergleichen ist mit dem Vorkriegsrußland, dann lacht sie nur spöttisch:

„Das kannst du mir lange erzählen — ich glaub' es doch nicht —, so schnell ändern die Menschen sich nicht. Bauern bleiben Bauern.“

Und wenn er ihr dann ein Buch vor die Nase hält, mit Bildern sogar vom großen Aufbau, versucht auch wohl vorzulesen aus der „Roten Fahne“, aus der „Zeitschrift der Freunde des neuen Rußland“, dann wehrt sie ab:

„Ich les' nicht gerne. Wer viel liest, lernt viel Dummheit, das hab' ich in meinem Leben erfahren. Ihr sagt doch selber immer, daß das meiste in den Büchern gelogen ist. Sieh dir doch die Bilder genau an. Dieselben Menschen, nicht ein bißchen anders als früher, höchstens noch schlechter angezogen. Und de Wiewslüd schalle man blot nich so daun. Wat versteihn denn dei von de Poetik! Die sowat moken, sind blot nach Kirls verrückt. Schön dämlich sün dei . . .“

So redet Auguste, und wenn sie richtig im Zuge ist, verfällt sie in breitesten Dialekt. Es ist nicht leicht, dagegen aufzukommen. Aber es ist auch nicht leicht, ihr böse zu sein. Die Grenze zwischen Ernst und Scherz in ihren Reden ist oft verwischt. Am Ende weiß niemand so recht, an welcher Stelle er anfassen soll. Sie bringt zuviel auf einmal heraus. Helmut hat einmal zu ihr gesagt: „Man muß aufpassen, Tante Gustel, wenn du Atem holst, damit man zum Reden rankommt.“

Solche Dreistigkeiten sind häufig zwischen den beiden. Sie werden nicht übelgenommen, wenn die Worte auch klirren und klappern. Auch jetzt ist es so, als Helmut ihr sagt, sie möchte sich an die eigene Nase fassen. Albert Raskopp will dem Sohn wehren, obwohl er auch lachen muß, aber Guste winkt schon ab:

„Laß man! Mit dem frechen Schnösel werd' ich alleine fertig. Der ist so 'n Ei, das klüger sein will als die Henne. Eine ganz verkehrte Zeit, ich sollt' euch bloß in Händen haben, mien Jungeken. Euch würd' ich den Schnabel schon wetzen. Kinder sollen überhaupt den Mund halten, bis sie gefragt sind, so hab' ich's gelernt und so ist's richtig . . .“

„Ich bin kein Kind mehr . . .“

„Ach, du liebes Gottchen! Nu hör bloß, Albert, jetzt kommt sich der schon wie 'n Mann vor. Dabei ist er noch in der Lehre. Nächstens wird er wohl heiraten wollen. Da müssen wir seine Kinder ernähren. Das kann ja reizend werden. Mach, daß du wegkommst, Bengel, ich denk', du wollst schon um sechs am Wedding sein. Deswegen steht man so früh auf. Los! Mach, daß du raus kommst! Hast du auch alles? Und isß vernünftig! Die Wurst ist viel zu schade für dich! Los! Ich kann dich nicht leiden . . .“

„Das ist das erste wahre Wort, das du heute sagst . . .“

„Raus! Sonst stucks ich dich noch mit 'm Besen . . .“

Sie lachen alle drei. Guste aber läuft schon in die Stube, die kleinste, die Fünfjährige hat sich gemeldet. Als sie nach zehn Minuten zurückkommt, sitzt der Bruder am Küchentisch, den Kopf auf die Arme gedrückt. Er schläft.

Den Jägern der Großstadt geht es nicht anders als den Eingeborenen, den Jägern der Steppen. Die Zeit des Schlafens ist nicht von ihnen allein abhängig.

Raskopp ist übermüdet. Es ist nicht die erste, nicht die einzige Nacht, die er wachend und jagend verbracht. In den letzten acht Wochen mögen es wohl ein Dutzend gewesen sein. Manchmal nur zwei, drei Stunden Schlaf, das frißt die Kräfte. Die Partei verlangt es; sie kümmert sich nicht um die einzelnen, stellt die Aufgabe, fordert die Durchführung, ist erbarmungslos in der Kritik. Was jetzt getan werden soll, ist besonders schwer: Den Streik auslösen, neue Verbände aufbauen, agitieren, spalten, sammeln; das „Nein“ in „Ja“ verwandeln, das Schwerste aller Bewegung.

Raskopp will es. Alle Kräfte setzt er daran. Aber er ist nicht mehr zwanzig und dreißig. Er ist Ende dreißig, und Krieg und Revolution zählen doppelt. Stählerne Federn waren Muskeln, waren Sehnen, der Kopf ein gieriger aufnahmesüchtiger Schwamm. Und wieder klingende Glocke. In der letzten Zeit aber ist es ihm vorgekommen, daß mitten im Reden ein dunkles Etwas sich über den Strom der Gedanken senkt. Zweifel, Bedenken kriechen heran, die er niemals bisher gekannt. Er ist entschlossen, sie zu zertreten. Übermüdung ist schuld. Das geht vorüber. Als die Schwester ihn schlafen sieht, geht sie sofort auf Zehenspitzen. Mit dem Ausdruck tiefer Sorge und Zärtlichkeit im Gesicht. Wohl eine Minute bleibt sie still vor ihm stehen. Mit plötzlichem Entschluß weckt sie ihn: „Jetzt geh mal zu Bett, Albert. Das hast du davon. Kannst du denn niemals hören? Warum mußt du immer gerade dabei sein? Es geht auch ohne dich. Von der Partei hast du keinen Dank, das sag' ich dir heute schon. Ich bin nicht so dumm, wie du glaubst. Ich mach' mir meine Gedanken auch. Ich seh' mir die Leute an, mit denen du umgehst. Glaubst du, die meinen das alle so ehrlich wie du? Ich hab' genug im Leben kennengelernt, mögen die Menschen noch so verschieden sein — aber darin sind sie alle ähnlich —, jeder sucht seinen Vorteil. Wer gibt dir nachher einen Sechser, wenn du ins Unglück kommst? ... Leg dich jetzt hin. Gleich kommt Friedchen zurück. Die kann dann auch noch ein bißchen schlafen. Das Pummelchen nehm' ich zu mir in die Küche, dann könnt ihr euch richtig ausruhn ...“

Raskopp ist so ermüdet, daß er die Worte der Schwester nur wie aus der Ferne hört. Beinahe ist er zu müde dazu, überhaupt sich aufzurichten. Aber gerade in dieser Lage wird ihm leicht, das auszusprechen, worüber er gestern geschwiegen hat.

„Ja — ich werd' mich noch ein bißchen aufs Ohr legen. Nachmittag kommen ein paar unserer Leute wegen des Streiks — die Metallarbeiter werden streiken —; wir haben was zu besprechen. Kannst uns eine Tasse Kaffee kochen.“

Gähnend erhebt er sich. Auguste ist schon wieder an die Tür gelaufen, hat hinuntergehorcht, ob Frieda schon kommt. Jetzt schüttet sie gerade Reis ins Wasser zum Weichen. Bei den Worten des Bruders aber fliegt sie herum:

„Was soll ich kochen? Für wen? Fällt mir gar nicht ein. Jetzt gibst du auch Sonntags keine Ruhe. Kann man nicht mal in der eigenen Wohnung Ruhe haben? Denkst du denn, du hast Dank davon? Arbeit hast du, kaputt machst du dich, aber Dank hast du keinen, das sag' ich dir ...“

„Will ich auch nich. So was macht man doch nich für Geld, Auguste; das weißt du ganz gut. Du fragst ja auch nich, was du für die Arbeit kriegst.“

„Das ist was anderes. Das mach' ich für euch und die Kinder, nicht für fremde Leute — —“

„Das sind keine fremden Leute! Genossen sind keine Fremden ...“

„So! Wenn bloß einer sagt, er ist Genosse, dann gibst du schon alles hin ... Ja, so bist du, aber ...“

„Das ist doch Unsinn, Gustl, das weißt du — —“

„Gar nichts weiß ich, ich weiß bloß, daß du dich kaputt machst für fremde Menschen, die dir nicht danken werden dafür. Ich seh' doch, was los ist. Laß doch die andern machen! Warum mußt du immer dabei sein — —“

„Andere machen noch mehr als ich.“

„Ja, so denkst du! Aber das weiß ich besser. Du hast die verdammte Pflicht, an dich und deine Kinder zu denken. Was soll aus denen werden, wenn du nicht mehr da bist! Um Helmut ist mir ja nicht so angst, aber denk mal an Friedchen und unser Pummelchen! Das macht dir gar keine Sorgen, was?“

Sie wischt mit dem Schürzenzipfel die Augen.

Albert antwortet nicht. Er ist zu müde. Es ist nicht das erstemal, daß die Schwester so spricht. Er weiß, sie meint es gut, aber sie ist nicht

zu bekehren. Er weiß auch, daß manche Genossen ihm übelnehmen, daß seine Schwester nicht in der Partei ist. Aber er kann da nichts machen. Alles Zureden prallt an ihr ab, als fehlte ihr einfach jedes Organ dafür. Im Grunde kann er sich auch nicht vorstellen, daß Guste in der Partei tätig sein sollte. Er ist zufrieden, daß sie ihn betreut und die Kinder wie eine Mutter versieht. Möglich sogar, daß ihm das andere — Guste viel unterwegs für die Partei — gar nicht behagen würde. Aber das gesteht er sich nicht.

„Laß gut sein, Guste! Jeder trägt sein Pack. Wenn diese verfluchte Gesellschaft nicht wär', könnt' alles anders sein! Was soll man machen? Aushalten muß man. Das geht nich anders. Eine Vorhut muß immer vorangehn . . .“

„Aber du sollst nicht dabei sein, Albert!“

„Hör auf! Ich hab' meinen Kopf auch voll — —“

Er sagt es, mißmutig und lauter als sonst. Sofort schlägt die Schwester um. „Is schon gut, is schon gut. Ich weiß ja. Leg dich schnell hin. Soll ich dir noch Kaffee ans Bett bringen? Wann kommen die denn? Um zwei? Hab keine Sorge, ich werd' schon machen. Da kommt auch schon Friedchen — — So, Kind, nun leg dich noch schnell ein bißchen hin, in Helmut's Bett. Vater schläft auch. Kannst liegen, solange du willst. Mach aber leise, wenn du aufstehst, damit Vater nicht wach wird . . .“

Raskopps Wohnung ist eine der unzähligen Proletarierwohnungen, wie sie Familienväter haben, wenn sie in guter Arbeit stehn. Zwei Zimmer und Küche. Der eine Raum fünf mal vier, drei mal vier Meter der andere. Da die Höhe drei Meter beträgt, so sind das sechzig und sechsunddreißig Kubikmeter Raum für sechs Personen. In dem kleinen Zimmer schlafen gewöhnlich Vater und Sohn. In dem andern Auguste mit beiden Mädchen. Fünf der Familie sind zufrieden damit, sie wissen gut, daß unzählige sich mit der Hälfte begnügen müssen. Nur Auguste kann sich was anderes denken. Sie hat als Mädchen für alles und später als Köchin in „besseren“ Häusern gedient. Da hat sie gesehen, wie gut viele Menschen es haben können. Fünf, sechs Zimmer mit Mädchenkammer und Nebengelaß. Dazu ein großer Korridor, Balkon und Loggia und alles. Solche Leute können leben! Sie muß daran denken, wie sie zum erstenmal in das Haus des Kommerzienrats Brauweiler kam. Die hatten sogar neun Zimmer. Der älteste Sohn, knapp sechzehnjährig, ein Zimmer für sich. Ein ganzes Zimmer allein

für sich! Vier prachtvolle braune Ledersessel hatten um einen Tisch gestanden. Der Platz für das Bett war mit einem seidenen bunten Vorhang abgeschlossen. Durch das Fenster konnte man in den Hausgarten sehen. Damals war es gerade Mai gewesen. Unten im Garten der Herrschaft blühten Magnolienbäume. Rund herum hatten die großen Blütenblätter wie weiße Schalen auf dem Rasen gelegen. Wunder schön! Der junge Mann aber war unzufrieden gewesen. Sie hatte das nicht begreifen können. Wer so ein schönes Zimmer für sich haben konnte, der mußte eigentlich immer froh sein und singen. Doppelt soviel arbeiten können wie andere, denen es schlechter ging. Das hat sie bis heute nicht vergessen. Wenn sie das haben könnte!... Sie ginge überhaupt nicht schlafen. Aber nein! Sie will zufrieden sein. Solche Leute, wie die, waren auch nicht glücklich. Sie hat es gesehen. Der Kommerzienrat war ein netter Mann, immer freundlich, das kann man nicht anders sagen. Da war noch ein zweites Mädchen gewesen, ein Diener und ein Chauffeur. Aber sie, die Gnädige, war eine Hexe gewesen. Die hat keinem andern die Butter aufs Brot gegönnt. Extra gekocht für das Personal, selber in jeden Dreck die Nase gesteckt, alles weggeschlossen; die Schlüssel abgezogen; im Gesellschaftskleid kam sie noch in die Küche zum Kontrollieren. Und so eifersüchtig! Die häßliche Ziege! Konnte man da dem Mann verdenken, daß er sich zu Hause nicht wohl fühlte? Richtig nachspioniert ist sie ihm. Der Chauffeur hat immer erzählt. Was haben sie öfter gelacht! Aber alle haben es ihr gegönnt. Natürlich — für die Kinder war es nicht schön — aber was waren das schon für Kinder! Jeder hat gemacht, was er wollte. Vom Familienleben war nichts zu merken. Man sollt' es nicht glauben, wie das manchmal zugeht in solchen Häusern. Nein! Sie beneidet die Reichen nicht. Nur etwas mehr, als sie jetzt hat! Drei Zimmer müßten sie haben. Sie wäre sogar zufrieden mit zweieinhalb. Am liebsten da oben in der Siedlung am Schillerpark. Klosett und Badeeinrichtung, elektrisch Licht! Das wäre zu schön. Aber Albert hat keinen Sinn dafür. Ging es nach ihm, dann stünden nur gerade die Betten im Zimmer, Tisch und Stuhl. Nur gut, daß sie da ist, sonst hätten die Dielen keine Farbe mehr, die Wände keine Tapeten. So sind doch wenigstens freundliche Gardinen an den Fenstern und eine Hängelampe mit Schirm in jedem Zimmer. Wenn sie nicht gewesen wär', hätte Albert sogar die Kommode verkauft, weil er gerade Geld gebrauchte. Was hätte er dafür gekriegt? 'n Pappenstiel! Verkaufen ist leicht, aber anschaffen, das ist sauer.

Auguste grübelt. Sie schält Kartoffeln. Die kleine Grete, das Pummelchen, spielt bei ihr in der Küche. Still und zufrieden, legt eine Puppe ins Kinderbettchen, plappert mit ihr und nimmt sie wieder heraus. Auguste streichelt ihr hin und wieder das Köpfchen. Dankbar blickt das Kind sie an. Auguste kann es nicht ohne Rührung sehen; sie muß an die tote Mutter denken. Aber sie tut, was sie kann, sie wird dem Kindchen die Mutter ersetzen. Die Kinder und der Bruder — mehr will sie nicht. Wenn bloß alles gut geht. Sie will zufrieden sein. Aber sie kann nichts dafür, sie ist aufgeregt, wenn die Klingel geht. Im Haus nebenan haben sie vorige Woche zwei Kommunisten verhaftet. Was hat sie heut nacht wieder ausgestanden! Kaum geschlafen. Gott sei Dank, daß er da ist. Jetzt soll er liegen, sie wird ihn nicht wecken, wenn auch die anderen kommen.

Auguste grübelt, aber es ist ein tätiges Grübeln, nicht eins, das die Kräfte eines Menschen verzehrt, sondern ein Grübeln, das Kräfte löst und in Gang bringt. Zuweilen spricht sie ihre Gedanken vor der kleinen Fünfjährigen aus, die ernsthaft Rede und Antwort steht. Gleich darauf spielt sie mit ihr wie mit einem Säugling, knutscht sie ab, spricht zu ihr in verstümmelter Kindersprache.

„Hast du deinen Vater auch lieb?“

Gretchen sieht ernsthaft auf:

„Ja! — Warum willst du das wissen? — —“

„Weil dein Vater der beste Mensch ist — siehst du —, sogar Schokolade hat er dir mitgebracht.“

Sie holt ein Stückchen aus einer Tasse im Küchenschrank. Sie hat es selber gekauft, beim Einkaufen gestern abend.

„So — jetzt wollen wir mal Schokolade futtern. — Komm mal her, du kleines Pummelchen. So—o. Mach Mäulchen auf — reintecken — das schmeckt aber dem kleinen Mäuschen. Gott, du Süßes!!“

Sie nimmt das Kind auf den Schoß, preßt es an sich, wippt den Oberkörper nach unten und wieder hoch.

„Wenn du groß bist, hilfst du dem Vater, nicht wahr?“

„Du hilfst ihm doch.“

„Ja natürlich, du sollst aber auch helfen.“

„Wenn ich groß bin, heirat' ich Vater, Tante Gustl.“

„Ach du großer Gott! Kind, was redest du alles! Du kannst doch deinen Vater nicht heiraten!“

„Du sagst aber, Vater ist der beste Mann.“

„Ach du Dümpling! Natürlich ist dein Vater der beste Mann. Aber

Kinder können ihren Vater nicht heiraten — — Das — — das — — geht eben nicht — — das verstehst du noch nicht. Und jetzt halt mal dein kleines Schnäuzchen.“

„Ich will aber Vater heiraten.“

„Sieh mal einer den kleinen Trotzkopf! Ich will dir was sagen, du Dummes. Wenn du groß bist, dann heiratest du einen schönen, reichen Mann. Du sollst mal sehen, der kommt dann vorgefahren in 'ner goldenen Kutsche mit vier weißen Pferden . . .“

„Ich will aber lieber im Auto fahren!“

„Nun hör bloß einer! Na meinetwegen, er kann auch im Auto kommen, aber ich sag' dir, in 'ner Kutsche ist schöner. Dann hast du ein langes weißes Kleid an und einen schönen Schleier und einen Kranz im Haar. Dann fährt ihr in die Kirche, dann läuten die Glocken . . .“

„Vater sagt, Kinder sollen nicht in die Kirche gehen.“

Auguste ist so verblüfft und erschrocken, daß sie die Kleine einen Augenblick fremd anstarrt. Dann erst fällt ihr ein, daß Gretchen ja gar nicht getauft ist, daß Albert aus der Kirche ausgetreten ist. Bis jetzt hat sie mit dem Kind noch niemals darüber gesprochen. Sie hat gar nicht geahnt, daß solch ein kleines Wesen sich schon Gedanken darüber macht. Sie erschrickt noch mehr. Es erscheint ihr ganz falsch, was Albert getan hat. Ihm selber will sie ja keine Vorschriften machen. Er ist alt genug, zu wissen, was er tun muß. Falsch ist es trotzdem. Gewiß, es gibt schlechte Pastoren. Viele handeln anders, als sie reden. Man braucht noch nicht immer wie die Betschwestern und Betbrüder — jeden Sonntag womöglich zweimal — in die Kirche zu laufen. Die Sorte kann sie nicht leiden. Die wollen sich bloß vor den Leuten zeigen, zu Hause sind die geizig und giftig und kleinlich. Aber weil die Leute so sind, kann man doch seinen Gott nicht aufgeben. Sie, Auguste Raskopp, ist auch kein Kind mehr und keine dumme Bauerntrine, die an alle möglichen Wunder glaubt, daß die Menschen in der Hölle braten werden. Das hat sie mit zwanzig Jahren schon, damals als sie in Greifswald diente, nicht mehr geglaubt. Das hat auch der junge Pastor gesagt. Der hat auch gesagt: Man muß die Worte der Bibel nicht wörtlich nehmen. „Mit Menschenwitz.“ So hat er gesagt: „Mit Menschenwitz.“ Die ganze Welt ist Gottes Offenbarung, das können die Menschen nur in Bildern ausdrücken. So hat er gesagt. Sie hat es nie vergessen. Und hat er nicht recht? — Auguste fallen Sprüche ein, die sie zur Konfirmation hat lernen müssen. Zweihundert Sprüche hat sie gelernt. „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im

Geist und in der Wahrheit anbeten.“ Das ist so ein Spruch, der ihr gerade einfällt. Und alles, was Christus in der Bergpredigt gesagt hat. Selig sind die Friedfertigen, selig sind die Sanftmütigen und Demütigen. Selig sind, die reines Herzens sind. Du sollst nicht töten! Du sollst nicht ehebrechen. „Wahrlich, ich sage euch, wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe mit ihr gebrochen in seinem Herzen.“ Das alles — — das ist doch gut und richtig. Jedenfalls hat Auguste beobachtet, daß die Menschen, die immer über die andern schimpfen, meistens noch schlechter sind als die andern. Fluchen und lärmern und trinken. Da ist das andere besser. Der Bruder ist allerdings eine Ausnahme, aber mit Gretchen, das ist nicht gut. Was soll aus Kindern werden ohne Gott? Man braucht doch nur an den Tod zu denken. Kein Mensch kann sagen, was nach dem Tode geschieht. Wo kommt denn die Welt her? Sie muß doch einen Anfang haben. Das kann auch keiner sagen, soviel sie auch suchen. Nein! An Gott muß man glauben. Wo soll man sonst die Kraft hernehmen, das schwere Leben zu tragen? Sie muß mit Albert reden. Das darf er den Kindern nicht sagen. Was soll sie ihr jetzt antworten? Sie setzt die Kleine vom Schoß.

„Das hast du nicht richtig verstanden, Gretchen, das hat dein Vater nicht gesagt. Aber jetzt spiel wieder schön! Tante Guste muß noch arbeiten, damit das kleine Pummelchen schön Happenpappen machen kann. Dann wird sie groß und stark, hat selber kleine Pummelchen in der Wiege . . .“

Gretchen ist ernst geblieben. Wie die ältere Schwester das Ebenbild des Vaters ist, ist sie das Ebenbild der verstorbenen Mutter. Zarte Haut und ein schmaler, brennendroter Mund.

Sie erwidert nichts, man sieht dem kleinen Gesicht aber an, daß sie sich über alles, was sie gehört hat, Gedanken macht. Eine lange Weile spielt sie mit ihrer Puppe. Plötzlich sagt sie:

„Der Storch bringt keine kleinen Kinder, Tante Gustl.“

„Was sagst du? Wo hast du denn das wieder aufgeschnappt? Glaub nicht immer alles, was dir die andern sagen. Wer hat dir so was gesagt?“

„Irma.“

„Wer ist Irma?“

„Na Irma! Ich hab' getrieselt mit ihr.“

Auguste weiß, Irma ist eins von den Kindern im Hause. Von Dach-decker Klaukes. Aber die ist doch auch erst vier oder fünf. Richtig, da ist ja vor einigen Tagen ein Kleines gekommen. Da haben die Gören

was aufgeschnappt. Jetzt reden sie so. Schrecklich, was alles möglich ist in Berlin. Man kann aufpassen, soviel man will. Mit solchen Kindern kann man doch nicht solche Sachen erzählen. Sie selber hat mit fünfzehn, mit sechzehn noch nicht gewußt, was los ist. Und Gretchen ist fünf! Um Gottes willen. Aber erst einmal hören, was sie denn weiß:

„Was hat dir denn Irma gesagt?“

„Irma hat gesagt, die kleinen Kinder kriechen der Mutter aus dem Podex. Ich will keine Kinder haben, Tante Gustl.“

„Was hat sie gesagt?! Das ist ein böses Kind. Glaub das nicht, mein Pummelchen. Das ist schmutzig und häßlich. Wie kann sie so etwas sagen.“

„Sie sagt, sie hat es gesehen. Sie hat geschlafen, aber sie hat nicht geschlafen. Willi hat's auch gesehen.“

Auguste ist entsetzt. Sie weiß jetzt, Dachdecker Klaukes geht es schlecht. Die haben fünf oder sechs. Jedes Jahr eins. Nur eine Stube und Küche. Der Bruder schläft auch noch da. Aber mein Gott, wenn so was ist, dann kann man die Kinder doch nicht in der Wohnung lassen. Was soll sie nur machen? Noch mehr aufpassen kann sie nicht. Sie kann doch nicht ununterbrochen dabeistehn. Spielen wollen die Kinder doch auch, jetzt, wo das Wetter so schön ist.

„Glaub das nicht, mein Pummelchen, was die bösen Kinder dir sagen. Glaub deiner Tante Gustl. Die muß es doch wissen. Die kleinen Pummelchen kommen vom lieben Gott. Der liebe Gott sagt dem Klapperstorch, wenn er eins bringen soll. Und der liebe Klapperstorch trägt sie dann durch den Schornstein ins Haus.“

Als Auguste das letzte sagt, stutzt sie. Jetzt weiß sie selber nicht mehr, ob sie der Kleinen das sagen kann. So fügt sie hastig hinzu:

„Durch den Schornstein wirft er sie nicht, aber das macht auch nichts. Das brauchst du noch nicht zu wissen. Später sag' ich dir mehr.“

Gretchen sieht die Tante aufmerksam an. Offenbar prüft sie, ob sie ihr glauben kann. Dann spielt sie weiter. Minuten später aber, als Auguste gar nicht mehr an das Gespräch denkt, fragt sie plötzlich:

„Kann der Klapperstorch zwei Kinder tragen, Tante Gustl?“

„Warum?“

„Bei Rills hat er zwei gebracht.“

„Ach so — — ja — — das kann er — — eins im Schnabel und eins auf dem Rücken, das legt dann die Ärmchen um seinen Hals und hält sich fest.“

So hat es Auguste auf einer Neujahrspostkarte gesehen. So sagt sie es

wieder. Sie ist zufrieden, daß ihr das so gut gelungen ist. Aber sie kommt nicht so leichten Kaufs davon, wie sie glaubt. Der kleine Kopf gibt keine Ruhe. Eine Zeitlang schweigt Gretchen wieder; dann kommt sie mit neuen Fragen.

„Wo kommen die kleinen Karnickelchen her, Tante Gustl?“

„Ach du lieber Gott, was willst du noch alles wissen. Du mußt nicht soviel fragen! Die kommen auch vom lieben Gott. Alles kommt vom lieben Gott.“

„Bringt die auch der Klapperstorch?“

Auguste weiß nicht mehr, was sie antworten soll. Sie läuft in der Küche hin und her. Wirtschaftet laut, tut, als habe sie gar nicht die Frage gehört.

„So — jetzt komm mal her. Ich kämm' dir noch mal die Haare, dann kannst du ein bißchen spazierenfahren. Die Sonne scheint so schön. Aber immer schön bleiben, wo Tante Gustl gesagt hat. Ich muß dich immer vom Fenster aus sehen können, damit kein böser Mann kommt und unser Pummelchen mitnehmen kann.“

Gretchen läßt sich ruhig kämmen. Sie fährt ihre Puppe gern spazieren. Aber die Frage hat sie trotzdem nicht vergessen. Sie sieht der Tante direkt in die Augen:

„Bringt der Klapperstorch auch die kleinen Karnickelchen?“

„Ja — — nein — — ja — — die bringt er auch. Aber das ist wieder anders. Du bist noch zu klein, um das alles zu wissen. Wenn du groß bist, dann lernst du das alles. Und jetzt geh schön spazieren . . .“

„Lern' ich das in der Schule? Ich möchte gern in die Schule gehen.“

„Da kommst du auch hin, nächsten Ostern. Ach Gottchen, und dabei bist du so 'n kleiner Pummel. Ja, ja — — da lernst du dann alles . . .“

Auguste ist froh, den kleinen Quälgeist los zu sein. Mit Kindern ist schwer umzugehen. Was die alles fragen! Das muß aber auch an Berlin liegen. Sie kann sich nicht entsinnen, daß sie als Kinder da oben in Pommern die Eltern soviel gefragt haben. Die hätten auch schöne Augen gemacht. Ach, Berlin ist nicht schön! Auguste möchte weg aus Berlin. Nicht gerade aufs Dorf, aber in eine kleine Stadt. Da ist das Leben viel ruhiger. Man lebt nicht immer in Angst. Was hat denn Albert von solchem Leben? Immer gehetzt und immer unterwegs. Jetzt soll schon wieder ein Streik anfangen? O Gott! Was hat er von seinen Kindern? Was würde er wohl gesagt haben, hätte Gretchen ihn gefragt? Er sagt zwar immer, man soll den Kindern die Wahrheit sagen, sonst hören sie es auf der Straße und schlimmer, das ist aber

sicher falsch. Man kann unmöglich kleinen Kindern erzählen, was zwischen Mann und Frau passiert. Das gehört sich, wenn Menschen erwachsen sind, aber nicht für kleine Kinder. Wie sollte man das überhaupt beschreiben! Das ist einem schon vor sich selber peinlich. Albert meint es sicher nicht so, sonst würde er es doch machen. Aber er tut es nicht, weil er viel zu gut dazu ist. Die andern reden ihm das nur vor.

So denkt Auguste Raskopp. So grübelt sie.

So grübeln Millionen proletarischer Frauen, sehen nicht klar ihren Weg; lieben Kinder, wie Tiere die Jungen lieben. Aber sie haben jenen Instinkt verloren, der den Tieren gebietet, die Jungen richtig aufzuziehen, daß sie wieder gesunde Tiere werden. Wollen das Beste und schaffen das Schlimmste. Zucht ist Spiel des Zufalls geworden. Der Zufall aber ist die Gesellschaft, in der sie geboren werden.

Jugend unterwegs

Helmut Raskopp und Erika Brinkmann kennen sich nicht, haben einander nie gesehen, wie ihre Väter im gleichen Werk. Heute lernen sie sich kennen. „Zufällig“ mag man sagen. Zufällig aber ist nicht das richtige Wort. Viele Organisationen hat sich die Arbeiterklasse im Lauf der Entwicklung geschaffen. Auch in Kulturverbänden haben sie sich zusammengefunden, in zahlreichen Sportorganisationen. Die Wanderfreunde unter ihnen gründeten ihren „Touristenverein Naturfreunde“; sammelten Fonds, bauten Häuser mit Jugendheimen, an schönen Plätzen im Walde, auf Bergen mit weiter Sicht. Schonten nicht ihre Kraft, opferten ihre Ferien, opferten jeden Sonntag, jede freie Stunde, schachteten Grund, mauerten, tischlerten, zimmerten, haben am Ende ein Heim, in dem sie geruhig und billig, unter Gleichgesinnten die Freizeit verleben können.

Unter Gleichgesinnten? Ja, sind es noch Gleichgesinnte, die sich als Verbrecher beschimpfen?

Gespalten ist die alte Bewegung. Zwei große Parteien streiten sich um das Erbe, behaupten jeder, Verwalter der großen Tradition zu sein. Noch ist die Bewegung erst in Parteien gespalten, drohend aber hängt über ihr das Schwert weiterer Spaltung. Die alte Einheit ist bedroht, wo immer sie noch besteht. Gift durchsickert die Blutbahn, beginnt den einst so kräftigen Körper zu mürben, stört die Funktion der Organe, wirft sich lähmend auf Herz und Kopf. Mißtrauen schießt empor wie Pilze. In Heimlichkeit wird die Lüge geboren, Streit und Skandal sind die ersten Folgen, Spaltung und wachsender Haß die nächsten. Am Ende aber steht Mord und Totschlag am Bruder.

Alle Organisationen sind bedroht. Alle wissen es. Alle wehren sich. Auch die Naturfreunde müssen es spüren.

Im Sumpf ist die Jugend geboren. Jugend aber will leben, will nicht krank sein, sucht den Ausweg, sucht die Zukunft. Sucht ihn, wenn das Alter schon schläft oder lasterhaft schwelgt, sucht ihn mit brennenden Augen im Dunkel der Nacht, bei dem matten Schimmer der Sterne.

Schwer trägt das Alter.

Schwerer die Jugend.

Am schwersten aber trägt die Jugend der Arbeiterklasse.

Am kräftigsten aber wehrt sie sich auch.

Bitter der Kampf. Noch einmal kämpft die Jugend den Kampf der Alten, kämpft den Zwiespalt der Arbeiterklasse. Will die Einheit, ersehnt den Sieg, lebt die Spaltung, vergrößert die Niederlage. Fällt, richtet sich wieder auf, wird am Ende die Einheit schaffen; weil die Einheit allein das Ende der Qual herbeiführt.

Zwei Jugendgruppen sind unterwegs. Ziel ist das Arbeiterheim am Schönen See, im Norden Berlins, eine Stunde weit mit der Bahn. Dort werden sie übernachten. Helmut Raskopp ist bei der einen Gruppe, bei der andern Erika Brinkmann. Jugend zweier Parteien, bekämpfen sich, ohne einander zu kennen. Bekämpfen sich, wie die Alten, und haben so vieles gemeinsam. Mehr gemeinsam, als die Alten gemeinsam haben.

Noch trennt kein Beruf sie, kein Kampf um den Platz in der Werkstatt, kein beleidigter Ehrgeiz, kein ausgedörrtes Gehirn. Gemeinsam ist allen die Freude. Das schnelle Vergessenkönnen. Gemeinsam die Hoffnung, der Glaube an ihren Sieg. Gemeinsam die unbekümmerte Liebe zur Sache, die Ergriffenheit und die Achtung vor großer Tat. Gemeinsam die schnelle Hand, der rasche Gang, das empfängnisbereite Hirn. Gemeinsam ist allen das Lachen. Im Lachen aber platzt die starre Hülle des Fanatismus, wie reife Stachelschalen braunblänkernder Kastanien. Sprache Jugend allein zur Jugend — im großen Lachen erwüchse die Einigkeit ihrer Klasse.

Zwei Gruppen gehen auf Fahrt. Zwei Gruppen lachen das gleiche Lachen.

Der Juniabend ruht brütend heiß in den Straßen, auf dem steingepflasterten Anfahrtsplatz vor dem Stettiner Bahnhof, als Erika Brinkmanns Gruppe sich vor dem Eingang versammelt. Vier sind da, außer Erika, Rudi Kofalk, Ulla Schröder und Alfred Bittner. Man wartet auf die Geschwister Blau. Heinz und Suse. Heinz, den „Strich“, weil er lang und dünn ist, und Suse, die „Kratzbürste“, die es nicht lassen kann, den Bruder zu striegeln.

Jugend ist ungeduldig, aber voll heiterer Ungeduld. Belustigt, verärgert, voll Neigung und auch voll Börsartigkeit blicken die zahlreichen

Vorortpassagiere auf die Blaujacken mit den roten Schlipsen, um den Leib den Koppeliemen, auf dem Rücken den fuchsisgen Affen. Eine Welt für sich, die auf niemand zu schauen scheint und doch gut weiß, daß sie gesehn wird. Am ungeduldigsten Ulla Schröder, mit Spitznamen die „Libelle“. Die anderen sagen von ihr, sie wäre so flink und blank wie dieses Geflügel, aber auch so gefräßig, mit kräftigem Mundwerk.

Sie sind nicht zart in der Gruppe, schonen keine persönliche Schwäche. Der ruhigste — Alfred Bittner; das sechzehnjährige „Baby“ mit Hängebacken und treuen Äuglein. Rudi Kofalk, der „Kavalier“. Er hat ein schönes, kühnes Gesicht, das Erbteil des Vaters, der als Monteur und Flieger im Kriege gefallen ist. Er ist höflich zu allen Mädels. Die Mädels haben das gern; die Burschen aber treibt es, Rudi Kofalk dafür mit einem Spitznamen zu strafen. Am schlimmsten ergeht es Erika Brinkmann. Die nennen sie Greta Garbo, kürzen es ab in Grit, in Grega und Grabo. Erika Brinkmann ist wütend darüber, „verbittet sich das energisch“. Es kommt ihr schimpfierend vor, als Marxistin und Sozialistin mit Flimmergrößen verglichen zu werden. Das sagt sie den andern, erreicht auch ein Weilchen Ruhe, aber niemals auf lange Zeit. Wäre Erika ganz aufrichtig, dann müßte sie freilich der Gruppe bekennen, daß sie schon vor dem Spiegel gestanden hat, die seidigen blonden Haare zurückgekämmt wie Greta Garbo in „Anna Christie“, und sich auf die Ähnlichkeit mit der Schwedin gespiegelt hat.

Ulla Schröder erhebt als erste ein lautes Geschrei, darauf die andern Indianergeheul. Suse und Strich sind erspät; wahrhaftig, die „Kratzbürste“ scheint schon wieder zu zanken.

Ein verärgerter Bahnpolizist schreit plötzlich die Gruppe an:

„Was ist hier los? Seid ihr verrückt geworden, solchen Skandal zu machen? Macht gefälligst, daß ihr beiseite kommt, und versperrt nicht den Platz. Los! Sonst . . .“

„Was sonst?“

Das fragt Rudi Kofalk, ernst und ruhig, als ob er sich bei dem Polizeier nach der Bahnzeit erkundigen wollte. Die ganze Gruppe lacht und grient, sieht auf den Diener der Bahnobrigkeit wie auf ein komisches Phänomen. Tritt langsam dann einige Schritte beiseite. Der Bahnpolizist knurrt wütend, aber weiß nicht recht, was er machen soll. Ihm paßt diese Jugend nicht. Er ist groß geworden in Mecklenburg, Kind armer Leute, immer in Angst vor der Obrigkeit. Jetzt ist er selber ein Teil dieser Obrigkeit, verlangt für sich den Respekt, verübelt es

aller Jugend, daß sie sich keiner Autorität mehr beugen möchte, nicht Vater, nicht Lehrherrn und Polizei. Ihm scheint diese Jugend zu anspruchsvoll, zu vergnügungssüchtig, zu frech; überhaupt verdorben. Besonders die Jugend der Klasse, der er selber angehört hat. Ihr im besonderen gönnt er nicht den Ausdruck organisierter Kraft. Lächerlich scheint ihm ihr Anzug; dabei ist sein eigener Sohn in der Nazibewegung. Das aber nimmt er in Schutz. Dort lernt man wenigstens Ordnung und Disziplin. So redet er selber sich vor, obwohl er in seiner Dienstzeit einst diese Disziplin zum Teufel gewünscht hat.

Die Jungen hier aber lachen über ihn. Sie kennen nicht mehr die Furcht der vergangenen Generationen. Kennen auch nicht die Furcht der Unorganisierten. Ihr Klassengefühl, ihr Gemeinschaftsgefühl gibt ihnen neue Haltung. Was der einzelne nicht erlernen kann, erlernen sie solidarisch.

Wie ein böse knurrender Hund streicht der Bahnpolizist im Bogen um sie herum. Er möchte beißen, getraut sich nicht. In dieser Gegend — vielleicht nimmt das Publikum gegen ihn Stellung. So streicht er herum, beobachtet noch die Jungen, als sie in den Zug einsteigen. Die aber haben ihn schon vergessen. Nur ein paar Scherze. — „Hast du auch Angst gehabt, Baby, daß er dich beißt? Vielleicht wollt' er dir mit dem Gummiknüppel die Kavaliersmähne kämmen?“ Das ist alles, dann ist dieser Quark vergessen.

Für die Jugend ein Quark, für den Mann ein Problem seines armseligen Lebens.

Eine Viertelstunde Fahrt. Dann verschwinden die meisten Passagiere. Die Gruppe rückt eng zusammen. Abrechnung wird gemacht, Fahrgelder eingesammelt. „Strich, du kannst mir 'n Groschen pumpen?“ Das Baby fragt. „Wa —? Sag mal — du leidest wohl zuweilen an starken Kopfschmerzen, wie? Seit drei Wochen hab ick keine zehn Pfennig zusammen gesehn.“ Das ist die Antwort. Selbstverständlich aber wird die Sache erledigt. Jeder weiß, daß Alfred Bittner arbeitslos ist, arbeitslos auch sein Vater; daß er wochenlang sparen muß, bis er das Geld für die Fahrt zusammen hat. Ulla Schröder beginnt zu singen. Man sieht sich um. Nur noch zwei Fremde im Wagen. Es wird riskiert. Erst leise, dann immer lauter schallen die Kampflieder einer maßlos bedrängten und doch immer wieder glücklichen Jugend durch die offenen Fenster in den Abend, der sich über die Landschaft senkt. Eine Landschaft, die mit ihren unübersehbaren Lauben, Gärten, hingestreu-

ten kleinen Häusern, eingesprenkelten Äckern typisch ist für den Rand der Großstädte unserer Zeit. Lauter singen die sechs. Erst klingt das Singen wie Spaß, dann reißt sie das Lied, der Rhythmus, zusammen:

„Links, links, links, links, die Trommeln werden gerührt.
Links, links, links, links, die rote Kolonne marschier.
Heut gibt's nicht Romantik und Lautengeklampf,
Heut heißt unsere Losung nur Klassenkampf.
Zu Taten vereinigt Faust und Geist.
Wir sind wie der Sturm überm herbstlichen Feld,
Der allem Getue der Herren vom Geld
Die Maske herunterreißt.
Die Kolonne grüßt euch, Genossen.
Haltet euch allzeit bereit.
Haltet die roten Reihen geschlossen,
Stehet zum Kampf allezeit.
Feinde können uns nicht zwingen.
Stählern bleiben Mut und Kraft.
Keiner soll uns niederringen.
Freundschaft! Freundschaft!

Die Gesichter werden warm, die Augen ein wenig starr und fern. Jeder ist ganz für sich, und doch sind sie alle eins. Es ist das Lieblingslied der Gruppe seit einiger Zeit.

Zweieinhalb Stunden wandern, von der Bahnstation bis an die Herberge. Marschtempo, gepackter Affe. Gesprochen wird wenig. Der Affe drückt. Hin und wieder ein Lied gesungen; Erika Brinkmann gibt den Ton an. Sie ist die älteste, war bei den Jungsozialisten.

Die Kolonne marschier in der Mitte der Straße. Waldesdunkel läßt die Mutigen schweigen und horchen. Die Ängstlichen aber hören lieber die eigene Stimme. Ferne Töne lassen vermuten, daß noch auf anderen Wegen Gruppen im Anmarsch sind. Suse und Alfred ermüden zuerst. Sie beginnen zu stöhnen.

„Wie spät ist's, Strich?“

„Mein Pfandschein tickt nich!“

„Sieh doch mal nach!“

„Deine Eltern sind wohl Katzen?“

„Wieso?“

„Na — det du glaubst, man kann im Dunkeln kicken.“

„Ich will euch mal was erzählen . . .“

Erika Brinkmann weiß, sie muß die Müden aufrechterhalten.

Baby hat es nicht leicht, die Mutter trägt Zeitungen aus, da muß er helfen. Morgens um fünf raus.

„Also, paßt auf! An der Marx-Schule in Neukölln haben sie Aufsätze schreiben lassen: ‚Was denken Touristen beim Aufstieg auf den Mont-blanc?‘ — der beste kriegt einen Preis. Die meisten haben fünf, sechs Seiten geschrieben. Aber einer hat nur geschrieben: ‚Was die Touristen denken? Die denken: wären wir bloß erst oben!‘ Das war der ganze Aufsatz. Der hat den Preis gekriegt.“

Erika hat das Rechte getroffen. Dieser Scherz genügt, die zweite Hälfte des Weges angenehm zu verkürzen. Wer wieder zu stöhnen wagt, wird gefragt: Du willst wohl durchaus den Preis kriegen, was? Allgemeines Gelächter bringt wieder vorwärts.

Endlich — an einer Biegung des Weges leuchtet ein einsames Licht auf einer freien Fläche im Walde. Jeder begrüßt es auf seine Art, mit tiefem Atmen, mit Pfeifen und lautem Heiho. Das Tempo wird schneller.

Es ist zwölf Uhr nachts. Einen Augenblick noch sind alle im Tagesraum versammelt. Eine andere Gruppe ist dort vor kurzem eingetroffen. Ein Blick genügt. Die anderen gehören zur Kommunistischen Jugend, zur KJ. Tragen auch blaue Kittel, aber andere Abzeichen. „Fichte“ wird geflüstert. Auch die andern flüstern, blicken ironisch hinüber. Zeit und Ort aber hindern, daß irgend etwas weiteres folgt. Die KJ. verschwindet zuerst. Meist ältere, so um zwanzig herum. Nach Meinung der staatlichen Obrigkeit ist die KJ. staatsgefährlich. Als KJ. hat sie nicht Einlaß in öffentliche Jugendherbergen, man versagt ihr auch die Fahrpreisermäßigung auf der Bahn. So macht sie ihre Fahrten verkappt als „Fichte“, als Sportler, als Bücherfreunde, als Pfadfinder oder sonstwie.

„Jetzt aber los! Sonst können wir auf 'm Fußboden pennen.“

Die Mädels gehen in einen Raum, die Burschen in den andern.

„Leise sein, Licht aus!“

Gegenseitig ermahnt man sich, aber es geht nicht ohne Krach. Ein Blechtopf klappert auf den Boden. Einer stolpert und schimpft. Man hat ihm ein Bein gestellt. Und jetzt — natürlich! Kaum soviel Stroh, daß die einzelnen Halme den Boden decken. Das haben die Schlafenden an sich gebracht. Es gilt, geschickt zu zupfen. Eine Taschenlampe leuchtet auf. Verlischt sofort. Kichern, Wälzen, beleidigtes Brummen.

Die Uhr geht auf zwei, bis die letzten zur Ruhe kommen. Am Himmel kündigt sich schon das graue Dämmer des neuen Tages, bis der schwere

Atem verkündet, daß alles schläft. Das Morgenschauern des Waldes dringt durch die offenen Fenster.

Zwischen vier und fünf sind die ersten wieder wach. Sie sollten leise sein oder den Raum verlassen. Sie sind es aber nicht. Erzählen im Flüsterton, der erregender in die Ohren dringt, als lautes Sprechen. Eine Gruppe bricht auf zur Früh tour. Man hört ihr Antreten draußen, die Kommandos, den Abmarsch. Der Schlaf vergeht. Von Rudi Kofalks und Erikas Gruppe bringen nur Alfred und Susi es fertig, weiterzuschlafen. Die übrigen sind schon unten am See, den Kaffee abzukochen, bis die beiden sich mit Langschläfern anderer Gruppen vom Herbergsvater aus den Decken herausholen lassen.

Als Erika Brinkmann mit ihrer Gruppe — neun Mann, drei Nachzügler haben sich eingefunden — um Mittag aus dem Walde zurückkehrt, suchen sie eine Kochstelle in der Nähe des Sees. Ein paar hundert Meter weit hinter der Rückfront des Heimes. Den Vormittag über sind sie auf „Entdeckungen“ aus gewesen, haben zu aller Freude einen schlafenden Hasen aufgejagt; beinahe hätte ihn „Strich“ getreten. „Mensch, bist du dämlich, dem hätt'st du Salz auf den Schwanz streuen sollen, dann hätten wir heute Diner gehabt“, so haben die andern gespöttelt. Strich aber ist sehr glücklich, daß es gerade ihm passiert ist. Später haben sie noch ein Reh gesehen, wenigstens glauben sie es. Ulla Schröder freilich — deren Großvater Förster in Pommern ist und die darum als Sachverständige in allen Fragen der Land- und Forstwirtschaft angesehen wird — behauptet, es wäre der gelbe Schäferhund aus dem Heim gewesen. Diesmal aber haben die andern ihre Wunscherfüllung sich nicht gern nehmen lassen. Dafür hat Ulla triumphiert, als sie den andern die Ameisenlöwen zeigen konnte; wie die kleinen Bestien sich im Sande Trichter graben, in der Tiefe des Trichters sich verstecken, herunterrutschende Tierchen mit den langen Zangen packen, begraben, zerreißen. „Richtige Kapitalisten“, hat sie dazu gesagt. Das hat den andern imponiert. Ein Krähennest oben in einer Kiefer hat die Tagesausbeute vollgemacht. Dann hat die Gruppe im Walde gelagert, eine Zeitlang Ball gespielt. Das Baby ist fix wie ein Affe auf eine Tanne geklettert, hat Zapfen heruntergeschleudert, die andern nicht faul — zurück mit den Äpfeln. Ein regelrechtes Bombardement mit Schleichen und wildem Geheul. Bis dem Baby die Sache zu unheimlich wurde. Sie haben alle vereint den Baum geschüttelt und alle haben gesungen: „Uns soll ein Baby vom Himmel fallen.“

Jetzt ist der Hunger groß. Zum Mittag gibt's Erbswurst und Corned-beef. Rudi macht Feuer! Baby und Strich holen Wasser vom See. Das ist nicht so einfach; der See ist am Rande versumpft. „Na, habt ihr auch wieder ‚Fleisch‘ gebracht?“ Ein paarmal waren zappelnde Quappen im Wasser. Fleisch ist es diesmal nicht, aber einige Selbstmördermücken schwimmen obenauf.

Erika fischt sie weg.

„Laß doch, Grita, ein bißchen Geflügelsuppe kann unserem schwachen Magen nicht schaden.“

Nicht weit von dieser Gruppe kocht eine andere ab, „Fichte“. Helmut Raskopp und neun Genossen. Die haben fünf Stunden Marsch hinter sich, vormittag auf Agitation. Um sechs in der Frühe abmarschiert. Gepackter Affe, im Mittelraum Packen mit Flugblättern. Zwei kleine Ortschaften in der Nähe haben sie heute mit ihren Flugblättern belegt. Flugblätter, als Vorbereitung für den kommenden Streik der Metallarbeiter. Die Partei legt großen Wert auf die Agitation unter Tagelöhnern, Kleinbauern und Ackerbürgern. Sie kann auf Rußland verweisen; auf die Befreiung der Bauern vom Joch des Zaren. Sie hat ihre Anhänger auch in den kleinen Orten. Mancher Arbeiter, mancher Deputater gehört zur Partei, sympathisiert mit ihr, wenn er offen sich nicht bekennen kann. Dahin schickt die Partei ihre Agitatoren, ihre Jugend. Die suchen Bekannte und heimliche Freunde auf, schnappen sie im Vorübergehen. Kriegen neue Adressen, scheuen nicht Zaun und Hund, der Sache zu dienen, überreden, überzeugen, diskutieren, lesen vor, erklären, lassen am Ende Flugblätter zurück; roden so einen Pfad im Urwald.

Jetzt ist die Gruppe zurück, befriedigt, aber ermüdet. Abkochen wird sie jetzt, mag jeder dann zwei Stunden gehn wo er will; am besten, er legt sich schlafen.

Helmut Raskopp ist einer der Jüngsten, aber Führer der Gruppe. Er kann am besten sagen, was die andern gesagt haben wollen; er sagt es am schärfsten und schlagwortklarsten. Straffer als in den Gruppen der SAJ. ist die Disziplin, straffer der An- und Abmarsch. Dem Führer ist unbedingt zu gehorchen. Das ist auch in Rußland so.

Die SAJ. ist fertig mit Essen. Das Aluminiumgeschirr wird mit Sand gerieben, im See gespült. Einige liegen faul im Gras. Da beginnt die Libelle mit einem Blick nach der KJ. hinüber zu singen. Sofort fallen alle ein:

Links, links, links, links!
 Wir ziehen den Vorhang auf!
 Links, links, links, links!
 Jetzt nimmt das Spiel seinen Lauf!
 In Deutschland erstickt die Gerechtigkeit fast
 Im dicken schwarz-weiß-roten Morast
 Von Dummheit und Reaktion.
 Wir rücken an und wir schaffen Raum,
 Daß Wahrheit werde der Freiheit Traum!
 Was wir spielen ist Revolution!!
 Die Kolonne grüßt euch, Genossen,
 Haltet euch allzeit bereit,
 Haltet die roten Reihen geschlossen,
 Steht zum Kampf allezeit!
 Feinde können uns nicht zwingen,
 Stählern bleiben Mut und Kraft.
 Keiner soll uns niederringen!
 Freundschaft! Freundschaft! —

Nach den ersten Rhythmen schon sind die drüben unruhig geworden. Bei den Worten „wir rücken an“ fallen sie ein, singen lauter und lauter, zuletzt so laut sie nur können. Im straffsten Takt, offensichtlich bestrebt, die andere Gruppe niederzusingen. Es gelingt ihnen nicht. Auch die SAJ. spannt alle Kräfte an. Erika Brinkmann und Ulla Schröder haben helle, durchdringende Stimmen. Und das „Baby“ kann schmettern, daß Umfang und Tiefe des Tones einem Opernsänger zur Ehre gereichten. Keiner weicht, aber als sie die letzten Worte singen, da begegnen zwei schwere Geschosse inmitten der beiden Gruppen, prallen zusammen und explodieren. „Freundschaft!“ das eine — „Rot Front!“ das andere. Zwei-, dreimal wiederholt sich das. Die Erregung ist auf dem Höhepunkt. Einige springen auf, schleudern die Arme, sehen herausfordernd auf die andern. Einige „Fichtler“ kommen näher, sehen sich um, auch die andern sind alle bereit.

„Wat singt ihr denn da?“

Helmut Raskopp fragt. Er trägt ein olivenfarbenedes Hemd, frei am Hals, Manchesterhosen und Ledergamaschen. Er steht in Boxerhaltung. Neben ihm steht Kurt Fröbel, hat Maler gelernt, ist arbeitslos. Ein helles, scharfes Gesicht. Rudi Kofalk ähnlich:

„Wat sagen denn eure Zörgiebels dazu?“

„Wat die sagen, geht euch 'n Scheißdreck an. Wir singen, wat wir wollen.“

Das schreit der „Strich“. Springt auf. „Kratzbürste“ sucht ihn am Arm zu fassen, er läßt sich nicht halten.

Die Situation droht brenzlich zu werden. Da beginnen die sitzengebliebenen Fichtler plötzlich zu singen:

„Links, links, links, zwei, drei, vier,
Links, links, links, links, Pionier,
Pionier im gleichen Schritt,
Wer zieht mit uns mit?
Mit uns ziehn aus Qual und Not,
Arbeiterkinder mit wenig Brot.
Vorwärts, vorwärts, immer bereit,
Wir Pioniere der neuen Zeit!“

Sofort fallen Ulla und Alfred ein:

„Links, links, links, zwei, drei, vier,
Links, links, links, links, Pionier,
Pionier im gleichen Schritt,
Wer zieht mit uns mit?
Mit uns zieht ein trotzig Geschlecht,
Die Kinder der Kämpfer für Freiheit und Recht.
Vorwärts, vorwärts, immer bereit,
Wir Pioniere der neuen Zeit!“

Die zwischen den Gruppen Stehenden zaudern ein wenig, wissen nicht recht, ob sie weitersprechen sollen. Jetzt singen auch sie. Alle springen auf, kommen sich immer näher.

„Links, links, links, zwei, drei, vier,
Links, links, links, links, Pionier,
Pionier im gleichen Schritt,
Wer zieht mit uns mit?
Mit uns zieht die rote Partei,
Sie ist unser Führer, sie macht uns frei.
Vorwärts, vorwärts, immer bereit!
Wir sind die Pioniere der neuen Zeit.“

Als die letzten Töne verklingen, stehen sich beide Gruppen dicht gegenüber; neben sich den stillen See in der Mittagsglut, an der andern Seite

den Wald. Einen Augenblick schweigen beide Gruppen. Helmut Raskopp sieht Erika Brinkmann an. Sie haben die gleichen nußbraunen Augen. Erika weicht dem Blick nicht aus. Beider Ausdruck ist kämpferisch hart. Ulla Schröder mißt Kurt Fröbel. Es ist, als ob jeder den Gegner sucht.

„Det habt ihr uns ja gestohlen!“

Kurt Fröbel sagt es. Im nächsten Moment reden alle durcheinander.

„Jestohlen? Na — sowas!“

„Jawoll — — gestohlen — wat denn sonst?“

„Mensch! Hör uff! Ihr seid ja Kapitalisten mit eurem Eigentum! Dann habt ihr uns velle mehr jestohlen. Ihr habt doch die Arbeiterjugend nich jeschaffen.“

„Aber ihr habt sie verraten.“

„Ihr habt sie verraten — ihr habt sie gespalten.“

„Det war ooch richtig!“

Das geht eine Weile hin und her. Die KJ. hat etwas Vorhand. Geringer an Zahl, aber ihre Mitglieder meistens älter. Zwanzig bis zweiundzwanzig. Auch brutaler und angriffsbereiter. Aber die andern geben nicht nach. Wie ein Held steht Rudi Kofalk mitten im Haufen. Alfred Bittner macht sich bereit zum Faustkampf. In solchem Augenblick ist das Baby tapfer bis zur Tollkühnheit. Nur Erika hält sich zurück. Mehrmals versucht sie, die andern zu dämpfen. Ihr zart gebräuntes Gesicht rötet sich tiefer. Der Ausdruck ist eine Mischung von Abwehr und leichtem Hochmut. Helmut Raskopp hat sich an sie gewandt; sie aber hat getan, als hört sie ihn gar nicht. Am heftigsten ineinander verbissen sind Ulla Schröder und Fröbel.

„Sag mal, Mädels, ist der Genosse Zörgiebel, der den ersten Mai verboten hat, dein Genosse?“

„Das muß man erst genau untersuchen, warum das gewesen ist . . .“

„Ick will bloß wissen, ob det dein Genosse is.“

„Natürlich — und?“

„Det is 'n Sozialfaschist. Wenn det dein Jenosse is, dann bist du auch 'n Sozialfaschist.“

„Wer euch bekämpft, ist immer Sozialfaschist, nicht wahr? Aber sag mal: Wer ist Scheringer, na? Ich werd' dir sagen, der ist noch jetzt Nationalsozialist, wenn das dein Genosse ist, dann bist du auch Nationalsozialist.“

„Du hast keine Ahnung von Marxismus . . .“

„Ach — denkst du — was hast du denn von Marx und Engels gelesen, sag doch mal!“

Siehst du — jetzt schweigst du . . .“

Ulla Schröder hat auch nichts Originales gelesen. Aber in der Gruppe haben sie über historischen Materialismus gesprochen; Stücke sind vorgelesen, Büchertitel genannt worden. Darauf fußt sie jetzt; merkt sofort, daß ihr Gegner hier ungewaffnet ist. Der aber weicht nicht. Er umgeht die Frage mit neuem Angriff.

„Ick denke nich dran. Aber det is immer detselbe: Ihr beschäftigt euch bloß mit Früher. Wat hast du denn von Lenin gelesen? Von Rußland? Wat bei euch im ‚Vorwärts‘ steht, wat? Det glaubst du uffs Wort, wa? . . .“

Wieder ist es das gleiche. Kurt Fröbel hat ebensowenig Originales gelesen von Lenin und Rußland wie seine Gegnerin; aber fußt auf dem, was er in der Zeitung gelesen hat.

Die beiden kommen nicht weiter, aber jetzt ist auch der Augenblick da, wo die Führer der Gruppen verstehen, daß sie mit der Taktik des Schreiens und Aufeinanderredens zu keinem Ende kommen. Helmut Raskopp und einige seiner Freunde — Rudi Kofalk und Erika Brinkmann — beide Gruppen beginnen den Ausweg zu suchen. Helmut setzt sich als erster durch. Er springt vor die Gruppe, breitet die Arme nach beiden Seiten wie eine Barriere:

„Schluß! Schluß jetzt! Ick hab 'n Vorschlag zu machen . . .“

Einiges Hin und Her. Ein paar der Jüngerer haben sich fest verbissen. Sie werden angeschrien:

„Rand halten jetzt! Wir sind hier nich auf 'm Rummel.“

Auf Vorschlag Helmut Raskopps wird beschlossen: Die beiden Gruppen — auch andere können teilnehmen, die gerade in der Herberge sind —, die beiden Gruppen werden am Abend nach dem Essen offiziell diskutieren, über Rußland und die Diktatur des Proletariats.

Auf Vorschlag Rudi Kofalks kommt ein zweiter Punkt auf die Tagesordnung: „Faschismus und Proletariat.“

Mit ungewöhnlicher Pünktlichkeit ist alles am Platz. Im Laufe des Tages sind neue Gäste gekommen. Viele Ältere sind darunter mit ihren Frauen. Die haben es sich bequem gemacht; laufen barfuß oder in Latschen und Hausschuhen; sitzen auf der Terrasse des Heims, genießen schweigend den Abend mit Blick über See und Wald. Sie haben nicht die Absicht, politische Gespräche zu führen; aber innerlich Ruhe haben sie doch nicht. Grausam hat sich die Krise verschärft. Jeder fünfte ist arbeitslos, und keiner unberührt. Wüster als je agitieren die Nazis;

haben den Zulauf von Millionen Kleinbürgern; berennen in letzter Zeit sogar die Betriebe, versuchen dort, ähnlich der KPD., Zellen zu gründen.

Der Gegner im Vorstoß — die Arbeiter aber auf dem Wege zu weiterer Spaltung. Eine furchtbare Situation. Keiner will Schuld daran tragen. Jeder sieht im andern den Schuldigen, den Verbrecher.

Das ist es, was auch den Ruhigsten heute bewegt, ihm nicht die Erholung gönnt, die er haben möchte. Das führt dazu, daß so mancher die diskutierenden Gruppen, die hundert Meter vor der Terrasse in zwei Halbkreisen sich gegenüberstehen und -sitzen, zunächst mit Ärger, Abwehr und Mißbilligung beobachtet; dann aber, unwiderstehlich angezogen, Schritt für Schritt, sich nähert; immer noch einmal bereit, einen anderen Weg einzuschlagen. Schließlich steht er dabei; fiebert, sich zu beteiligen. So kommt es, daß heute eine kleine Versammlung von fünfzig bis sechzig Jungen und Älteren hier zwischen See und Wald um Wohl und Wehe ihrer Klasse ringt.

Man einigt sich schnell, nacheinander je einem KJotler und SAJotler das Wort zu geben. Als erster für die KJ. wird Helmut Raskopp sprechen. Für die SAJ. als erste Erika Brinkmann. Keiner länger als zwanzig Minuten; die Diskussionsredner zehn. Das erste Thema soll lauten: „Ist in Rußland die Diktatur des Proletariats?“

Helmut Raskopp spricht. Mit Erstaunen müssen viele der älteren Zuhörer feststellen, daß hier ein junger Bursche mit einer Gewandtheit spricht, die verblüfft, daß er Worte gebraucht, über Dinge spricht, die sie selbst nicht so formulieren können. Dem Inhalt nach sagt er:

„Diktatur des Proletariats heißt: Proletarier regieren. Sie haben die politische Macht in der Hand und gebrauchen sie. Der Kapitalismus ist ausgerottet in Rußland. Was geschieht, geschieht im Namen des Proletariats und in seinem Interesse. Das aber ist Kommunismus oder Sozialismus, wenn man so will. Rußland nennt sich ja auch ‚Russische Sozialistische Sowjet-Republik‘, weil nach Karl Marx Sozialismus die Übergangsperiode ist, Kommunismus die verwirklichte Weltkommune.“

Helmut hat scharf und deutlich gesprochen, mit steigender innerer Anteilnahme, so daß sich sogar die Arme im Rhythmus der Worte bewegen. Jetzt streicht er die Haare zurück, starrt Erika Brinkmann an, als wolle er sie auffressen. Er weiß es nicht, es ist nur die starke Erregung, die sein Gesicht durchdringt.

Erika Brinkmann beginnt sehr leise zu sprechen. Ein Zwischenruf

kommt aus der Runde, lauter zu reden. Diese Art Diskussion mit unbekanntem älteren Hörern ist ihr noch ungewohnt. Es kommt ihr auch vor, als würde sie allseits scharf fixiert. Sie irrt sich nicht, doch gilt dieses scharfe Fixieren nicht minder dem, was sie sagt, als ihrem hellen, blonden Gesicht. Die Befangenheit dauert indes nicht lange. Jugend von heute ist anders als Jugend von gestern. Nach einigen Sätzen hat sie den richtigen Ton gefunden. Es zeigt sich, daß ihre Gewandtheit, sich auszudrücken, eher noch größer ist als die ihres Opponenten. Kürzlich erst hat sie an einem Bezirkskursus teilgenommen, über „Demokratie und Diktatur“. Sie weiß, was sie sagen kann:

„Nach Marx ist ‚Diktatur des Proletariats‘ die Periode nach der politischen Machtergreifung bis zur Verwirklichung der Kommune. Diese Diktatur aber setzt eine bestimmte ökonomische Entwicklung voraus, mit einem zahlenmäßig starken Proletariat. Das Proletariat ist die Mehrheit; regiert als Mehrheit über eine Minderheit. Die Diktatur des Proletariats ist nach Marx die Herrschaft der Mehrheit der Klassenbevölkerung über eine Minderheit, nicht umgekehrt. In Rußland aber herrscht eine Minderheit über eine Mehrheit. Das ist eine Diktatur, jawohl, aber keine sozialistische Diktatur. Keine Diktatur des Proletariats. Denn das Proletariat als Klasse regiert nicht, sondern nur die Partei, und nicht einmal die Partei, sondern nur ein Teil von ihr, die Führer. Die andern müssen arbeiten und werden ausgebeutet.“

Erika hat, wie Helmut auch, unter größter Aufmerksamkeit sprechen können. Ein paar unruhige Geister sind sofort von ihren Genossen in Zaum gehalten worden. Beide Jugendliche haben das Beste gesagt, was sie glaubten sagen zu können. Beide sind fest überzeugt davon, ihre Ansicht sei unerschütterlich. Helmut Raskopp brennt darauf, dem Mädels zu zeigen, daß er die Einwürfe, die sie macht, längst kennt; daß aber Unsinn ist, was sie behauptet. Es hilft nichts, er muß jetzt die andern zu Worte kommen lassen. Es ist, so scheint ihm, ein Kinderspiel, dies Zeug zu widerlegen. Ganz ähnlich denkt Erika Brinkmann: „Was Raskopp gesagt hat, sagen sie alle. Das hört man jeden Tag. Das müssen sie sagen; das wird ihnen vorgeschrieben von Moskau. Aber sie wird nicht locker lassen. Neugierig jetzt, was die andern vorbringen werden.“

Alle sind gespannt. Die Jugendlichen rücken zusammen, beugen Kopf und Oberkörper nach vorn, wie lauernde Tiere. Von den Älteren in der Runde denkt niemand mehr daran, zu gehen. Am liebsten mischte sich ein und der andere ein. Mit ein paar Worten, wie er glaubt, die

Sache endgültig zu klären, die Diskussion zum mindesten auf den richtigen Weg zu bringen. Schließlich aber kann er sich nicht ungeduldiger zeigen als die Jungen da vor ihm. Abwarten also, nachher wird Gelegenheit sein.

Kurt Fröbel spricht als zweiter. Kurt Fröbel hat einen anderen Ton als die beiden vorher. Er ist der geborene Kritiker, kritisiert auch in der eigenen Partei. Ein Skeptiker mit einem Jungengesicht. Er beginnt auch sofort mit ironischem Angriff.

„Die Genossin hat ja ganz nett auseinandergepolkt, wat sie uns erlauben möchte, unter Diktatur zu verstehen. Ick möchte sie bloß mal fragen: Is det in Deutschland eine Demokratie oder eine Diktatur? Ick meine so: Regiert hier 'ne Mehrheit über 'ne Minderheit oder 'ne Minderheit über 'ne Mehrheit? Ick glaube natürlich, det is keine Frage. Wat haben die Arbeiter in Deutschland zu melden? Nüsch, janüsch! Mit'm Achtundvierziger wird regiert; Rot Front is verboten; alles, wat sich rührt, wird injesperrt und verboten. Is det Demokratie? Und da sag ick: Minderheit hin — Minderheit her — in Rußland haben die Proleten zu reden; in Deutschland müssen sie Maul halten. Da pfeif ick auf eure Demokratie.“

Die Art, wie Kurt den Ton seiner Worte wählt, wühlt auf; den Freund und den Gegner. So können sich einige seiner Genossen nicht verkneifen, „sehr richtig“ zu rufen, was sofort mit Zischen um „Ruhe!“ beantwortet wird. Die Stimmung ist beiderseits plötzlich viel aggressiver geworden.

Rudi Kofalk, der jetzt zu Worte kommt, wirkt aber wieder beruhigend mit seiner tiefen Stimme. Er hat es leicht — wenigstens scheint ihm das so —, darauf hinzuweisen, daß sein Vorredner die Frage nicht richtig beantwortet hat. Nicht, was in Deutschland passiert, soll besprochen werden, sondern was wirklich in Rußland ist. Er müsse noch einmal wiederholen und ergänzen, was seine Vorrednerin Grita — er verbessert sich unter dem Schmunzeln der andern —, seine Vorrednerin Erika gesagt hätte. In Rußland hätten die Arbeiter nichts zu melden, die Löhne wären schlechter als hier, auch die Wohnungsverhältnisse, das Essen sicher nicht besser . . .

Bei diesen Behauptungen halten die KJ.-Genossen nicht mehr zurück. Empört und so zahlreich sind Zwischenrufe, daß man den Redner nicht mehr verstehen kann. Beide Vorsitzenden mühen sich aber — nach einem Augenblick eigener Mitgerissenheit —, die Ruhe wiederherzustellen. Es gelingt, aber mit der Stille, mit der die ersten Redner gehört

wurden, ist es vorbei. So groß ist die innere Unruhe, daß immer wieder ein und der andere sich an den Nachbar wendet, ihm zuflüstert, was ihm einfällt. —

Als Rudi Röhle geendet hat, dringt plötzlich ein älterer SPD.-Genosse nach der Mitte durch:

„Einen Augenblick — ich bitte ums Wort.“

Alle sehen auf; die meisten empfinden die Einmischung störend, sagen es aber nicht laut. Nur wenige murren offen:

„Sowat gibt's nich. — Was soll das heißen?“

Der Ältere aber beachtet sie nicht; beginnt noch während des Drängens zu reden. Erregt, in abgebrochenen Sätzen:

„Wat ihr hier redet, is jut jemeint. Aber meistens Blech. Graue Theorie, sag ick euch. Ick war in Rußland. Ick weiß genau, wat los is . . .“

„Wann warst du da?“

Mißbilligend, überlegen, blickt der Redner den Rufer an.

„Wann? Drei Jahre war ick da. Im Krieg und nachher.“

„Aha! — Da weißt du janüsch!“

„Red ick jetzt oder du? Du kannst dir ja nachher zum Wort melden . . .“

Ick sag nur: Ick weiß Bescheid. Bauern und nüsch als Bauern. In Dreck und Speck. Die haben noch nicht mal 'n Abort . . .“

Der Redner ist wütend, nervös, er hackt die Worte. Nicht minder nervös aber werden die Hörer. Kurt Fröbel ruft schroff dazwischen:

„Wat vor zehn Jahren war, is nich heute. Quatsch, wat du sagst. Du hast inzwischen jeschlafen . . .“

„Wat sagst du? Quatsch? Na warte man, Jungeken, du wirst noch lernen, wat Quatsch is . . .“

„Unerhört . . .“

„Hör zu, sag ick dir, du hast noch ville zu lernen. Ick saje bloß das:

Wat in Rußland jemacht wird, is Kapitalismus, keen Kommunismus.

Jeh ma hin, dann wirst du die Augen aufmachen. Wat is 'n det anderes,

die Stoßbriaden, als Taylorsystem? Janz jewöhnliche Trietzerei . . .“

Der Redner kommt nicht weiter. Der Lärm ist zu groß geworden. Die

KJ. hat angefangen im Sprechchor „Schluß“ zu rufen. Er sieht sich

um, als wolle er sagen: „Was habt ihr denn? Ihr seid wohl zu dumm,

was Richtiges anzuhören!“ Am meisten ist er verwundert, daß die

eigene Jugend ihn nicht unterstützt. Hat nicht der eine — der Rudi

Kofalk — beinahe dasselbe gesagt? Merkwürdig . . . gerade Rudi flüstert

in diesem Augenblick ernst mit Erika Brinkmann, und eben als Hel-

mut Raskopp eingreifen will, sagt Erika laut und scharf:

„Wir möchten dich bitten, Genosse, aufzuhören. Du hast eigentlich gar nicht das Wort . . .“

„Wieso? Ick nich das Wort . . .“

„Du hast es dir selber genommen. Und jetzt ist Schluß. Außerdem sind die zehn Minuten vorüber. Als nächster hat das Wort . . .“

Der Zurechtgewiesene kann sich bei dieser schnellen Abfuhr nicht gleich beruhigen. Er gehört zu denen, die Widerspruch nicht vertragen können. Der Gegner hat immer unrecht. Er ist vor dem Krieg zur Partei gekommen, aber nicht durch die Arbeiterjugend gegangen. Von ihrem Erleben nach dem Kriege weiß er nichts, er versteht sie nicht; hat sie nur bei Demonstrationen im Aufmarsch gesehen. Er spricht nicht weiter, wendet sich aber an diesen und jenen in seiner Nähe: „Is det nich richtig? Die Jungens haben ja keine Ahnung. Die werden hier eingewickelt.“ Er muß es aber erleben, daß die meisten der Angesprochenen ihn gerade nur flüchtig anhören. Sie nicken, ohne ihm zuzustimmen. Sie interessieren sich offenbar mehr für das, was da in der Mitte weitergeschieht.

„Zur Geschäftsordnung!“

Helmut ist aufgestanden.

„Genossen, wir sind hier zusammengekommen, um ehrlich zu diskutieren, aber eure Leute . . .“

„Nich beleidigen, du! Sind wir vielleicht nich ehrlich? Ihr seid die . . .“

„Ihr seid doppelt soviel wie wir; ihr habt uns aufgefordert — —“

„Ihr uns!“

„Egal . . . Ihr werdet jedenfalls zugeben, daß einer mehr von euch als von uns gesprochen hat. Wir können beweisen, daß das nicht stimmt, was der Genosse gesagt hat. Der kennt vielleicht das Rußland von früher, aber nicht das Rußland von heute.“

„Det jlaubst du — — wann warst du denn da?“

„Ruhe! Ru—he!“

„Ick könnte viel sagen, aber ick hab jetzt 'n Vorschlag zu machen, sogar zwei. Seid ihr einverstanden, dann treffen wir uns — so wie heute in vier Wochen — an derselben Stelle hier. Fortsetzung der Diskussion. Inzwischen — oder auch nachher — kommt einer aus unserer Gruppe in euren Gruppenabend, und einer von euch zu uns. Jeder kann hören, wat die andern zu sagen haben. Überlegt!“

Der Vorschlag der KJ. ruft eine längere interne Aussprache hervor. Einige der Älteren versuchen sich einzumischen: „Macht nich so was! Ihr kennt die doch. Wir kennen sie jedenfalls. Habt ihr nich gesehen,

wie der Ältere da vorhin mit dem Raskopp gekaspert hat? Ihr werdet bloß angeschmiert. Das kann die Partei nicht dulden.“ So geht es hin und her. Die Gruppen haben wegen Beratung sich voneinander entfernt. Im ganzen müssen die Älteren sehr bald merken, daß die Jugend, obwohl sie in allen großen Fragen einer Meinung mit ihnen ist, in Abwehrfront zu ihnen steht. „Ihr seid immer gegen Rußland“, heißt es. „Ihr macht alles schlecht. Die Russen haben doch viel geleistet. Wir jedenfalls glauben, daß nicht alles falsch sein kann, was in Rußland gemacht worden ist. Bei uns wird auch nicht alles richtig gemacht. Mit dem, was ihr uns sagt, können wir nicht aufkommen gegen die KJ. Wir müssen uns immer verteidigen. Wir wollen richtig angreifen lernen.“

Die Mehrheit der Älteren schüttelt den Kopf, fühlt sich mißverstanden; fürchtet, die Jugend rennt ins Verderben. Aber auch von den Jungen sind manche bedenklich. Rudi Kofalk mit ein paar anderen hat in seinem Bezirk schon einmal an solcher „Einheitsfrontdiskussion“ teilgenommen. Dort hat es Schlägerei gegeben. Nichts weiter ist dabei rausgekommen, als daß die KJ. — unter Bruch des gegebenen Wortes — den Abend dazu benutzt hat, die sozialdemokratischen Führer auszuschmieren. In gemeinsten Worten. Hat Rudi abgewehrt, dann sind sie gleich zu dreien und viere über ihn hergefallen. Solche Erfahrung wirkt nicht ermutigend. Trotzdem — vor sich selber muß Rudi Kofalk gestehen, daß ihn irgend etwas immer von neuem reizt, diese Diskussionen nicht aufzugeben. In diesem Sinne spricht er denn auch. Erika unterstützt ihn; getrieben von einem anderen Motiv. Einem persönlichen, scheint es. Zuletzt aber quillt auch alles Persönliche aus dem Kessel gesellschaftlicher Gärung. Sie kann nicht verwinden, daß die Partei die Jungsozialistenbewegung aufgelöst hat. Mehr noch als das: Seit jenem Morgen, als der Vater sie angeschnauzt und mit der Mutter gezankt hat, hat er immer wieder Bemerkungen gemacht. Nicht so hart wie damals, mehr scherzend. Sie haben sich wieder versöhnt. Nach außen ist alles gut, aber ein Stachel ist doch zurückgeblieben, der Erika ohne ihr Wissen treibt, sich gegen die Meinung des Vaters zu sperren.

Rudi und Erika geben am Ende den Ausschlag. Es wird abgestimmt. Von zwanzig sind vierzehn dafür, vier dagegen und zwei für Stimmenthaltung. Rudi und Erika — Helmut und Kurt werden die weiteren Verhandlungen übertragen.

Langsam geht die Versammlung auseinander. Keiner hat beachtet, daß die Sonne inzwischen gesunken ist; die blaue Stunde gekommen. Die

zauberhafte Stunde kurz nach Sonnenuntergang, in der die Luft in dunkler, tief strahlender Bläue leuchtet.

Die Jüngeren werden noch einmal von der Laune ergriffen, doppelt laut zu tollen; in Trainingsanzügen mit Bällen zu jagen. Die alten Parteileute gehen langsam ans Haus zurück; sitzen noch eine Weile auf der Terrasse. Der Abendwind bringt abgebrochene Töne vom See. Einige baden noch. Völlig nackt. Unter ihnen Erika Brinkmann, Rudi Kofalk und Ulla Schröder. Sie sind Anhänger der Nacktkultur. Rudi hat die beiden gewonnen. Zwei Jahre schon baden sie so. Sie werben für ihre Idee. Spotten zuweilen über die anderen, die ihren „Kultur-fetzen“ tragen, Badehose und Badeanzug. Es ist ihnen aber bisher nicht gelungen, auch die anderen zu gewinnen. Sie sträuben sich nicht direkt. Finden das, wie sie sagen, gut und richtig, wissen es aber bisher hartnäckig zu vermeiden. Auch von KJ. ist keiner dabei. Für diese Fragen zeigt die KJ. wie ihre Partei nur wenig Interesse.

Helmut und Kurt stehen am Strande; sie sehen den Badenden zu. Sie sehen mit der Empfindung, die alle haben, die zum erstenmal das Neue erleben. Sie wehren sich; zugleich aber können sie nicht verneinen. Sie kämen sich sonst wie Spießbürger vor. Das wollen sie nicht.

„Das sind wohl Kochschüler, was?“

„Weeß nich. Laß sie loofen. Aber die Mädels sind jut.“

Auch auf der Terrasse, wo die Älteren sitzen, beginnt eine lebhaftere Diskussion. Die Mehrzahl findet viele Gründe, Nacktbaden abzulehnen. Zum mindesten — wie man meint — in solcher Umgebung. Allein auf einem Gelände, das ginge allenfalls.

Dies alles aber kümmert nicht die im See. Sie schwimmen in dem Silberstreifen, den die letzte Dämmerung über den See legt; zwischen den langen dunklen Schatten der Uferbäume.

Die hellen Körper der Badenden blinken; das Echo ihres Lachens und ihrer Wasserschläge verhallt im Düster des Waldes.

Demonstration

Organisiert nur, solidarisch entfalten die Schwachen Kraft; können Recht schaffen, Recht finden, Recht für heute, Recht in der Zukunft. Organisiert führen sie jetzt den Kampf um die Macht. Führen ihn nicht wie das Tier, mit dem Schlag der eigenen Pranken, führen ihn mit der Aktion der Masse. Im Streik begehren sie auf, im Propagandasturm, im geschlossenen Angriff ihrer Gewerkschaft, in selbstbewußter Demonstration.

Über sich selbst hinaus wächst der Mensch als Glied eines handelnden Ganzen. Eben noch klein, geduckt und feige, weiten sich seine Augen, reckt sich seine Gestalt, erhebt sich geknechteter Geist zur Höhe todesverachtender Tapferkeit. Im Sturm werden dunkle Fluten zur blitzenden, himmelanspringenden Brandung. „Die Quantität schlägt um in die Qualität“, so sagen Gelehrte und Philosophen.

Zwei große Demonstrationen durchquerten heute das Herz Berlins. Zwei Demonstrationen. Denn gespalten ist die Arbeiterklasse. Als erste marschieren Sozialdemokraten und Gewerkschaften. Überschwemmen den riesigen Platz im Lustgarten, zwischen dem alten Schloß, dem Dom und Museum, mit Anfahrtsbrücken vom „Alex“ und „Unter den Linden“. Eine Stunde später marschieren die KPdisten mit ihrem Anhang aus den Betrieben.

Viel Wege sind nötig für Organisationen, ehe sie heute der Umwelt zeigen können, was sie zeigen wollen. Eine andere Zeit ist heute als in jenen Tagen der Revolution. Demonstrationen unter freiem Himmel bedürfen obrigkeitlicher Genehmigung, haben strikten Befehlen zu folgen, müssen die Bannmeile beachten, den breiten Kordon, der als neutraler Raum die Häuser der Volksvertretung umspannt. Haben am Ende der Demonstration den geschlossenen Abmarsch zu meiden. Tausend technische Einzelheiten wollen bedacht sein. Die stille, unsichtbare Arbeit vielhunderter Funktionäre, der gute Wille vieler tausender Mitglieder ist vonnöten, das große Ziel zu erreichen: die imponierende Demonstration. In den Zellen wird gearbeitet, in den

Bezirksverbänden, auf Zahlabenden, in den Kreisen, in den Zentralen der Organisation. Agitiert in Mitgliederversammlungen, in den Betrieben, auf Wohlfahrtsämtern und Stempelstellen, in breiter Öffentlichkeit. An den Anschlagssäulen wird propagiert; der Weg in die Wohnung nicht gescheut. Kapellen üben; die Jugend entrollt ihre Fahnen, probt ihren Sprechchor; Redner formulieren, was sie den Massen zu sagen haben.

Opfer bringen die Massen. Haben kein Geld. Gehen auf Sammelplätze, warten, marschieren, stehen, hören, werden zu Trägern tiefster Erregung; gehen zurück in ihre Bezirke; stundenlang auf den Beinen, angegriffen vom nagenden Hunger so mancher Tage, von der spärlichen Kost so vieler Jahre.

Zur gleichen Zeit wie die Masse trifft auch die Polizei ihre Vorbereitungen. Der Dienst ist verdoppelt, jeder Urlaub gesperrt. An den Ecken der Anmarschwege Doppelposten mit Revolver und Gummiknüppel. Je näher dem großen Platz — je stärker die Posten. Bereitschaftswagen, dicke Knäuel von Polizisten; unauffällig versteckt in abseits gelegenen Seitenstraßen. Ein riesiger Kreis graublauer Nester umzingelt das Flach der Demonstration. Auf dem Platze selbst tritt die Obrigkeit kaum in Erscheinung. Straff und fest spannt das Netz der öffentlichen Gewalt. Die Parteien haben gerufen, die Massen sind erschienen.

Jakob Wetter und Erwin Eschbach stehen an der Seite des Domes, die der Schloßapotheke gegenüberliegt. Sie haben von hier aus Freiblick nach allen Seiten. Sie wollen beide Demonstrationen sehen, beide Organisationen in ihrem Aufmarsch betrachten. Eschbach hat den Alten gebeten, mit dem Hintergedanken, ihm zu beweisen, daß seine Partei überlegen ist. Jetzt stehen sie hier. Wetter stützt sich auf einen Stock. Er beobachtet aufmerksam, wendet sich nur zuweilen an seinen jungen Begleiter, der aufgeregt um sich blickt.

Noch können ein paar Minuten vergehen, bis die ersten Züge auf den Anmarschstraßen sichtbar werden. Man hört schon abgerissene Klänge lauter Marschkapellen. Aus allen Straßenmündungen brechen immer dichtere Trupps. Zuschauer, Mitläufer, jugendliche Radfahrer. Sie quellen heraus, wie das Meer bei beginnender Flut eine Fülle Seetang, Muscheln, Senkstoffe aller Art vor sich her drückt, um sie dann wieder zu überfluten. Noch ist der riesige Platz nur hier und da mit Menschen gesprenkelt; stehen und sitzen auf den steinernen Treppen des Doms

und Museums, beobachten neugierig die Rednerestrade vor dem Schloß, die mit rotem Tuch umkleidet ist. An den Seiten Lautsprecheranlagen, die die Worte der Redner auf weite Entfernung hin tragen sollen.

Es ist elf Uhr vormittags. Ein Sonntag im Juni. Ein wolkenloser, blauer Tag. Die Sonne gießt Ströme von Licht und Wärme über den Platz, nur in nächster Nähe der Schloßrückfront, deren zahlreiche Fensterreihen nach Norden blicken, ist Schatten.

„Ein schönes Bild, Genosse Eschbach . . .“

Jakob Wetter zirkelt mit den Augen einen Bogen, vom Schloß über Linden und Zeughaus bis zum Alten Museum.

In der Tat — ein schönes Bild. Sonnenlicht und Himmelsblau durchleuchten das Grün der Linden, das Wasser der eingesargten Spree, beleben das militärische Grau der Kommandantur, umspielen die grüne Kuppel des alten Schlosses, den steinernen Sims des Zeughauses, spiegeln sich in der mächtigen, dunkelbraunen Granitschale vor dem Museum. Eschbach hat keinen Sinn dafür. Nervös spielen die schmalen Hände. Er raucht eine Zigarette.

„Ja — na ja —, aber sehen Sie doch das ‚Sieges‘-Denkmal! Wie ist das möglich? Und diesen Dom! Ein entsetzlicher Stilsalat. Protzig und frech. — Aber schließlich ist das egal . . .“

Heftig bläst er den Rauch seiner Zigarette aus der Lunge. Ihn bewegt allein das Treiben der Menschen, nicht die Lage des Platzes, das Spiel der Farben. Wetter antwortet nicht. Er schweigt auch, als Eschbach auffährt: „Sie kommen — —“

Und ironisch fortfährt: „Natürlich! Schwarz-Rot-Gold an der Tete.“ Der erste Zug wird erkennbar. Von den Linden her kommt er heran, mit Spielleuten an der Spitze. Ein lebhaftes Bild; Reichsbanner in Uniform, dunkle Mützen, Sturmriemen heruntergelassen. Sie geben allen Gesichtern den gleichen Ausdruck entschlossener Reife, gestrafften Wollens. Eine mächtige schwarzrotgoldene Fahne, mit sichtlichem Stolz getragen von einem Goliath, bewegt sich in schweren Falten über den ersten Gruppen. Dicht hinter den Bläsern und Trommlern. Ein dicker Strom eilender Menschen begleitet den Zug an beiden Seiten, getrennt nur durch eine laufende Kette von Ordnern. Schupo zu Pferd, die den Anmarsch durch die Straßen begleitete, verschwindet, als wäre sie plötzlich verschluckt. Sie bezieht versteckte Bereitschaft.

Nur wenig Minuten können die Augen der beiden auf diesem Bilde verweilen. Als ob eine Orgel nach leisen ersten Takten Satz für Satz sich in stärkeres Tongerinsel, zuletzt in brausende Chöre ergießt, so

fließen erst, drängen dann, stürzen in immer breiteren Fluten von allen Richtungen her organisierte Kolonnen, regellose Mitläufer, Zuschauerguppen heran. Durchdringendere Geräusche überschneiden den freien Raum, Marschmelodien, Kampfmelodien, Trommelwirbel und Bläsergellen, Paukengedröhn und Marschgestampf prallen aufeinander, vermischen sich in Harmonien, zersplittern in grellen Disharmonien.

Farbiger, feuriger wird das Bild. Dutzende erst, dann Hunderte und aber Hunderte Fahnen beginnen über den dichter und dichter sich schiebenden Massen zu schweben. Rote Fahnen. Wieder und wieder rote Fahnen, blühendes, brennendes Rot im Blau des Sonnentages. Endlose Schlangenlinien bewegen sich zwischen Schloß und Museum, Spreeufer und Dom. Regellos scheinen sie zu marschieren, aufgefüllt und durchkreuzt von immer neuen Zügen, die, von unsichtbaren Kräften gelenkt, aus Nord- und Ost-, aus Süd- und Weststraßen anmarschieren. Wetter und Eschbach haben den ersten Stand an der Südseite des Doms verlassen. In massiger Breite, die alte Königstraße, vom Alex herunter, schwerflüssig füllend, rücken hier die Männer und Frauen vom Friedrichshain an, aus Lichtenberg und dem Schlesischen Viertel.

Max Arnold ist unter ihnen. Max Arnold marschiert in seiner Abteilung, unter dem alten Banner aus den Jahren der Zuchthausgesetze. Wie ein festes Brett schlägt das dicke, mit Gold bestickte Emblem an die Trägerstange. Viele solcher Banner werden im Zuge getragen; viele zeigen deutliche Spuren hohen Alters.

Eschbach kann nicht zurückhalten, als er sie sieht:

„Furchtbar so was! Richtig zünftlerisch sieht das aus. So wie Paneelsofa, Nippes und Plüsch . . .“

Im stillen fügt er böse hinzu: „So, wie die ganze Partei.“

Der Alte sieht ihn mit langem prüfendem Seitenblick an. Minuten später erst, als sie schon mitten im Platzgewühl sind, zum Rundgang an der Schloßbrücke vorüber auf das Museum zu, sagt er, wie nebenbei: „Tradition“, und wieder nach einer Weile: „Ich erinnere mich an Demonstrationen, bei denen Genossen, gute Genossen, Zylinder trugen — — Kommen Sie, Eschbach, ich muß Ihnen noch eine nette Erinnerung erzählen . . .“

Mächtiger wird das Gewühl, wer mitten darin ist, sieht um sich herum nur wogende Massen; aber auch der, der bei den Arbeitersamaritern auf der breiten Domtreppe steht, bemerkt nur noch wenige graue Steinflecken in den farbigen Fluten zu seinen Füßen. Immer noch

kommen neue Scharen von den Linden herunter; zusammenfließend aus Süd und Südost, aus Kreuzberg, Neukölln und Tempelhof; aus dem weiten Westen mit Grenzbezirken, Tiergarten und Wilmersdorf, Charlottenburg, Moabit.

Wetter und Eschbach drängen sich durch bis an jene Brücke, die im alten Berlin mit ihren nackten Mannesfiguren so viel Erregung ausgelöst hat und wohlherzogene Damen nur mit gesenkten Augen sie überqueren ließ — niemand begreift es heute. — In diesem Augenblick richten sich alle Blicke nach der Seite der Anmarschstraßen vom Schinkelplatz her, vom Marstall und alten Gendarmenmarkt.

Eine unbeschreiblich leuchtende, brennende, rote Pracht rückt unwiderstehlich von dort heran. Ein Wald von roten Fahnen. Schmucklose Fahnen an schmucklosen Stangen, hinreißend aber in der Gewalt der bebenden glühenden Farbe. Unsagbar schön, mit ungebändigter Leuchtkraft, das Herz und das Hirn auch der Starken und Harten bezwingend. Einen Augenblick ist, als lauschten alle: Ein klingendes Brausen scheint sich aus dem Zauberwald in die Höhen zu lösen und in die Tiefen. Demütig beugen sich aller Willen; werden zugleich mit rieselnder Kraft erfüllt, ihr Leben hinzugeben für den großen Kampf um die Zukunft.

Die Arbeiterjugend marschiert heran, marschiert unter roten Fahnen. Nur unter roten Fahnen will sie marschieren, will kräftig zeigen, daß sie schon jetzt die neue Welt will, die die Ausbeutung nicht mehr kennt. Armer Menschen Kinder marschieren, selber schon ausgebeutet, arbeitslos auf der Straße. Trotz alledem und alledem: Sie haben die Freude der Jugend, den Glauben an die Zukunft, den Glauben an ihre Kraft. Unter roten Fahnen marschieren sie; machen kein Hehl aus ihrer Liebe zu den Kämpfern der Revolution. Lieben ihre Partei, verteidigen sie aufs beste; können sich aber nicht begeistern für eine Republik, die ihnen zu sehr von Geld und Herren beherrscht scheint. Unwiderstehlich rücken die Scharen heran; strömen in das Gewühl als junges, feurig gesundes Blut.

Wetter und Eschbach bleiben an einem der Brückenpfosten stehen, lassen den Zug an sich vorüber. Eschbach unterliegt einen Augenblick der Gewalt des Eindrucks. In diesem roten Brand, aus dem die Lieder alten und ewig jungen Freiheitssehnsens wie Lerchenschläge in das Blau des Tages quirlen, vergißt er für kurze Minuten den Haß der Parteien. Fühlt sich eins mit dem Herzschlag der Jungen da, die kämpfen wollen, wie auch er das will.

Auch Wetter ist lebendig geworden. In dieser Minute fühlt er die Jahre nicht, die ihn von der Jugend trennen. Aber es währt nicht lange.

Schwerer stützt er sich auf den Stock. Auch Eschbach reißt sich plötzlich aus seiner Stimmung. Er möchte dem Alten etwas sagen. Es geht nicht. Zu groß ist die Enge. Hintereinander nur quetschen sie sich bis auf die Promenade, die an der Spree entlang führt, hin nach dem Kupfergraben. Sie stützen sich auf das Geländer. Erwin Eschbach ist plötzlich wütend. Am liebsten schimpfte er laut. Das Reichsbanner dort — er haßt es. Schon wenn er die Uniform nur sieht, die Farben und Fahnen, steigt ihm das Blut zu Kopf. „Schutztruppe des Kapitals!“, so möchte er schreien. „Die sind erlaubt! Rot Front verboten.“

Das Gesicht des Alten ist kalt geworden wie eine Maske. Im Gesicht des Jungen zuckt es; Schweiß verklebt die blonden Haare. Jetzt ist er wütend über sich selbst, zu diesem „Unfug“ gekommen zu sein; wütend über den Alten, der alles nur — wie er glaubt — als Spiel in großer Arena betrachtet. Er möchte heraus aus dieser Masse. Er fühlt sich verlassen. Auf einmal kommt es ihm vor, als beginge auch er Verrat an den eigenen Genossen.

Sie kommen bis an die kleine Treppe neben der Brücke, über die die Wege vom „Kupfergraben“ und „Hinter der Universität“ sich vereinigen, um zwischen Neuem und Altem Museum nach dem Bahnhof Börse zu biegen. Sie kommen nicht weiter. In dicht aufeinandergeschlossenen Gruppen marschieren hier Demonstranten vom Norden an; vom Wedding, von Reinickendorf, von Tegel und Weißensee. Knochige derbe Gestalten, mit ausgehungerten ernsten Gesichtern. Proletengesichter; gefährlich dem Bürger. Männer, die hier ihren Willen zeigen, bereit sind, dafür sofort mit den Fäusten zu schlagen. Arbeitslose, die ihrer Familie zwölf und fünfzehn Mark in der Woche bringen. Davon sind monatlich achtzehn Mark für Miete zu zahlen. Arbeitende, deren Wochenverdienst für Frau und drei schulpflichtige Kinder zwanzig Mark die Woche nicht übersteigt. Sie marschieren, marschieren, denken nicht an die Länge des Weges, sind längst gewohnt, alle Wege zu Fuß zu machen.

Jetzt ein Trupp Straßenbahner, in dunklen, unfrohen Uniformen. Für fünfundzwanzig Mark die Woche jagen sie acht, neun Stunden des Tages im dichten Verkehrsgewühl um gefährliche Ecken; pressen sich durch das gestopfte Gedränge schimpfender Passagiere. Sie marschieren, opfern die wenigen freien Stunden; viele gehen von hier direkt zum Dienst.

Mehrmals versucht Erwin Eschbach, mit schnellen Schritten durch eine Lücke zwischen den Gruppen hindurch auf die andere Seite, auf den Freiweg am Kupfergraben zu seiten der „Museumsinsel“ zu kommen. Es gelingt nicht. Immer wieder muß er zurück. Keiner der Demonstranten spricht ein Wort, keiner aber hält den Schritt auf, dem Eiligen Platz zu machen. Sie scheinen ihn nicht zu sehen; schreiten wie schwere Lastpferde, die angespannt ins Geschirr sich legen, allein dem Lenker gehorchend; unbekümmert zu Boden stampfend, was ihnen vor die Füße kommt.

„Warten wir ab! Wir haben ja Zeit — —“

Wetter ist weniger ungeduldig. Aufmerksam beobachtet er die Gestalten, die hier vorüberkommen. Sie erinnern ihn an die Zeit vor dem Kriege.

„Ich muß Ihnen das erzählen . . . Das war 1906 bei den Hottentottenvahlen. Wir hatten eine Demonstration — Unter den Linden — ich war mit Eckstein zusammen. Ich kann das ruhig erzählen — er ist ja tot. Er galt damals als großer Theoretiker — war auch ein guter Kerl; aber dies ist doch sehr komisch. Ich weiß nicht mehr, warum, aber plötzlich gab es Gedränge und Geschrei, alles stürzt nach den Seiten. Eine ganze Kette von Blauen ist plötzlich da. Auf Pferden. Alles läuft; auch Eckstein fängt an zu laufen. So hatte ich ihn noch nie gesehen. Mir kam das auf einmal lächerlich vor. So ein großer Theoretiker, dachte ich, und diese Angst! Ich hatte jedenfalls keine Lust zu laufen. Ich rufe ihm zu: ‚Genosse Eckstein, ein bißchen mehr Würde!‘ Da sieht er sich um im Laufen, schlägt mit den Armen, und schreit mir zu: ‚Was heißt Würde?‘ Weg ist er. Ich sehe noch heute das Bild. Natürlich hat er recht, aber — —“

Wetter stockt: „Was ist? Kennen Sie den? Wer ist das?“

Eschbach ist zusammgezuckt. Unter den Anmarschierenden hat er mehrere Leute entdeckt, die er kennt; aus dem Kula-Werk. Aber das ist es nicht allein. Gegenüber — an der anderen Seite der Brücke — taucht plötzlich für einen Augenblick das groteske Gesicht Jaffkes auf; verschwindet ebenso plötzlich.

„Wer war denn das? Mir kommt das Gesicht bekannt vor. Ist das ein Russe? Mich hat das Groteske immer interessiert. In allem Grotesken ruht irgendwie Größe . . .“

Eschbach wird der Antwort überhoben. Auf einmal dröhnt es über den Platz. Der Redner am Schloß hat zu sprechen begonnen. Die Lautsprecher tragen die Worte schallend bis hierher. Doch versteht man sie

schwer. Ein Sausen erfüllt den weiten Raum. Immer noch rücken aus allen Richtungen neue Schlangen heran. Unzählige Fahnen verschließen die Sicht nach dem Schloß. Zwei, drei Flugzeuge kreisen über dem Platz, streuen Flugblätter in die Luft, die sich flatternd ausbreiten, wie riesige Vogelschwärme. Ab und an schlägt aus dem Brausen eine breite Welle geschlossener Töne in den Raum: der Beifall — das „Hoch“ und „Nieder“ der Massen, die eng gepreßt die Rednertribüne umstellen.

Die beiden versuchen den Weg zurück zu machen; kommen aber nur ein Stück am Ufer entlang. Kapellen beginnen zu spielen; die „Internationale“. Die Massen singen mit. Von verschiedenen Richtungen schleppen die Rhythmen ineinander. Die festen Verbände beginnen sich aufzulösen. Die Fahnen senken sich, werden gerollt; die Massen beginnen in breiten Fluten nach allen Richtungen abzufließen; die Gesichter entspannen sich. Es ist deutlich zu sehen, wie unzählige Menschen zurückkehren in das private Leben.

Aber noch haben nicht alle den Platz geräumt, da kündigt bereits Schalmeienmusik an, die über den Platz hinfliegt, den Aufmarsch der Kommunisten an.

Eschbach atmet auf. Das Gesicht erhellt sich. Endlich — „seine Leute“.

„Sie kommen, Genosse Wetter! Da sind sie . . .“

Die beiden stehen jetzt in der Mitte des Lustgartens, nahe dem Denkmal eines jener Könige, die eidbrüchig wurden an ihrem Volk.

„Woher stammt die Schalmeienmusik? Die gab es doch vor dem Kriege nicht?“

„Aus Rußland . . .“

„Das weiß ich. Aus welcher Ecke in Rußland, meine ich. Tscherkessen oder Kaukasier, oder — —? Eine eigentümliche Mischung; ländlich idyllisch und kavalleristisch militärisch zugleich. Finden Sie nicht, daß die Sprache des Bolschewismus außerordentlich stark militärisch ist? Ich sehe das aus der ‚Roten Fahne‘. ‚Ecclesia militans‘ muß ich zuweilen denken . . .“

Wie so oft, scheint Wetter auf Antwort nicht zu warten. Er ist ruhig wie zuvor; achtet aufmerksam auf den neuen Massenanzug, während er spricht. Auf die erste Frage weiß Eschbach keine Antwort. Weiß nur, daß er Schalmeien liebt; sie begeistern ihn, wie alles, was Rußland ist. Doch ist das nicht wichtig. Was ihn aber heftig reizt, ist Wetters Wort von der „Ecclesia militans“, der „Streitbaren Kirche“. Er ist beleidigt. Doppelt beleidigt, weil es ihn trifft in einem Augenblick, in dem die große Demonstration der eigenen Partei ihn über sich selbst hinaus-

zuheben beginnt, ihn zum Stück eines Ganzen macht, das er, wenn nötig, mit Nägeln und Zähnen zu schützen bereit ist. Das sagt er denn auch:

„Ich finde es ganz natürlich, daß eine Klasse im Kampf auch Ausdrücke braucht, die Kampfcharakter tragen. Nach meinen Begriffen geschieht es noch viel zuwenig. Schließlich wird die Revolution doch nicht mit schönen Worten gemacht. Oder glauben die Menschen im Ernst, man kann die Welt mit dem Stimmzettel ändern? ...“

„Ändern? Vielleicht glauben sie das; wenn sie auch nicht glauben werden, daß man damit allein den Sozialismus aufbauen kann. Zwei Generationen haben es geglaubt.“

„Aber jetzt doch nicht — das sind doch Narren, die das glauben, keine Führer; oder Betrüger ...“

„Haben Sie eben die Demonstration gesehen?“

„Ja — wieso?“

„Ich meine nur ... Führer können im allgemeinen nur aussprechen, was die Massen auch wollen. Sonst können sie sich nicht halten. Führer, politische Führer in Epochen, wie wir sie haben, sind notwendig immer begrenzt, grobschlächtig und skrupellos. Nur so lange sie so sind, bleiben sie an der Spitze der Apparate. Wohlverstanden: Ich meine, bestimmte Zeiten. Das bringt der Kampf um die Macht zwangsweise mit sich. Das ist überall gleich ...“

„Das glaube ich nicht, Genosse Wetter; Lenin ...“

„... war begrenzt und skrupellos, als der Kampf um die Macht begann.“

„Das ist — das ist — —“

„Lassen wir das, wir wollen darüber nicht streiten. Liebe und Politik haben das eine gemeinsam, daß sie auf ihre Helden nichts kommen lassen wollen. Ich wollte Sie aber auf etwas anderes aufmerksam machen. Sie sagen, man kann mit dem Stimmzettel nicht die Macht erobern. Ein schlechter Marxist, der das nicht weiß. Aber doch gehen Ihre Führer ins Parlament, lassen sich wählen, stellen dort Anträge aller Art. Warum wohl? Betrügen sie, oder betrügen sie nicht?“

„Das ist ganz anders. Damit unterstützen sie nicht den Parlamentarismus. Sie suchen ihn zu zerstören; sie entlarven ihn, denunzieren ihn ...“

„Einen Augenblick: Wenn Sie sich als Parlamentskandidat aufstellen lassen und machen dann bei der großen Masse, die doch nicht Parteimitglieder sind — Propaganda für Ihre Wahl, dann können Sie diese

außenstehenden Massen doch nur dadurch gewinnen, daß Sie ihnen den Glauben beibringen, durch die Wahl von Kommunisten würde alles besser werden. Also stärken Sie doch — für eine Zeit gewiß — die parlamentarischen Illusionen, wie Sie es immer nennen . . .“

„Um sie dann desto gründlicher zu zerstören.“

„Aber erst hinterher. Zunächst — Betrug — wie Sie es selber nennen. Der Zweck heiligt die Mittel. Die alte Moral. Also doch ‚Ecclesia militans‘.“

„Hört auf mit eurem intellektuellen Gequatsch! Platz hier! Rot Front kommt!“

Das sagt eine grobe Stimme. Die beiden sind plötzlich umstellt, werden scharf und brutal gemustert. So festgebissen haben sie sich in ihre Diskussion, daß ihnen nicht zum Bewußtsein gekommen ist, wie sich in kürzester Zeit der riesige Platz ein zweites Mal gefüllt hat. Erwin Eschbach sieht Wetter an. Der erwidert den Blick und lächelt mit einem Ausdruck: „Geschicht uns schon recht.“ Eschbach läuft eine Blutwelle übers Gesicht. Obwohl es „seine“ Genossen sind, die jetzt im Weggehen sagen: „Quatscht euch zu Hause aus“, kommt er sich hilflos vor, als gehörte er nicht dazu. Wieder kommt der Gedanke: „Es ist Blödsinn, sich hier als Zuschauer rumzutreiben, nicht mitzumachen wie jeder Prolet. Das kommt davon, wenn man sich einläßt auf solchen Quatsch. Daß er immer wieder reinfallen muß! Aber jetzt ist wirklich Schluß! Was will er hier mit dem Alten! Studien machen! Lächerlich. Er kann sich höchstens blamieren. Der Alte sieht aus wie ein Kleinbürger, trägt den Hut am Bändel. Unmöglich!“

Eschbach fühlt eine Regung, im Gedränge den Alten zu „verlieren“. Aber das bringt er doch nicht fertig. Sein Ärger verfliegt. Bei dem schnellen, kräftigen Aufmarsch, der exakt und taktmäßig vor sich geht, durchströmt ihn immer lebhafter ein mächtiges Glücksgefühl. Wer ist Wetter? Ein gleichgültiger Irgendwer. Schließlich muß er doch auch begreifen, daß dies etwas anderes ist als die Demonstration der SPD.“

Sie sind bis an die Domtreppe gekommen, wo auch jetzt, wie vorhin, die Arbeitersamariter stehen.

Mit erstaunlicher Schnelligkeit hat sich der riesige Platz ein zweites Mal gefüllt. Ein Meer von Rot; die Banner fehlen. Zahlreiche hellrot leuchtende Transparente spannen sich zwischen dichtgedrängten Gruppen. Überall, auch aus den Massen heraus, leuchtet dies blendende Rot aus Blusen, Schlipsen, Kopftüchern der Frauen und Kinder. Brausender Lärm, gemengt aus Marschritten und Schalmeiengebläse,

erschüttert die Luft. Ein imponierendes Schauspiel starken Wollens. Überraschend für Eschbach spricht der Alte es aus:

„Die Wucht stärker als vorher. Das ist erklärlich. Man sieht es an den Gesichtern, das Elend kommt stärker zum Ausdruck . . .“

Er will noch weiter sprechen, da gibt es einen Zwischenfall, ganz in der Nähe. Von der Seite des Kupfergrabens, von Norden her, sind Gruppen herangekommen, die zahlreiche Transparente tragen. Die Inschriften auf den Tüchern greifen besonders heftig die Sozialdemokraten an: „Nieder mit den Sozialfaschisten! Einheitsfront mit der KPD.“ Zugleich aber führt man im Zuge an einer Stange eine strohgestopfte Puppe: den sozialdemokratischen Polizeipräsidenten Berlins. Auf diese Gruppe stürmt plötzlich ein Zug Polizei, den Trägern die Stange zu entreißen, Sturmriemen unter dem Kinn, in der Faust den Gummiknüppel. Die Demonstranten weichen nicht; im Gegenteil, einen Augenblick hat es den Anschein, als kommt es zum offenen Kampf. In dreifacher Kette drängen die Demonstranten sich, stemmen sich fest auf die Beine, straffen die Schultern, die Augen beginnen zu funkeln. Dann aber kommen aus ihren eigenen Reihen bestimmende Worte; die Stange senkt sich, die Puppe verschwindet. Die Polizei hat sie nicht gepackt. Die Gesichter höhnen; aus den Haufen heraus schallen derbe Worte, von Gelächter begleitet. „Rot Front lebt! Rot Front lebt! Rot — Front le—bt!“ Ein Sturm überbraust auf einmal den Platz; wird plötzlich übertönt von einem gellenden Signal. Gleichzeitig beginnen an mehr als einem Dutzend erhöhten Stellen Redner mit aller Kraft ihre Worte in die Massen zu schleudern.

Eschbach dreht sich herum. Er hört eine bekannte Stimme. Nicht weit von ihnen steht Raskopp auf einer Treppenstufe des Doms. Überraschend tauchen die Redner auf; überraschend verschwinden sie wieder. Vorsicht ist besser als Nachsicht. Eine Partei, die offen den Staat bekämpft, muß immer auf den plötzlichen Zugriff des Gegners gefaßt sein. Die Massen umstellen ihren Mann, lassen niemand heran; nachher wird er abgedeckt. „Rot Front ist verboten — Rot Front lebt!“ — Zahlreiche Zeitungsverkäufer, Broschüren- und Flugblattverteiler umschwirren die Menschenblöcke; beginnen mit jedem, der eine Bemerkung macht, eine eigene Diskussion; stoßen ihn auch mit derben Worten hinein. Es ist nicht leicht, standzuhalten. Wer aber widerspricht, ist im Handumdrehen von einer Schar gespannter Gesichter umgeben, zwischen deren Hirnen und Fäusten kein weiter Weg ist. Eine bestimmte Technik hat sich herausgebildet, mit provozierenden

Gegnern abzurechnen. Der Gegner ist immer ein Provokateur. Wie kann es auch jemand wagen, inmitten zehntausender Gleichgestimmter seine beleidigende Meinung zum besten zu geben! Ein Wink — und zwei, drei Mann springen aus der Reihe, geben ihm die verdiente Abreibung — ein Sprung, sie sind wieder zurück, marschieren weiter in Reih und Glied. Niemand weiß, wer sie waren.

Man muß sich schützen, beizeiten sich schützen. Das Gesetz schützt nur seine Freunde.

„Hütet euch vor Provokateuren!“

Raskopps metallene Stimme hackt die Worte wie eine Stanze. „Wir haben in Deutschland eine Diktatur. Das Parlament ist ausgeschaltet. Mit Notverordnungen wird regiert. Man benutzt die Verfassung, um die Verfassung aufzuheben. Die Sozialdemokratie und die Gewerkschaften aber sind schuld daran. Gerade jetzt sabotieren sie wieder, daß die Metallarbeiter streiken. Sie tolerieren eine Regierung, die der Schrittmacher des Faschismus ist. Die Nazis sind Betrüger. Sie reden gegen den Youngplan, in Wahrheit sind sie bereit, ihn anzunehmen, wenn sie nur erst in der Regierung sitzen. Rußland allein ist frei vom Kapitalismus. Rußland allein baut auf. Die KPD. aber ist die einzige Partei, der es Ernst ist mit der nationalen und sozialen Befreiung des Volkes, das wird sie beweisen. Rot Front lebt und wird immer leben! Rot Front, Genossen!“

Die letzten Worte werden mit Wucht gehämmert. Wie eine Suggestion ergreifen sie die Massen; pflanzen sich weiter über den riesigen Raum. Starker Wille, sprühender Haß gehen sekundenlang wie unterirdisches Beben durch die Massen.

Mit einem Schlage enden die Redner. Wieder gellen Signale.

Eine halbe Stunde später schon überqueren Autos den Platz. Spaziergänger trotten an den Seiten; Museumsbesucher; Müßige reckeln sich auf den Stühlen der Promenaden.

Hunderttausend und noch einmal Hunderttausend, die hier nacheinander ein Bekenntnis abgelegt, daß die Welt eine andere werden muß, sind weggeschluckt, als wären sie nie gewesen.

Verhaftung

Wetter und Eschbach bleiben zusammen. Sie gehen die Linden nach Westen hinunter, an der Universität vorüber. Der Alte scheint heute nicht müde zu werden. Er hat vorgeschlagen, noch einen Kaffee zusammen zu trinken.

Mitten im Gedränge fühlt Eschbach sich plötzlich hart angestoßen. Jemand drückt sich eilig an ihm vorüber; ein scharfes Zischen dringt an sein Ohr: „Vorsicht!“ Im Augenblick ist der Jemand verschwunden. Eschbach sieht nur noch seinen Rücken.

Auch Wetter scheint etwas bemerkt zu haben. „War da nicht wieder der Russe?“

Eschbach zuckt nur die Achsel: „Ich hab' nichts gesehen.“ In Wirklichkeit ist er tief erregt. Was soll das heißen? Jetzt, wo er seit Wochen sich wieder ganz sicher fühlt? Spielt Jaffke wirklich ein doppeltes Spiel, wie manche behaupten?

Ihm wird auf einmal unbehaglich. Er strebt danach, aus dem Gedränge herauszukommen, er will das Terrain überschauen können, in eine ruhige Straße einbiegen. Das tut er denn auch; nennt ein Café in der Nähe des Wintergartens, in dem sie ungestört sitzen können. Als sie hinter die Bibliothek in die Prinz-Louis-Ferdinand-Straße kommen, sieht er sich noch einmal vorsichtig um. Der große Strom hat sich schon verlaufen; hier ist niemand, der ihn verfolgen könnte. Die wenigen Menschen hier scheinen in eigene Gespräche vertieft.

Fünf Minuten Weg noch, dann sitzen die beiden sich in einem kleinen Café gegenüber, bei einer Diskussion, die sie der Gegenwart völlig entrückt. Noch nie hat Eschbach den Alten so lebhaft gefunden. Nichts von der alten Art, nicht geradlinig einzugehen auf das, was der andere sagt. Er scheint verwandelt. Den Schlapphut hat er ins Genick geschoben, drückt die Lehne des Stuhles zurück, rollt während des Sprechens den Stock über die mageren Knie.

Mit leichtem Geplänkel beginnt das Gespräch. Sie sprechen über die „Gewalt als Geburtshelfer der Geschichte“. Beide sind einig darüber, daß ohne gewisse Gewaltanwendung das Ziel nicht zu erreichen ist;

aber es zeigt sich schnell, daß sie die Bedeutung dieser Gewalt verschieden einschätzen. Erwin Eschbach hat bei allem, was er denkt, den Kampf in Rußland vor Augen. Wetter aber lebt in der deutschen Tradition.

„Die Proletarier brauchen eine Wehrorganisation. Sie brauchen auch Waffen, wenn nicht legal, dann illegal. Sie müssen genau wissen, wo und wie sie im Ernstfall sie anzuwenden haben.“

Das sagt Erwin Eschbach.

„Vielleicht brauchen sie Waffen, ich weiß es nicht sicher; in erster Linie aber brauchen sie klare Köpfe.“

Das sagt Jakob Wetter. Ein Florettgefecht hat begonnen.

„Vom bloßen Diskutieren kriegen sie keine klaren Köpfe.“

„Von Barrikadenromantik schon gar nicht.“

„Schritte müssen gemacht werden, das sagt schon Marx.“

„Aber keine falschen.“

„Warum falsch? Ich will Ihnen etwas sagen, Genosse Wetter: Über die Barrikadenromantik haben gewisse Leute sich schon im Kriege lustig gemacht. Und dann — dann stiegen Russen und Deutsche auf Barrikaden. Jene Leute aber sind bei den Kapitalisten gelandet.“

„Wollen wir alles Persönliche lassen! Hüben und drüben gibt's Überläufer — —“

Wetter sieht den Jungen ohne Erregung an, beruhigend und begütigend. — — „Ich möchte also sagen, die Tatsache, daß Barrikaden gebaut werden, ist noch kein Beweis für ihre Notwendigkeit. Ich leugne nicht — ich kann es nicht leugnen —, daß sie gebaut werden, auch in Zukunft gebaut werden können. Aber ich muß mich fragen, ob sie ein geeignetes Mittel für den zukünftigen Klassenkampf sind. Zweierlei stimmt mich bedenklich. Erstens: wenn in einer Epoche wie der gegenwärtigen, in der die geistige Orientierung bei den Massen so gut wie verloren ist — denken Sie an die wahnwitzige Überschätzung alles Physischen, Sportlichen, Materiellen und so weiter —, wenn da auch unsere Bewegung die Predigt der Gewalt in den Vordergrund stellt, wo führt das hin ...“

„Ja, aber — —“

„Einen Augenblick noch! Ich muß auch das zweite sagen; das hängt mit dem ersten zusammen. Denken Sie daran, daß heute in der Hand des Kapitals ganz andere materielle Hilfsmittel konzentriert sind als früher. Denken Sie an die Möglichkeit des Einsatzes von Bombenluftschiffen, Giftgasen, Tanks. Was sind dagegen ein paar Pistolen? Ein

paar Barrikaden? Ich habe in meiner Jugend auch anders gedacht. Immer die Revolution im Munde gehabt. Ich bin vorsichtig damit geworden. Mag der Kapitalismus faulen — ganz sicher fault er —, aber er hat auf der Welt im ganzen noch große Reserven. Marx hat sich damals — achtundvierzig — auch gründlich geirrt, als er glaubte, es könne schon damals der Umsturz kommen. Aber er hat auch die Konsequenzen gezogen: erst gründliche Vorbereitung der Proletarier — —“

„Das war damals, aber nicht heute. Sollen sie sich so lange vorbereiten, bis sie zusammen mit dem Kapitalismus verfaulen?“

„Wenn das geschieht, geschieht es mit und ohne Barrikaden.“

„Das ist doch Fatalismus, Genosse Wetter. Sie glauben, scheint's, überhaupt nicht mehr an die Kraft der Proletarier. Entschuldigen Sie, daß ich das sage, aber ich muß es einmal aussprechen.“

In der Tat hat Eschbach diesen Vorwurf schon oft aussprechen wollen, ist aber immer zurückgeschreckt. Jetzt ist es heraus. Die Erregung des heutigen Tages hat es geboren. Er sieht auf den Alten, als erwarte er heftiges Aufbegehren. Der aber bleibt ganz unbewegt; sieht nicht einmal auf. So fährt Erwin Eschbach fort, anfangs ein wenig zögernd, dann hastig die Worte sprudelnd:

„Ja, was ich sagen wollte — Sie haben, wenn ich richtig gehört habe, einmal gefordert, daß man die Gewalt überhaupt nicht propagieren dürfe — —“

„Nicht im Vordergrund — —“

„Meinetwegen — und dann, daß wir uns gegen Giftgase und Tanks nicht wehren können. Nicht wahr?“

Wetter schweigt. Oder lächelt er etwas ironisch? Warte nur! Erwin Eschbach hat einen starken Trumpf.

„Ich halte diese Ansicht für völlig falsch. Meiner Meinung nach müssen wir uns aufs engste an die Wirklichkeit anschließen. Die Wirklichkeit aber ist so, daß — je näher die entscheidenden Auseinandersetzungen zwischen den Klassen rücken — und daß das geschieht, kann doch niemand leugnen — daß dann auch die materielle Gewalt in den Vordergrund rückt. Das Geistige tritt zurück. Es ist wie im Kriege. ‚Wenn Mars spricht, haben die Musen zu schweigen.‘ Ich meine: in den Augenblicken aktiven Aufeinanderprallens kann man nicht geistig diskutieren. Mögen die Diplomaten und Juristen vorher und hinterher so viel knobeln, wie sie können, im entscheidenden Augenblick sind sie nur hinderlich. Mag man über die Nazis denken, wie man will — ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich ihr Programm teils

für Betrug und teils für Utopisterei halte —, aber eins haben sie begriffen, daß man den Kampf um die Macht führen muß mit allen, aber auch wirklich mit allen Mitteln. Und dagegen kann man nicht mit rein geistigen Mitteln angehen. Das ist das eine. Und das andere, was ich sagen wollte, ist das: Mögen unsere Gegner alle möglichen Hilfsmittel haben: Giftgas und Tanks und die ganze Reichswehr und die ganze Polizei — mögen sie alles haben, was sie wollen —, im Ernstfall entscheidet das nicht. Im Ernstfall liegen die Dinge doch so: Einer großen revolutionären Aktion gehen eine Reihe Erschütterungen voraus. Eine labile Situation ist da. Bis die anderen ihre Reichswehr und Tanks und, was weiß ich, in Bewegung bringen, bleibt immer eine gewisse Spanne, in der es darauf ankommt, wer die Vorhand kriegt. Da kann auch die kleinste Waffe von Wichtigkeit sein. Das muß doch jeder begreifen . . .“

Erwin Eschbach hat so laut gesprochen, daß es jetzt, als er aufhört, ihm selber auffällt.

Er sieht sich um und bemerkt, daß man von verschiedenen Tischen aus ihn beobachtet. Ist man ihm doch gefolgt? Wer will was von ihm? Am liebsten spränge er auf und liefе davon. Aber das geht nicht, wäre auch zwecklos. Er irrt sich auch wohl; sie sehen schon wieder weg. Das kommt vom lauten Sprechen.

„Wollen wir leiser sprechen . . .“

Wetter sieht sich um; er bemerkt nichts.

Er hat nachdenklich dagesessen, die Fingerspitzen der Hände gegeneinandergedrückt. Das ist seine Art. „Hat nichts zu befürchten“, denkt Eschbach ärgerlich. Er ist eine Zeitlang unaufmerksam, kommt nicht los von argwöhnischen Gedanken. Erst allmählich, bei einer neuen Tasse Kaffee, gibt er sich wieder der Diskussion hin; sieht nur alle fünf Minuten plötzlich um sich; kann aber nichts Verdächtiges mehr entdecken. Schließlich vergißt er es ganz.

Es ist ziemlich ruhig hier, trotzdem sie dicht an der Straße sitzen, bei offener Tür. Wie fernes Grollen dringt das Geräusch der Züge vom Friedrich-Bahnhof bis hierher. Drüben, an der Gegenseite der Straße, macht sich ein Chauffeur mit seinem Wagen zu schaffen. Das gibt ab und zu ein störendes Rattern.

„Das letzte, was Sie sagen, finde ich wichtig und — im ganzen auch richtig . . .“

Wetter spricht, ohne aufzusehen, immer wieder die Fingerspitzen bindend und lösend: „Sie haben sicher recht, daß solche labilen

Situationen eintreten können. Geschichtlich läßt sich das stützen. Ich muß auch zugeben, daß Sie vermutlich recht haben, anzunehmen, daß die sogenannten modernen Angriffswaffen leicht auch dem Angreifer selbst gefährlich werden können. Aber diese Tatsachen beweisen noch nichts für unsere Hauptsache. Ich habe den Eindruck gewonnen, Sie neigen allzusehr zu der Ansicht, man könne Revolutionen machen . . .“

„Das kann man in bestimmtem Sinne — und muß man —, wenn ein bestimmter Reifegrad ökonomisch und ideologisch vorhanden ist.“

„Ja — wenn — — das ist die Frage. Und die zweite Frage ist die, auf welche Weise, mit welchen Mitteln man vorzugehen hat. Oder sagen wir noch konkreter: Wie muß die Klasse organisiert, vorbereitet sein, wenn sie revolutionär handeln soll? Sind diese Organisationen da? Vielleicht sagen Sie — in Rußland — — et cetera; aber Sie werden mir sicher zugeben, daß das, was in Rußland bei verhältnismäßig gering entwickelten kapitalistischen Verhältnissen möglich war, bei riesigem bäurischem Analphabetentum und — na — das wissen Sie ebensogut wie ich —, daß das bei uns nicht möglich ist. Da fällt mir übrigens etwas ein, etwas Literarisches. Das drückt den Gedanken, den ich sagen will, aus. Ich lese augenblicklich — —“, Wetter sieht schmunzelnd Eschbach an, spitzbübisch lächelnd wie ein Junge, „ich lese augenblicklich Coopers ‚Letzten Mohikaner‘. Im englischen Original. Der alte Cooper muß ein verhinderter Staatsmann gewesen sein. Ein nobler Kerl. Aber lassen wir das. Da finde ich jedenfalls folgende Stelle . . . Das ist die Szene, in der sich Falkenauge, Chingachgook und Unkas mit ihren Schützlingen, dem englischen Major Heyward und den beiden Damen Cora und Alice, in der Felsenhöhle mitten im Glenn-Fall versteckt haben. Sie werden entdeckt und von den Huronen angegriffen. Die beginnen den Strom zu durchschwimmen, sie selber liegen hinter Bäumen und Blöcken versteckt auf der Strominsel. Sie erinnern sich sicher an diese Stelle. Es ist ein Augenblick höchster Spannung. Die Köpfe der schwimmenden Indianer tauchen bereits dicht vor der Insel auf. Der Major zittert vor Aufregung; kann sich kaum zurückhalten. Und jetzt schreibt Cooper, beinahe wörtlich, folgendes: ‚Diese Gelegenheit hielt der Kundschafter für passend, dem ungeduldigen jungen Unkas eine Vorlesung über den richtigen Gebrauch der Feuerwaffen zu halten. Er sagt ihm etwa: Von allen Waffen ist die Büchse mit langem Lauf und tadellosem Zug in einer geschickten Hand die allergefährlichste. Allerdings gehört dazu ein kräftiger Arm,

ein rasches Auge, umsichtiges Laden... na und so weiter... das genügt ja. Mir will scheinen, daß hierin etwas Wesentliches gesagt ist, was auch noch auf unsere Situation paßt. Erziehung, Klärung, Schulung ist das Notwendigste; stetige Einheit von Geist und Physis; auch mitten im Kampf noch; und gerade mitten im Kampf.“

„Das ist selbstverständlich. Das tun wir auch, mehr als alle andern.“ Die Worte fliegen Eschbach heraus. Seine Finger trommeln den Tisch. Er spricht es nicht aus — er möchte den Alten nicht beleidigen —, aber diese literarische Abschweifung kommt ihm typisch vor. Wetter liest Cooper. Ausgerechnet! Flucht in Vergangenheit! — Weiter ist das nichts. Aber so ist er. Immer kommt er mit so was. Es hat kaum Zweck, zu diskutieren... .

Eschbach kommt nicht dazu, die stillen Gedanken weiterzuspinnen. Wetter läßt sich nicht unterbrechen. Er verfolgt ein bestimmtes Ziel. „Mag sein, daß Sie das tun — ich meine, daß Ihre Partei zu schulen sucht —, aber es kommt darauf an: wie! Entschuldigen Sie — im Alter läßt man sich Zeit, obwohl man es eigentlich eiliger haben sollte als die Jugend — aber ich muß noch einmal auf das vorhin Gesagte zurückkommen. Wir sind uns wohl einig darüber, daß der Ausbruch von ernststen sozialen Revolutionen an gewisse Voraussetzungen gebunden ist; in erster Linie an eine gewisse Reife der allgemeinen Situation; ökonomisch und ideologisch. Über das Ökonomische brauchen wir nicht zu reden. Im ganzen sind wir sicher einig, daß die bestehenden Produktions- und Eigentumsverhältnisse zu Fesseln für die Entwicklung der Produktivkräfte geworden sind. Die Krisen als ‚normale‘ Erscheinungen des Systems nehmen heute immer intensiveren und weltumspannenderen Charakter an. Gut! Sichere objektive Anzeichen für das Versagen eines Produktionssystems! Wie aber steht es mit der ideologischen Reife? Dazu gehört nach meiner Meinung — zum mindesten im Gebiet des hochentwickelten Kapitalismus mit Zehnermillionen Proletariermassen — einmal: Klarheit, helles Klassenbewußtsein wirklich großer Massen; und zweitens entsprechende Organisation, als Kristallisation dieses Bewußtseins gewissermaßen. Umsetzung des Bewußtseins in entsprechende materielle Wirklichkeit. Ich möchte noch etwas vorwegnehmen, damit Sie nicht mißverstehen: Ich gebe also zu, daß gewisse technische und militärische Faktoren im Kampf um die Macht sehr beachtet werden müssen und daß sie von einer verhältnismäßig kleinen Kerntruppe zum mindesten in Angriff genommen werden können. Aber zum Gesamtkampf ist Voraussetzung

eine Massenorganisation, eine wirklich klassenbewußte. Haben wir die schon, so wie sie sein muß? Eine bittere Frage, aber notwendig . . .“

„Die SPD. ist es allerdings nicht.“

„Ist es die KPD.?“

„Ja!“

Es kommt heftig, wie ein Hieb. Erwin Eschbach ist schwer gereizt. Wetter blickt auf und sieht ihn an. Das Gesicht des andern drückt offene Feindschaft aus. Wetter schweigt einen Augenblick. Auch über sein Gesicht flutet jetzt eine dunkle Welle. Seine Stimme hat einen Unterton, als er fortfährt:

„Wollen wir das untersuchen. Oder vielmehr: Wie wollen Sie das beweisen?“

Eschbach möchte am liebsten die „zwecklose“ Diskussion abbrechen. Er schweigt deshalb; dann aber besinnt er sich:

„Ich will Ihnen etwas sagen, Genosse Wetter. Wenn Ihre Theorie richtig ist, dann können wir einpacken mit aller Revolution. Bis der letzte Proletarier ‚klassenbewußt‘ ist, ist alles im Dreck versunken. Es kommt doch wirklich nicht darauf an, bis der letzte Dummkopf einen Kursus in Ökonomie durchgemacht hat, ein Halbintellektueller geworden ist, sondern daß ein Kerntrupp vorhanden ist, der weiß, was er will, richtig manövriert. Der hat die Massen zu führen, ihnen den richtigen Weg zu zeigen. Das ist es, was Lenin Neues gebracht hat: seine Idee einer Partei von Berufsrevolutionären. Das muß auch bei uns durchgeführt werden, natürlich auf unsere Verhältnisse übertragen. Das muß aufs straffste organisiert sein. Eiserne Disziplin, so wie sie die Bolschewiken haben.“

Für Eschbach ist jetzt jede Schranke gefallen. Hier sitzt vor ihm, seiner augenblicklichen Meinung nach, ein sturer Gegner, dem man die Zähne zeigen muß.

Wetter hat wieder aufmerksam hingehört; jetzt aber geht er aus seiner bequemen Haltung heraus, richtet sich gerade, stellt den Stock zwischen die Beine, beide Hände fest um den Knauf:

„Jetzt sind wir beim Wesentlichen, lieber Freund. Da sehe ich in der Tat noch keine Brücke. Sie — Sie sind derjenige, der im Grunde nicht an die Eigenkraft und das Klassenbewußtsein der Masse glaubt . . .“

„Wieso? Das ist Unsinn!“

„Entschuldigen Sie — das scheint mir kein Unsinn zu sein. Ich will jetzt gar nicht von Rußland sprechen, wo meiner Meinung nach die

Masse der Proletarier mehr Objekt als Subjekt der Entwicklung ist. Ich will von Deutschland und Ihrer Praxis hier sprechen. Und da lautet die Frage: Was hat Ihre Partei getan, um das Klassenbewußtsein der Proletarier zu wecken, zu formen et cetera? Wie macht sie das? Das wäre die zweite Frage. Und das steht meiner Meinung nach so: Anerkannt die hohe Summe temperamentvoller Gesamtarbeit; als Arbeit an sich. Aber weiter — im Grunde glauben Ihre Führer nicht an die Masse, sie suchen mit ihr zu manövrieren. Sie arbeiten mit doppeldeutigen Parolen. Sie bekämpfen den Reformismus und stellen zugleich reformistische Forderungen auf; wenn die auch fünfzig Prozent weitergehen mögen als unsere. Sie bekämpfen den Parlamentarismus und machen ihn mit. Mit solchen Parolen und Übergangslösungen, so nennen Sie das wohl, suchen sie die Proletarier in Aktionen zu treiben, scheitern natürlich und erwarten davon Zerstörung der Illusionen der Masse und eine höhere Stufe des Bewußtseins, und so immer weiter; eine Art Erziehungsstrategie Wissender an Dummen; die Strategie der Magier gegenüber Laien. Erlauben Sie mir zu sagen, daß ich das letzten Endes für unorganisch und dumm halte. Eine kapitalistische Taktik, bei der die Massen Objekt bleiben. Meiner Auffassung nach ist ein Sieg in entwickelten Ländern nur möglich, wenn ein genügend großer, entscheidender Teil der Klasse bewußt geworden ist. Die Voraussetzung, wohlverstanden: die Voraussetzung sozialistisch-revolutionärer Aktionen muß helles Bewußtsein sein. Ich habe aus Ihren Ausführungen den Eindruck gewonnen, daß Sie sich den Prozeß der Revolution ganz opportunistisch als eine schrittweise, apparat-gelenkte Entwicklung vorstellen. Ich aber bin des Glaubens, daß es ein dialektischer Prozeß ist, nicht zuletzt des Umschlags des Bewußtseins der Massen, die die revolutionären Notwendigkeiten aus der Wirklichkeitssituation erfassen und zu verwirklichen suchen, und zwar — und das scheint mir ganz natürlich — fast immer über die Köpfe aller sogenannten Führer und Apparate hinweg. Wobei ich nicht etwa die Bedeutung der Parteiarbeit verkennen will. Aber sie muß mehr eine regelnde als eine vergewaltigende sein. Das, was aus den Massen im Wirklichkeitsprozeß geboren wird, das gilt es zu formen; nicht aber: von oben zu dekretieren . . .“

„Und das macht die SPD?!“

Erwin Eschbach kann sich kaum noch halten. Soviel Unsinn auf einem Haufen glaubt er noch nie gehört zu haben. So ein Blödsinn! So ein Blödsinn! Will der nicht verstehen?! Oder — —

„Entschuldigen Sie noch einen Augenblick. Ich bin gleich am Ende. Ich begreife vielleicht Ihre Abneigung gegen die SPD., obwohl ich für falsch halte, wenn Ihre Partei immer nur die Schuld der anderen sieht, gar nicht daran zu denken scheint, welch gerütteltes Maß von Schuld sie selber an der Entwicklung tragen könnte. Aber ich will nur meinen Gedanken zu Ende führen. Eine Klassenpartei muß meiner Ansicht nach immer und um jeden Preis die Wahrheit sagen, das heißt den Stand der Wirklichkeit darlegen. Sie darf sich nicht dümmer stellen, als sie ist. Das tut die KPD. in ihrer Taktik. Das führt aber zwangsläufig zu Enttäuschungen und Rückschlägen. Am Ende werden sogar die Gegner die Nutznießer solcher Taktik sein. So wie jetzt die Nazis den Erfolg einkassieren einer rein negativen Bekämpfung des kapitalistischen Systems und der Bonzen et cetera. Systematische Anwendung von Lüge, halben Wahrheiten und allem, was damit zusammenhängt, kann — wohlverstanden unter unseren Verhältnissen — nicht zu Erfolg führen. Es bringt Verhetzung, aber keine Klärung... Ja, das wäre wohl alles, was ich zunächst zu sagen hätte. Und nun sprechen Sie.“

Jakob Wetter hat sich wieder zurückgefunden. Er hat jetzt nur die Beredtheit des Alters, ohne Schärfe des Tons. Erwin Eschbach aber ist „fertig“ mit diesem „Greis“. Ein Jammer, seine Zeit mit diesem Geschwätz verloren zu haben. Wozu überhaupt noch antworten? Die Genossen im Lustgarten haben ganz recht gehabt: Intellektuellengequatsch. Aber etwas will er noch sagen, und dann ist Schluß. Er sieht nach der Uhr...

„Mögen Sie sagen, was Sie wollen, Genosse Wetter, ich kann mich nur an die Tatsachen halten. Ihre sogenannte Massenpartei hat bis heute nichts zustande gebracht als Verrat an der Arbeiterklasse; und die Gewerkschaften nicht vergessen, die jeden Streik zu verhindern suchen. Jetzt wieder den Metallarbeiterstreik.

Immer neuer Verrat: Vom Krieg angefangen bis zur jetzigen Tolerierung der Notverordnungen. Was hat sie denn geopfert, und was haben wir geopfert? Wer bekämpft den Kapitalismus? Sagt die SPD. überhaupt noch etwas Ernsthaftes gegen den Kapitalismus? Sie stützt ihn, und weiter nichts. Schließlich wird sie noch den Faschismus tolerieren. Ich kann nicht begreifen, wie ein anständiger Mensch noch in solcher Partei atmen kann!“

So! Jetzt ist das Letzte heraus. Erwin Eschbach fühlt sich direkt erleichtert. Und jetzt ist Schluß. Er sieht erneut nach der Uhr.

„Ich muß jetzt leider . . .“

Einen Augenblick sieht es aus, als ginge ein Zucken über Wetters Gesicht. Aber er sagt nichts, greift seinerseits nach der Uhr: „O ja, Sie haben recht — —“ Er erhebt sich schwer, stützt sich matt auf den Stock. Plötzlich wendet er sich noch einmal dem Jungen zu; spricht mit sonderbarer Betonung: „Denken Sie mal daran, was ich jetzt sage. Wir stehen — am Anfang, vor einem großen Auflösungs- und Neubildungsprozeß. Alle Parteien, alle Organisationen kommen in einen furchtbaren Schmelztiegel . . . Na ja — — warten wir ab — es ist alles sehr schwer — — aber es geht nicht anders — —“

Erwin Eschbach hört die Worte, aber er ist jetzt ohne Interesse dafür; hat es eilig, wegzukommen. Er antwortet nicht; geht dem Ausgang zu. Drüben steht immer noch der Chauffeur, murkst an dem Wagen herum. In diesem Augenblick stehen zwei Herren am Nebentisch auf; gehen gleichfalls zur Ausgangstür; treffen mit Eschbach dort zusammen. Der eine macht eine flüchtige Bewegung nach der inneren Rockseite zu; sagt leise:

„Sie kommen mit! Vermeiden Sie jedes Aufsehen!“

Erwin Eschbach schrickt zusammen; wird blaß.

„Was soll das heißen? Was wünschen Sie von mir?“

Wie hilfesuchend wendet er sich nach Wetter um. Der hat zuerst gedacht, Eschbach hat Bekannte getroffen. Jetzt aber hat er begriffen. Auch er ist vor dem Kriege einmal von der Straße weg verhaftet worden.

„Entschuldigen Sie, meine Herren, hier liegt wohl ein Mißverständnis vor. Ich kenne den Herrn, kann Ihnen jede Auskunft geben. Hier ist mein Paß . . .“

Der Beamte winkt nur grob mit der Hand; wendet sich wieder an Eschbach. Jetzt fährt der Chauffeur heran.

„Gehen Sie! Schnell! Ich sage Ihnen noch mal — machen Sie sich nicht auffällig!“

„Was ist denn nur?!“

Wetter geht hastig bis an den Wagen. Eschbach dreht den Kopf zurück. Es sieht aus, als wolle er etwas sagen. Es folgt aber nichts.

Schon ruckt der Wagen an. Da ruft Jakob Wetter laut: „Ich werde für alles sorgen.“ Ein paarmal läuft er trippelnd wie ratlos hin und her. Dann eilt er hastig an die nahe Ecke, steigt in ein Auto, fährt dem anderen Auto nach, bis es nahe am Alex in ein Seitentor des Präsidiums einbiegt.

In der Kolonie

Die Kolonie, wo Brinkmann und Riebe wohnen — auch Uprecht ist vor einigen Wochen eingezogen — hat ihre eigene Sensation. Herta Riebe, die Tochter — eben erst achtzehn — hat einen Fünfunddreißigjährigen geheiratet. Boshafte sagen: Heiraten müssen. Wie meist in dieser Gesellschaft haben die Boshafte recht; wenigsten einen Schein des Rechts.

Gustav Riebe hat schwere Tage gehabt. Heftig hat er der Heirat widerstrebt. Aus manchen Gründen. Für ihn ist Herta ein Kind. Sein Kind. Sein einziges Kind. Plötzlich soll er es missen. Das Lachen — das Schmeicheln — das Streicheln, wenn er Geschenke gebracht. Für wen soll er jetzt noch schuften? Immer nur Arbeit und Ärger. Außerdem — der Schwiegersohn paßt ihm nicht. Äußerlich nicht und sonst nicht. Er ist zu alt für das Kind; hat Ansatz zum kahlen Kopf. Gustav Riebe erschauert, malt er sich alle Folgen aus. Er kann mit dem Mann nicht sprechen, hat keine Berührungspunkte. Er ist kein Parteigenosse, nicht einmal Sympathisierender, macht kaum ein Hehl daraus, daß er den „Rechten“ nahesteht. Bisher hatte Gustav Riebe niemals nachgedacht, was für Folgen damit verbunden sein könnten. Damals, als er Emilie heiratete, war das kein Problem. Jetzt fühlt er genau, daß es nicht gleichgültig ist. Auch wenn man sich hundertmal sagt: Liebe ist nicht an Parteien und Klassen gebunden. — Immer wieder kehrt die Frage: Ist sie es doch? —

Den Sommer über ist die Hölle im Hause gewesen, Herta hat er kaum zu Gesicht bekommen. Und wenn — dann hat es Schweigen und Tränen gegeben. Mit Emilie aber ist es zu Szenen gekommen, wie nie zuvor in ihrer zwanzigjährigen Ehe. Skandal am Morgen; Skandal noch um Mitternacht. Keine ruhige Stunde mehr. Bis plötzlich Emilie herausgeplatzt, daß die beiden heiraten müssen; müs—sen! Im ersten Augenblick hat er gar nicht verstanden. Sein Gesicht hat sich sogar zu einem Grinsen verzogen. Dann wieder war's wie ein Hammerschlag vor den Kopf. Am Ende hat er gebrüllt: „Du hast die Schuld. Du hast sie verkuppelt. Eine Kupplerin bist du.“ Emilie ist die Antwort nicht

schuldig geblieben. Und dann hat das Wort „Scheidung“ auf beider Lippen gelegen.

Gleichzeitig hat der Klatsch in der Kolonie begonnen . . . Der Himmel weiß, durch welche Ritzen intimste Geheimnisse sickern. Riebe ist froh gewesen, daß er durch die nahende Wahl und den nahenden großen Streik mehr noch als früher von Hause abwesend war. So nur ist er der Bitterkeit Herr geworden, in diesen Wochen nichts andres als Portemonnaie zu sein. Schwer, sehr schwer verdiente Tausende sind für die Aussteuer draufgegangen. Mehrmals noch hat er versucht, sich mit starken Worten zu wehren; hat hierbei aber nicht nur Emilie, sondern auch seine Herta zum offenen Gegner gehabt. Das Ende war immer der Sieg der Frauen. Das Schlimmste aber — das, was die Kolonie so bewegt — ist zum Schluß gekommen. Hertas Verlobter und seine Eltern haben auf „kirchlicher Trauung“ bestanden.

Noch einmal hat Riebe zum Äußersten angesetzt. An sich wäre ihm die Geschichte bei Fremden gänzlich schnuppe gewesen. „Laß dem Kind die Bulette“, hätte er wohl in solchen Fällen gesagt. Aber dies mit Herta ist anders. Er, Gustav Riebe, ist Mitglied im Freidenker-Verband. Praktisch kümmert er sich nicht viel darum, hat keine Zeit dazu; manchmal quatschen die Leute auch allzuviel nach seinen Begriffen. Immerhin liegt es auf der Linie. Der Verband ist stark in der Kolonie. Auch Emilie ist eingekauft für Feuerbestattung. Er hat auf die Konsequenzen hingewiesen; hat den ganzen Ärger vorausgesehen. Auch hier ist er bei den Frauen auf kein Verständnis gestoßen. „Nun gerade“, hat Emilie gesagt, „und wenn sie alle platzen . . . Die ärgern sich über die gute Partie. Oder ist es dir lieber? — —“

Am Schluß stand immer die Drohung, die jeden Widerstand niederschlug.

Jetzt ist die Hochzeit vorüber. Aber nicht vorüber der Klatsch in der Kolonie. Da sind zu viele, die mit den „Bonzen“ ein „Hühnchen zu rupfen“ haben. Am liebsten verschwindet Riebe, wenn niemand ihn sieht. Ist er aber im Hause, dann ist er meistens allein. Emilie fährt beinahe jeden Tag zu den jungen Leuten. Die wohnen in Potsdam. Wie sie sagt, muß sie einrichten helfen. Dann sitzt der Mann trübsinnig in der Veranda; starrt in den Garten. Er hat die Lust verloren, wie früher darin zu arbeiten. Die einzige, die ihm Gesellschaft zu leisten versucht, ist Minna. Auch heute macht sie sich, wie zufällig, in der Veranda zu schaffen.

Es wird schon Dämmer. Der Abend kommt früh. Es ist Anfang

September. Hier, in der Nähe des Waldes, schleiert der Nebel durch die Gärten. Wie immer im Haus, ist Riebe ohne Kragen, trägt seine roten Hausschuhe. Ohne eigentlich nachzudenken, beobachtet er im Liegestuhl, wie der Wind die Blätter der Gartensträucher über die Asternbeete treibt. Eine Sehnsucht wird in ihm wach, mit allem Schluß zu machen, was ihn in der Großstadt und hier in der Kolonie festhält: Sonntagvormittag — Sonnenschein — ein Boot im Schilf — eine Angel in der Hand — das ist sein Traum.

„Na, Minna?“ Er sagt es leise, beinahe zärtlich.

„Soll ich Ihnen was bringen, Herr Riebe?“

„Ich weiß nicht, Minna.“

„Sie sind jetzt so allein, Herr Riebe, seit Fräulein Herta verheiratet ist.“

„Ja, Minna — so machen sie es mit uns — —“

„Meine Schwester hat sich auch verheiratet vor vier Wochen.“

„Wie, Ihre Schwester?“

Das sagt er mechanisch; starrt auf die leise flatternden Vorhänge der Veranda. Minna ist an der Zimmertür stehengeblieben.

„Soll ich Licht machen, Herr Riebe?“

„Nein, nein! Es ist gerade gut so. Setzen Sie sich doch, Minna!“

„Herr Riebe . . .“

„Quatsch! Setzen Sie sich. Was sagten Sie? Wo sind Sie eigentlich geboren, Minna?“

„Bei Landsberg an der Warthe . . .“

„Auf 'm Dorf?“

„Ja, auf 'm Dorf; in Fahlenwerder.“

„Haben Sie mehr Geschwister?“

„Außer der Schwester noch einen Bruder.“

„Was macht der?“

Minna zögert mit der Antwort; streicht an der Schürze hin und her. Als Riebe sie aber wartend ansieht, seufzt sie und sagt:

„Gar nichts, Herr Riebe. Der hat den Eltern schon vielen Kummer gemacht. Arbeiten will er nicht. Dabei gibt's in der Wirtschaft Arbeit genug. Vater ist alt und kann nicht mehr so. Immer nur will er Geld. Auch an mich hat er wieder geschrieben. Dabei ist er groß und stark. Die Eltern haben geschrieben, er ist bei den Nationalsozialisten. Sie sehen ihn gar nicht mehr. Sie haben Angst, ihm passiert was. Er trinkt so viel . . .“

Riebe antwortet nicht sofort. Er gibt nur einen ächzenden Laut von

sich. Im Innern denkt er: Alles Dreck, wohin man sieht. Plötzlich gibt er sich einen Ruck; steht auf.

„Lassen Sie 'n laufen, Minna. Heute ist alles verrückt. Die ganze Politik ist verrückt. Soll jeder nach seiner Fassung selig werden! Wenn man nur selber Ruhe hätte! — Haben Sie keinen Schatz, Minna?“

Er geht einen Schritt auf sie zu; lächelt sie spaßhaft an. Minna senkt den Kopf, irrt mit den Augen über den Boden. Fünf Jahre schon dient sie in der Großstadt; ist siebenundzwanzig, kein unansehnliches Mädchen, aber immer noch dörflich schüchtern. Sie möchte nicht sagen, daß sie einen Schatz gehabt, der sie hat sitzenlassen. Deswegen ist sie eigentlich von Hause in Dienst gegangen; hat keinen neuen Verkehr gehabt. Sie ist sparsam und fleißig, scheut vor keiner Arbeit zurück. Mit dem Dienst im Hause Riebe ist sie zufrieden. Die Frau hat ihre Launen, aber alle Herrschaften haben Launen. Wer dient, muß sich zufrieden geben. Nur die Tochter gefiel ihr nicht. Die war so „obenhin“. Sie glaubt zu wissen, daß sie den Vater ausgenutzt hat.

Gustav Riebe tut ihr leid. So ein freundlicher Mann, der menschlich mit ihr spricht, als wäre er nicht der Herr. Mehr als fleißig; und sie weiß, was arbeiten heißt. Sie kann es gar nicht sehen, daß er so traurig ist, seit Herta das Haus verlassen. Sie möchte ihn trösten, weiß aber nicht wie. Auch heute ist sie deswegen „zufällig“ in die Veranda gegangen. Jetzt fragt er so. Was soll sie nun sagen? Sie vergeht vor Scham. Sie weiß nicht, daß der Mann vor ihr sich Mut machen muß, um so zu sprechen. Er, Gustav Riebe, der in tausend Versammlungen seinen Mann gestanden, ist im Grunde nicht minder schüchtern als dieses Mädchen. In diesem Augenblick scheint ihm, er liebt diese Minna, und hätte sie immer geliebt, solange sie hier im Hause ist. Hat sie nicht Ähnlichkeit mit seiner ersten Liebe? Der Schwester von Ernst? Er ist glücklich, selig; ein körperliches Schwächegefühl überkommt ihn. Wie in einem Brennspiegel drängen tolle Gedanken in seinem Hirn. „Scheidung — Minna seine Frau — noch einmal ein neues Leben — —!“

„Soll ich Licht machen, Herr Riebe?“

Ihr Blick fliegt schnell und ängstlich über ihn hin. Da tritt er beinahe taumelnd, von fremder Gewalt geschoben, an ihre Seite; streicht ihr unbeholfen über das Haar, küßt sie, ohne daß sie ihn abwehrt . . .

Ein heftiges Klingeln schreckt sie auf. Minna stößt einen leisen Schrei aus:

„O Gott, die Frau!“

Riebe ist sekundenlang völlig wirr. Dann kommt ihm der Gedanke, überhaupt nicht zu öffnen. Aber Minna ist schon verschwunden. Im Zimmer, im Vorflur flammen die Lichter auf. Er muß sich gewaltsam in die alte Bahn zurücklenken. Heftig reibt er mit beiden Fäusten die Stirn; geht dann die Stufen hinunter in den Garten; sammelt die welken Blätter, die verstreut am Astenbeet liegen. Der feuchte Herbstwind, der seufzend über die Gärten streicht, tut ihm wohl. Das Herz schlägt heftig, als er Stimmen im Hause hört. Mit dem Rockärmel wischt er Schweiß von der Stirn. Gleich darauf aber ist er klar. Das ist Uprechts Stimme; natürlich. Das hat er ja ganz vergessen; der holt ihn ab, sie müssen heut abend nach Charlottenburg in die Mitgliederversammlung. Uprecht spricht zu den Wahlen. Da kommt er auch schon. Minna hat ihn in die Veranda geführt; dreht Licht an. Aus dem Dunkel heraus kann Riebe alles deutlich erkennen. Er selber bleibt ungesehen. Uprecht versucht, das Mädchen am Kinn zu fassen; sie weicht aber aus und verschwindet. Dröhnend lacht er. Dann geht er bis an die offene Tür. Er füllt sie beinahe mit seiner Breite. Noch ist er geblendet.

„Hallo! Old Boy, wo bist du?“

Am liebsten möchte sich Riebe verstecken; der Übergang ist zu heftig. Er antwortet nicht, geht aber langsam auf die Steintreppe zu.

„'n Abend, Georg.“

„Da — bist du. Was machst du im Dunkeln? Blumen pflücken?“ Er sieht auf die Asten in Riebes Hand . . . „Das hab' ich ja gar nicht gewußt, daß du ein verliebter Kater bist. Wem willst du denn die verehren? Deiner werten Frau Gemahlin?“

Wieder lacht er laut und gutmütig.

„Ich will dir was sagen: eure Minna, die schaff dir an. Die möchte ich mir beinahe selber anschaffen; 'ne schmucke Dirn; die hab' ich bis dato noch gar nicht so richtig angesehen. Wo habt ihr die her? . . . Sag mal, hast du was Anständiges zu rauchen da? Meine Kiste ist gerade leer geworden.“

„Da stehen Zigarren — — Nimm dir.“

Riebe brummt. Noch immer sucht er dem Blick des anderen auszuweichen. Was Uprecht sagt, macht ihn böse. Er antwortet nicht auf sein Gerede. Aber Uprecht verlangt auch keine Antwort. Er hat die Kiste geöffnet; beriecht die Zigarren; schneidet sorgfältig ab; dann wirft er sich, breit gelöst, in einen der Ledersessel; die Arme nachlässig über den Rand geschlenkert.

„Eil dich, Gustav, wir müssen schleunigst los; du weißt, ich muß sprechen.“

Die Worte klingen aber, als sagte er: „Immer ruhig, wir haben Zeit.“

Auf dem Wege zur Stadtbahn steht ein Mann, der Riebe ein Flugblatt zusteckt. Er nimmt es mechanisch; versenkt es in der Tasche.

„Nu jeht das schon wieder los. Was da für Papier veraast wird!“

„Sag das nicht; man weiß nie. Du mußt die Kleinbürger kennen. Die fallen auf jeden Dreck rein. Du mußt auch bedenken: wie viele können sich noch eine Zeitung leisten? Die lesen, was sie kriegen. Alles paßt nicht für alle, gewiß. Aber ich bin nicht der Meinung, wie neulich Kollege Schulz — wir sollten überhaupt nicht mehr Flugblätter drucken. Es kommt darauf an. Die Taktik muß wechseln; man muß sich anpassen. Manchmal genügen drei Zeilen; manchmal sind vier Seiten knapp genug. Da kann man sogar von den Nazis lernen. Was die an Propaganda sich leisten, ist einfach doll. Wo mögen die all das Geld herkriegen? Das kostet Millionen, noch und noch! Aber ganz egal — die stecken jetzt Haus bei Haus am Tag drei Flugblätter durch. Überleg dir das, Gustav! Das lesen die Leute! Viele sind arbeitslos; die Männer zu Hause. Damit haben sie dann den Tag zu tun . . .“

Riebe knurrt nur; er ist noch nicht bei der Sache.

„Sieh mal!“ Er winkt mit dem Kopf. Um einen Lichtmast legt sich ein purpurrotes Plakat. Noch niemals war das hier in der Kolonie. Uprecht geht, es im Halbdunkel zu entziffern.

„Los, los! Was hast du denn von dem Unsinn!“

Riebe geht langsam weiter, aber Uprecht läßt sich nicht stören; er liest, dann eilt er nach.

„Was sagst du dazu! Naziplakat. Ganz rot! 'ne Frechheit! Ich dachte, es war von den Kommunisten. Die haben aber einen kleinen Streifzettel übergeklebt. Willst du Krieg und neue Toten — wähle nur die Nazioten!“

Uprecht lacht:

„Ganz gut, was?“

„Laß die Brüder unter sich. Die geben sich nichts nach. Die haben nichts weiter im Kopf als Keilerei.“

„Ich weiß nicht, Gustav, ich glaube, du unterschätzt das. So einfach kann man sich die Sache nicht machen . . .“

„Ach — hör auf! Die kenn' ich besser als du — du wirst schon sehen, wenn der Streik da ist . . .“

Mitgliederversammlung

Als Uprecht und Riebe ankommen, ist der Saal schon voll besetzt. Und immer noch kommen Neue. Alle glauben, daß diesen Wahlen große Bedeutung zukommt. Sie werden eine Kraftprobe sein. Auf tausend Mitglieder kommen im Durchschnitt in ruhigen Zeiten hundert bis zweihundert Versammlungsbesucher. Zehn bis zwanzig Prozent, mehr kann man nicht rechnen. Jetzt aber steigt die Zahl auf dreißig und mehr Prozent. Jeder will wissen, was los ist. Die Zeiten sind immer schlechter geworden; jeder fühlt es am Portemonnaie. Das bringt auch die Trägsten auf die Beine. Von den Wahlen erhoffen die meisten Änderung ihres Schicksals. Die Parteien schüren das Feuer. Die Presse beginnt zu flammen. Mobilmachung ist, wie vor einem Krieg. Mobil gemacht wird die Jugend. Sie hat die schnellsten Beine, den tätigsten Eifer, die tiefgefühlte Begeisterung. Treppauf, treppab, um tausend Ecken, durch Stadt und Land. Am Ende als Helfer im Wahllokal. Mobil gemacht werden die Abwehrorganisationen der Proletarier. Für Demonstrationen, Versammlungsschutz, Straßenschutz, Schutz des gemeinsamen Eigentums. Ein ernster Dienst, wenn vielleicht der Bürgerkrieg vor der Tür steht. Mobil gemacht werden die Agitatoren, die Praktiker unter den Referenten. Zu Hunderten, Tausenden kämpfen sie Abend für Abend; in Riesenarenen, im Dorfkrug, in kleinen veräucherten Buden, in Branchenversammlungen, im Betrieb. Propagandawagen ziehen durchs Land. Lautsprecher verkünden das Wahlprogramm. Reservetruppen der kämpfenden Front. Der Geist der Partei erhebt sich über den Alltag. Mobil gemacht werden die Arbeitersportler. Der sportliche Ehrgeiz hat dem Ehrgeiz zu weichen, den Gegner zu schlagen; die größte Stimmenzahl zu erreichen; den Finten, Verleumdungen, offenen Lügen, dem heimlichen Gift und dem tollkühnen Stoß sich in richtiger Taktik entgegenzuwerfen. Wo immer die Arbeiterklasse sich Ausdruck in einer Organisation verschafft hat, ist Befehl: Mobilmachung aller Kräfte. Junge und Alte, Männer und Frauen und Kinder, Arbeitende, Arbeitslose, Geist und physische Kraft in engster Verschlingung rücken ein in die Front.

Es ist lebhaft im Saal, als Uprecht und Riebe kommen. Lebhafter noch als sonst. Sonst gibt es nur Begrüßung von Mann zu Mann, von Freund und Bekannt zu Freund und Bekannt. Die meisten kennen einander seit Jahren. Heut aber ist stärkstes Stimmengewirr. Die Gesichter sind heißer, die Hände bewegter, der Gang belebter. Boten kommen und gehen; in einer Ecke häufen sich dicke Pakete; Flugblätter, Broschüren, Literatur aller Art muß in die Hände der Funktionäre zur Massenverteilung. Sorgfältiger ist die Kontrolle der Mitgliedsbücher am Eingang des Saales. Mehr als ein halbes Dutzend argwöhnische Augen kontrollieren. Uniformierte Proletarier stehen zum Schutz im Vorraum bereit. Ihr Anblick stärkt die Anhängerschaft; gleichzeitig soll sie den Gegner schrecken; den offenen, der eine Störung von außen versuchen wollte; den heimlichen in der eigenen Partei.

Lebhaft werden Uprecht und Riebe begrüßt. Jeder kennt Gustav Riebe. Uprecht ist noch jung in Charlottenburg. Heute abend spricht er zum erstenmal in einer Mitgliederversammlung der Partei. Er muß versuchen, das Ohr der vielen hier zu gewinnen. Zahlreiche Blicke haften an ihm, als er Platz nimmt am Vorstandstisch.

Von dem Augenblick an, wo Riebe im Saal steht, in der Atmosphäre einer mächtigen Versammlung, fühlt er sich wohler. Das Trübe ist weggeblasen; der ganze Mann auf Lust zum Angriff gestellt. Ohne Zweifel: ein starker Wille. Das Plumpe seiner Erscheinung beginnt sich auch äußerlich in gespeicherte Kraft zu wandeln. Das starke Genick ist nicht mehr das Genick eines x-beliebigen Dicken; es ist das Reservoir des kämpfenden Tagespolitikers.

Er hat sofort beim Eintritt gesehen, daß auch Brinkmann da ist, mit Frau und Tochter, Martha und Erika. Er gibt sich einen Ruck; tut, als sieht er sie nicht. Ernst und er haben sich nicht offen erzürnt; sind sich aber nach Möglichkeit aus dem Wege gegangen. Riebe hat nur dunkel gehört, aus zweiter und dritter Quelle, wie man so vieles hört — daß Brinkmann nur noch kurz arbeitet; finanziell in Bedrängnis geraten sein soll. Es ist schnell herum in der Kolonie, wer die Miete nicht pünktlich zahlt . . . Eine Menge Gerüchte schwirren auch über das Kula-Werk, Verhaftungen, Werkspionagegeschichten . . .

Riebe nimmt Platz an der anderen Seite des Saales; begrüßt dort einige alte Gewerkschaftler; übersieht kalt, daß ein Tisch mit Jugendlichen ihm nicht gerade freundliche Blicke gönnt. Er glaubt zu wissen: Allen es recht machen, kann man nicht. Viel Freund — viel Feind.

Uprecht spricht geschickt. Wie immer haben die Leute von ihm den Eindruck, daß er dasteht wie ein Steuermann. Er versteht es, das Schiff durch die Klippen zu lenken. Was er sagt — die Geste, mit der er das Wort begleitet, entspricht seinem Wesen.

Mitgliederversammlungen einer Partei sind im allgemeinen ein leichtes Feld auch für Redner, die nicht gerade „Kanonen“ sind. Dankbar werden sie angehört. Dankbar ihre Worte beklatscht. Allermeist kann nach dem Referenten der Leiter des Abends sagen: „In Anbetracht der vorzüglichen Ausführungen unseres Referenten, glaube ich, können wir Abstand nehmen von einer Diskussion; sie würde die Wirkung nur abschwächen.“ Das gilt im allgemeinen. Jetzt aber ist Wahlzeit; viele Gesichter in der Versammlung, die man selten sieht.

Als Uprecht gesprochen hat, scheinen alle einig zu sein. Für den, der nicht schärfer sieht, scheint der Beifall allgemein. „Ich halte durchaus für möglich“, so hat er gesagt, „daß man über die Taktik verschiedener Ansicht sein kann. Jetzt aber ist nicht Zeit, darüber zu rechten. Wenn das Haus brennt, muß man zuerst an das Löschen denken. Im Angesicht eines schweren, existenzgefährlichen Kampfes muß man den Zwist im eigenen Hause beiseitestellen. Später ist Zeit, ihn auszutragen. Von allen Seiten wird die Partei berannt; Reaktionäre aller Art finden sich gegen sie zusammen. Sie trägt eine schwere Verantwortung. Sie wird sie zu tragen wissen! Vor allem aber muß Einigkeit sein. Einigkeit gegen den schlimmsten Feind, der vor den Arbeitern heute als Wolf im Schafspelz paradiert: Einigkeit gegen die Nazis. Einig aber müssen wir auch sein gegen die Verleumdungen der Kommunisten. Oft genug machen sie im Parlament gegen uns gemeinsame Sache mit den Nazis. Wir wollen nicht, wie man uns oft unterschiebt, den Krieg gegen Sowjetrußland. Wir fordern energisch: Hände weg von Rußland! Wir sind gegen jeden Krieg, wir sind es immer gewesen. Alles andere, was man uns unterschiebt, ist Lüge. Aber was wir uns nicht gefallen lassen können, ist die Einmischung Rußlands in unsere eigensten Angelegenheiten. Wir kämpfen auf anderem Boden. Darüber bestimmen wir. Allerdings bin ich nicht der Meinung wie manche Genossen, es könne niemals, auf keine Art und in keinem Zeitpunkt, eine Einigung mit den Kommunisten geben. Nach meiner Meinung gibt es auch dort zahlreiche ehrliche Proleten. Ohne Einigkeit wird am Ende kein Sieg der Klasse möglich sein. Aber freilich, solange man uns tagaus, tagein als Verbrecher, Sozialfaschisten und sonst was alles beschimpft, kann

es keine Einigung geben. Zusammenhalten ist jetzt die Parole. Dort steht der Gegner — wir werden ihn schlagen.“

Als sich der Beifall gelegt hat, fordert der Leiter die Diskussion. Niemand scheint sich melden zu wollen. Schon will er das konstatieren, da erhebt sich mitten aus der Versammlung einer, der vielen bekannt ist dafür, daß er immer zu „meckern“ hat. Ein deutliches Raunen der Unruhe geht durch den Saal. Es scheint aber heute gut zu gehen. Schon atmen die Älteren auf; denken im stillen: „Sieh an, er kann auch vernünftig reden.“ Aber das dicke Ende kommt nach. Nur unter Zwischenrufen und immer größer werdender Unruhe kann er aussprechen, was er will. Er läßt sich aber nicht stören. Was viele gegen ihn aufbringt, ist dies, daß er plötzlich sagt: „Leider vergessen unsere Führer — und gerade die in den höchsten Stellen — sehr oft, wie es unten aussieht. Sie verlieren die Fühlung mit den Massen. Vielleicht geht es ihnen zu gut. Sie haben keine Sorgen mehr. Viele sind überaltert. Junge müssen an ihre Stelle. Zu wenig Raum hat die Jugend bei uns. Wir starren zu viel auf das Parlament; wir überlassen der Parlamentsfraktion und dem Vorstand allein die Bestimmung über die Taktik. Bei vielem werden die Mitglieder nicht gefragt, stehen dann vor vollendeten Tatsachen. Unsere Zeitungen sind zu sehr Regierungsorgan und zu wenig Parteiblatt. Wir müssen den Nachdruck auf außerparlamentarische Taten legen. Wir hängen zu sehr an Worten wie ‚Staat‘ und ‚Volksgemeinschaft‘. Wir müssen zurück zum Klassenkampf, sonst können wir uns nicht wehren gegen die KPD.“

Der Beifall ist dünn. Immerhin, es wird geklatscht. Besonders der Tisch, an dem sich die Jugend gedrängt hat, äußert Zufriedenheit. Eins hat aber der „Meckerfritze“ erreicht: Im Umsehen ist eine ganze Garnitur von Diskussionsrednern zu verzeichnen. Die Redezeit wird begrenzt. Sprechen nur zwölf, dann sind das schon zwei Stunden. Vielen graut; sie möchten am liebsten verschwinden. Können nicht gut; vergessen es auch, denn als nächster Redner hat Riebe das Wort. Und Riebe wird schon sagen, was notwendig ist. Er sagt es auch. Er ist ein scharfer, geschickter Gegner. Er erklärt zunächst sein Einverständnis mit dem, was Uprecht gesagt hat. Einschränkend fügt er hinzu, daß er allerdings, als alter Gewerkschaftler, warnen müsse vor dem optimistischen Glauben an die Wandlung der KPD. Die Tatsachen zeigten allzu deutlich, daß er diesen „Strategen“ nur ankäme auf die erneute Spaltung der Arbeiterklasse. Die Gewerkschaftler könnten ein Lied davon singen. Man sollte bedenken, wie sie jetzt, bei dem drohenden Kampf der

Metallarbeiter, die geschlossene Front zu zerstören suchten. Er mache schon jetzt darauf aufmerksam. Im übrigen aber . . .

So spricht er weiter. Ergänzt die Worte Uprechts. Den Vorredner scheint er nicht beachten zu wollen. Seine Redezeit ist fast abgelaufen. Da plötzlich wendet er sich mit starker, auch äußerlich sichtbarer Bewegung nach dieser Seite. Wie ein Schmiedehammer schlagt er zu. „Was will der Genosse sagen? Will er die alten Genossen verleumden, die ein Leben in der Bewegung hinter sich haben? Was hat er bis jetzt getan?! Nichts als ewig gemeckert. Und weiter: Was heißt das: ‚auerparlamentarischer Kampf?‘ Phrasen, nichts als Phrasen! Hat der Genosse an der Demonstration im Lustgarten teilgenommen? Was will er weiter? Den Krieg auf der Straße? Mord und Totschlag — mit den Nazis auf einer Stufe? Wir bedanken uns! Im übrigen: Wer einen Keil in die Partei treiben will, gehört nicht hinein.“

Riebe macht eine kurze Pause, sieht sich um. Dadurch bringt er das Murren an einigen Stellen zum Schweigen. Er hat hier manchen Gegner; er weißt es, aber er fürchtet sich nicht; er sucht den Kampf. Er ist fest überzeugt, vollkommen im Recht zu sein.

Zehn Minuten sind längst überschritten, stillschweigend gibt man ihm längere Redezeit. Das ist mal so.

„— — und jetzt zu dem, was über die Jugend gesagt ist. Nicht zu wenig Raum hat die Jugend — zu viel! Ich habe immer Verständnis für die Jugend gehabt . . .“

„Wann denn?“

Der Zwischenruf kommt vom Tisch der Jugend. Wieder wartet Riebe ein paar Sekunden; wendet sich dann an den Zwischenrufer:

„Als du noch in Windeln lagst — so, nun weißt du’s . . .“

Nach diesem Hieb, den einige mit Gelächter begleiten, während die Gesichter der Jugendlichen finster werden, fährt er fort, als wäre nichts gewesen:

„Die Jugend soll zu ihrem Recht kommen. Sie soll sich betätigen, wo sie nur kann. Jetzt bei den Wahlen hat sie die beste Gelegenheit; Flugblattverteilen und all dergleichen. Aber politisch bestimmen müssen erwachsene Menschen. Das war früher auch so; und es war gut und richtig. Was ist aus den Jungsozialisten geworden? Diskutierklubs und weiter nichts. Vor lauter Büchern und Theorie schwebten sie in den Wolken, das ist ungesund. Gut, dat zugegriffen wurde. Nutzen davon haben höchstens die Kommunisten. Soll hingehen, wer sich dort wohler

fühlt. In unserer Partei wird gearbeitet. Das müssen wieder die Wahlen zeigen. Vorwärts, Genossen, zur praktischen Arbeit!“

Als Riebe sich setzt, muß er den Schweiß abwischen. So alt er geworden ist, kommt er in Zug, dann wird er warm. Er kann zufrieden sein, denn der Beifall ist ungleich stärker als bei dem vorhergehenden Redner.

Zwei Jugendliche, die jetzt nacheinander auftreten, finden nicht recht den Ton. Der eine ist allzu befangen, wird kaum verstanden in dem, was er sagt. Der andere wieder spricht zu schwer für diese Versammlung, bewegt sich in Marx-Zitaten. Er verlangt mehr Recht für die Jugend, verteidigt den Jungsozialismus, zugleich möchte er aber auch betonen, daß die Jugend bereit ist, mit aller Kraft bei den Wahlen zu helfen. Beides zusammen nimmt ihm die Kraft des Angriffs. Er hat nicht eigentlich Widerspruch, aber als er sich setzt, klatschen nur die Jungen, und auch nicht alle.

Der Leiter aber wendet sich jetzt mit mahnenden Worten an die Versammlung. Er fürchtet Zerflattern der guten Stimmung.

„Genossen! Ohne den weiteren Rednern Vorschriften machen zu wollen, möchte ich doch darum bitten, bei der Sache zu bleiben. Wir wollen keine uferlose Debatte; wir stehen vor ernsten Entscheidungen. Ich bitte, daran zu denken. Als nächster Redner hat — Genosse Brinkmann das Wort. Ihm folgt — — die Genossin Brinkmann.“

Er sagt es, ein wenig lachend. Und die Versammlung quittiert mit Lachen. Mann und Frau gleich hintereinander, das ist auch ein bißchen komisch. Immerhin, die beiden sind bekannt. Ernst Brinkmann ist kein großer Redner; aber wenn er sich meldet, hat er etwas zu sagen. Also los! Man wird ja hören.

Schwerfällig geht Ernst Brinkmann nach vorn. Er ist auch hier der Mann des Betriebes. Einen einzigen Punkt will er darlegen, wie er sagt, und das ist der:

„Wir stehen in schwerster Situation. Was vor zwei Jahren noch keiner glauben wollte — jetzt spricht man schon wieder vom Krieg als einer Selbstverständlichkeit. Kommen die Nazis an die Macht, dann wissen wir nicht, was geschieht. Das müssen wir verhindern um jeden Preis. Dazu genügt aber nicht, die Nazis allein anzugreifen. Die Nazis sind nur ein Teil des ganzen Systems. Hilfstruppen des Kapitalismus, für den Kapitalismus mobilisierte Kleinbürger und Bauern, die noch nicht begriffen haben, worum es geht. Auch unsere Partei hat das noch nicht ganz begriffen. Sie beschäftigt sich nur mit den Nazis, statt mit dem ganzen System.“

Brinkmann hört auf zu sprechen, als alle noch mehr erwarten. Er hat seine Redezeit kaum zur Hälfte genutzt. Die Versammlung ist etwas enttäuscht; weiß auch nichts Rechtes anzufangen mit dem, was er da gesagt hat. Teils scheint es selbstverständlich, und teils — was soll das heißen? — — Will er jemand treffen? Aber wen?

Ernst Brinkmann hat nur schwachen Achtungserfolg. Allerdings, Vereinzelte hier im Saal klatschen lebhaft und länger als üblich, als wollten sie andere reizen. Brinkmann kümmert sich aber um nichts. Er geht an den Platz zurück. Jetzt aber wird es lebhaft. Martha Brinkmann spricht. Im Umsehen regt sie die Geister auf.

„Ihr wißt, Genossen, ich bin in der Bildungsbewegung tätig. Vielen erscheint das noch immer nicht wichtig. Viele Genossen, vor allem die älteren, denken, Politik und Bildung sind zwei verschiedene Dinge. Politik ist alles, und Bildung ist nur so Zierat, für Sonntag und Feiertag. Die Genossen täuschen sich gründlich. Sie leben noch in der Vorkriegszeit. Sie vergleichen ihre Jugend mit der Jugend von heute. Das aber ist falsch, mehrfach falsch. Falsch, weil die Jugend von damals anders heranwuchs, keinen Krieg gesehn hat und keine Revolution und — nicht zu vergessen — keine Spaltung. Falsch, weil die Partei sich selber verändert hat. Und falsch, weil das Bürgertum damals nicht herrschte wie heute ...“

Martha Brinkmann spricht so natürlich, als ob sie in einer Diskussion zu zweien etwas deutlich zu machen suchte. So natürlich steht sie auch da. Nicht anders, als stünde sie in dem Garten ihrer Wohnung und spräche in den Garten hinein. Ihr Kopf ist wie immer ein wenig seitlich geneigt. Die braunen Kurzhaare rahmen das frische Gesicht. Alles an ihr ist gesund und drall. So gewinnt sie die Hörer mit Wort und Pose. Nur einer ist da, der steigende Abneigung fühlt: Gustav Riebe. Ihm scheint es, als wären ihre Worte direkt auf ihn gemünzt. Dabei hat sie sich nicht auf ihn bezogen. Immer ungeduldiger wird er. Am liebsten machte er laute Zwischenrufe. Er wendet sich flüsternd an die nächsten Bekannten. „Was soll das? Gehört das zum Thema? Zur Sache! Die Weiber kommen immer ins Quatschen!“

Aber diesmal findet er kein Gehör.

„Laß sie reden. Sie spricht recht gut. Meint es auch ehrlich. Sie versteht mit der Jugend umzugehen.“

Riebe kneift die Augen ein. Er fühlt, er ist nicht im Recht. Aber hol's der Teufel, diese Frau kann ihn aus der Balance bringen.

Martha Brinkmann spricht weiter bei größter Aufmerksamkeit.

„Bedenkt das alles, Genossen. Die Jugend hat nicht viel Gutes gesehen. Von allen Seiten wird sie berannt, dabei sind die meisten noch arbeitslos. Denkt an den Einfluß von Film und Radio. Merkt ihr nicht, wie der Kapitalismus damit für sich Propaganda macht? Ein Militärfilm jagt den andern. Seht die Wochenschauen! Militär, Sport, Prozessionen, Rennen, Luftschiffe, Geschwaderflüge, Flottenparaden, und immer dasselbe. Und die Wirklichkeit wird verfälscht. Seht die Presse und alles das. Das ist doch klar, man will die Proletarier ablenken von dem, was wichtig ist; man will sie verwirren, ihr Denken verfälschen; man will sie auch entmutigen. Ihr braucht nicht zu denken, daß ich nicht weiß, wie gut für uns Proletarier der Sport ist, und erst recht für uns Frauen. Ich bin ja selber dabei . . .“

Mechanisch reckt sie bei diesen Worten die nackten, kräftigen, sonnengebräunten Arme.

„Aber Sport darf nicht überhandnehmen. Der Arbeitersport ist Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck. Wer nichts weiter treibt als Sport, ist eben solch Spießer wie der, der seine ganze Freizeit mit Kartenspielen ausfüllt. Im Grunde flüchtet er vor dem wirklichen Kampf: dem Klassenkampf — —“

„Zur Sache!“

Riebe hält sich nicht mehr zurück. Auffällig zieht er die Uhr, sieht auf den Leiter des Abends.

Martha Brinkmann stutzt einen Augenblick, aber gleich fährt sie fort:

„Ich komme darauf, Genosse Riebe, auch wenn es manchen, die übrigens länger gesprochen haben als andere, nicht paßt, was ich sage . . .“

„Wieso nicht paßt? Zur Sache! Es wollen noch andere sprechen.“

Der Leiter erhebt sich, macht eine Geste der Abwehr. Mehrere rufen:

„Ruhe!!“

„Du mußt dich kürzer fassen, Genossin Brinkmann; sonst muß ich die Versammlung befragen . . .“

Das sagt der Leiter, obwohl er auf ihrer Seite steht.

„Ich bin gleich zu Ende. Genosse Riebe kann sich beruhigen . . .“

„Unerhört!“

„Ruhe!!“

„Genossen, ich bitte alle um Ruhe! Wir haben Wichtigeres zu tun, als uns zu zanken.“

„Sehr richtig!“

Die Unruhe bleibt an einigen Tischen. Martha Brinkmann aber spricht

ihren Schluß mit einem Feuer, als wäre sie zwanzig und nicht eine Frau, die in Not drei Kinder geboren.

„Ich fasse mich kurz, Genossen. Es ist klar, was ich sagen will: Wir müssen uns bilden, und in erster Linie die Jugend. Unsere Bildung ist aber kein Bürgerkram, keine Höhere Töchterschule. Unsere Bildung ist Klassenkampf. Dabei müssen wir unsere Jugend stützen, und auch die Frauen. Die Kleinbürgerfrauen und auch die meisten Arbeiterfrauen sind kapitalistisch verbildet; darum laufen sie in die Kirchen, darum laufen sie zu den Nazis. Anfangen aber müssen wie bei uns selbst, im Haus und in der Familie. Unsere Jugend gehört in unsere Organisation und nicht in die unserer Feinde. Die Jugend muß Verantwortung tragen, muß etwas riskieren wollen, und nicht nur gehorchen wie die Bleisoldaten der Nazis. Machen wir uns frei von dem bürgerlichen Bildungskram! Dann werden wir auch die Nazis besiegen und alle!“

Martha Brinkmann hat die Hörer gewonnen. Wenigstens für den Augenblick. Der Beifall für sie ist groß und allgemein. Die Jugend klatscht wie rasend. Sind viele im Saal auch anderer Meinung über die Freiheit der Jugend, im Augenblick ist es ihnen nur recht, wenn die Jugend treu zur Partei hält.

Bei den nächsten Rednern erlahmt das Interesse der Hörer. Vieles wird wiederholt; mancher Redner verliert sich in Kleinkram. Einen Achtzigjährigen hört man mit Nachsicht und Achtung vor seiner Vergangenheit an; man weiß aber schon im voraus, was er sagen wird; es kehrt in jeder Versammlung wieder: Die Mahnung, einig zu sein und treu zur alten Fahne zu halten. Noch einmal wird es unruhig — ja beinahe kommt es zu einem Skandal —, als ein jüngerer Mann auftritt, noch nicht lange in der Partei, der mir nichts, dir nichts — so wenigstens scheint es den meisten — fordert, überhaupt nicht mehr zu wählen. Wählen wäre eine überholte Angelegenheit; diene nur der Verdummung der Massen; im übrigen habe es Korruption zur Folge. Das Parlament wäre nur noch Kulisse des Kapitals, dahinter aber errichte die Bourgeoisie ihre Diktatur. Nicht wählen müsse Parole sein.

Jeder Satz des Redners wird von Widerspruch unterbrochen. Es hagelt Zwischenrufe. Vorzeitig muß er aufhören. Die Achseln zuckend, mit gerötetem Gesicht, geht er an seinen Platz. Als Uprrecht das Schlußwort nimmt, hat er es leicht, unter dem Beifallsgelächter der meisten Mitglieder diesen Gegner „abzuschlachten“:

„Sind wir Kälber, uns selber den Schlächtern ans Messer zu liefern?“

Wir sollen nicht wählen? Wir sollen freiwillig dem Gegner das Feld überlassen? Sind wir politische Narren? Das könnte den Nazis so passen: freiwillig ihnen die Macht überlassen; dann machen sie, was sie wollen. Genug! Die Zeit ist zu ernst für Späße. Ich konstatiere mit Freude, daß alle einig sind in dem Wunsch, den Gegner zu schlagen. Wenn hier — das bleibt noch zu sagen übrig — verschiedene Meinungen über die Jugend und ihre Arbeit in der Partei zutage getreten sind, so bin ich der Auffassung, daß man auch hier bei gutem Willen von beiden Seiten zu einer Einigung kommen kann. Kollege Riebe und die Genossin Brinkmann — die sich so warm für die Jugend eingesetzt hat, was ich voll und ganz verstehe — werden mir recht geben, wenn ich sage: beides ist richtig; man muß nur beides richtig vereinen. Wir alle aber — und damit komme ich zum Schluß —, wir alle haben die verdammt Pflicht, alles zu tun, um siegreich aus diesem Wahlkampf hervorzugehen.“

Das waren die richtigen Worte; war das, was die Mehrzahl der Mitglieder erwartet hat. So will auch der Beifall kein Ende nehmen.

„Großartig“, ist die Meinung der meisten. Viele drängen sich jetzt um Uprecht. Viele drehen die Köpfe nach ihm, als er mit Riebe den Saal verläßt.

Gustav Riebe ist nicht zufrieden. Schweigend geht er an Uprechts Seite. Sie wollen zusammen nach Hause fahren.

„Du bist so still?“

Riebe knurrt nur.

„Raus damit! Hab' ich was Falsches gesagt?“

„Du bist ein Demagoge, Uprecht. Nimm's mir nicht übel!“

Uprecht lacht:

„Wieso?“

„Das weißt du ebensogut wie ich.“

„Aber hör mal, du hast auch nicht ganz recht. Es hat doch keinen Zweck, die Jugend direkt zu reizen. Das mit den ‚Windeln‘ hättest du nicht gerade zu sagen brauchen, auch wenn es richtig ist.“

„Ich sage, wie ich's meine. Hast du vielleicht die Erika Brinkmann gesehen? Die Älteste von Ernst? Ich hab' sie genau beobachtet. Als ich sprach, hat sie dauernd mit den andern getuschelt! Mir tut nur leid, daß ich nicht noch mehr gesagt habe.“

Wieder lacht Uprecht.

„Gustav, nimm mir's nicht übel, du bist zu gereizt in der letzten Zeit. Dir fehlt eine kleine Auffrischung. Du müßtest mal ganz raus. Ich muß

schon selber sagen, so gut ich lebe mit meiner Frau, aber ab und zu bin ich froh, wenn ich Strohwitwer bin . . .“

Riebe antwortet nicht. Schweigend gehen sie weiter. Sie schweigen auch noch, als sie sich in der Bahn gegenüber sitzen. Zufällig faßt Riebe in seine Tasche, zieht das Flugblatt heraus, das ihm bei der Herfahrt zugesteckt wurde. Er will es zerknittern, zum Fenster rauswerfen. Plötzlich wird er aufmerksam, beginnt zu lesen. Wortlos reicht er es Uprecht, als er zu Ende; nur einen Laut des Ekels gibt er von sich. Es ist ein Zellenflugblatt der KPD.; bestimmt für die Kolonie. Mit den stärksten Worten moralischer Entrüstung wird erzählt, wie die Bonzen der SPD. es treiben. Wie Riebe, der Oberbonze — der von Arbeitergroschen lebt —, seine Tochter an einen Nazi verheiratet; wie er, als Freidenkermittglied, mit den Pfaffen gemeinsame Sache macht.

„Das ist gemein!“

Uprecht ist ehrlich entrüstet. Riebe zuckt mit den Achseln.

„Du bist ja der Meinung, man könnte sich mit diesen Leuten vertragen.“

„Aber nicht mit solchen, Gustav, die so was schreiben; das hab' ich nicht gesagt.“

„Warten wir ab, bis du an die Reihe kommst; dann wirst du wohl anders reden.“

Es ist Mitternacht und Waldesdunkel, als sie in das Gelände der Kolonie einbiegen; aber nicht so dunkel, daß sie nicht noch ein paar Gestalten aus der Straße verschwinden sehen, in der sie beide wohnen. Riebe ahnt sofort . . . Und richtig: die weißlackierten Latten seines Vorgartenzauns sind der Reihe nach bemalt mit riesigen braunroten Buchstaben: „Wählt Kommunisten — die werden ausmisten.“

„Los! Nach! Die kriegen wir noch!“

Uprecht ist voll Kampfesfeier. Ihm wäre eine Jagd jetzt gerade recht.

„Los! Los! Sonst ist es zu spät . . .“

„Sieh du nur zu, was bei dir los ist . . .“

Uprechts Wohnung ist fünfzig Meter entfernt. Bei Riebes Worten stürzt er sofort dorthin. Gleich darauf schallt es herüber:

„Dasselbe!“

Und ironisch schallt es von Riebe zurück:

„Viel Vergnügen!“

Drohender Streik

Hochspannung im Kula-Werk; Hochspannung in allen Organisationen. Ein schweres Gewitter ist über Deutschland niedergegangen. Neue, schwerere drohen in schweifligen Wolken am Horizont.

Die Wahlen zum Deutschen Reichstag sind vorüber. Manch friedlicher Bürger, auch mancher Parteimann und Parlamentarier hatte gehofft, die Wetter verzögen sich nach den Wahlen. Mit Schrecken sind sie erwacht. Furchtbar hat der Orkan gehaust. Die Parteien der Mitte liegen in Trümmern, wie ein Baumschlag im Forst, den ein Wirbel quirlte. Sozialdemokraten und Zentrum allein haben den Sturm überstanden, auch sie zerzaust an den Rändern. Unheimlich gewachsen aber sind die Kinder sozialer Stürme, die radikalen Parteien. Gewachsen die KPD., zehnfach gewachsen die Nationalsozialisten. Die Arbeitslosen im Aufstand; die Jugend im Aufstand; das Kleinbürgertum in blinder Wut.

Hochspannung im Kula-Werk, Hochspannung in allen Organisationen. Die Krise der Welt läßt Deutschland im Krampf erbeben. Der Kapitalismus will die Profite retten; er erstickt im Reichtum; die Menschheit hungert. Waggonweise schaufelt er Mais — Brot für hungernde Menschen — in die Feuer unter den Kesseln; waggonweise schüttet er kostbare Bohnen ins Meer. Riesige, keimende Baumwollpflanzungen — Kleidung für frierende Menschen — fallen der Schärfe des Pfluges zum Opfer.

Entkleidet, gepeitscht und ausgeblutet, muß Deutschland in zweifacher Stärke das schreckliche Beben der Welt verspüren. Hartnäckig bestehen die Schuldner auf ihrem Schein. Ein Fünftel aller, die arbeiten wollen, findet nicht Arbeit. Großkonzerne fallieren; Großbanken hören auf, solvente Zahler zu sein.

Wer aber noch hat, der will nicht geben. Wer im Besitz ist, schreit am lautesten; fordert wütend das Opfer der andern. Tiefer und tiefer klafft der Abgrund der Klassengegensätze, wilder wird der Kampf der Parteien. Wer nichts zu verlieren hat, dem ist auch das Leben anderer feil. Auf offenem Markt sind die Kräfte zu kaufen, bereit, mit Pistole und Schlagring auf den Menschenbruder zu stürzen. Jede Versammlung droht, ein Schlachtfeld kämpfender Gruppen zu werden.

Hochspannung im Kula-Werk, Hochspannung in allen Organisationen. Vermitteln will die Regierung, erzwingt einen Preisabbau. Wichtiger aber als Preisabbau ist im Augenblick Lohnabbau. Fünfzehn Prozent soll der Lohn der Metallarbeiter herunter. Die andern werden folgen.

Der Metallarbeiterverband ist der größte, der stärkste der Arbeiterklassenverbände. Achtzigtausend allein in Berlin, in Deutschland eine Million. An seiner Seite stehen die großen Parteien, die KPD. — die SPD., in erbittertem Bruderkampf. Im Reich aber ballt sich die Nazi-bewegung zu einer Lawine zusammen. Allen wird alles verheißen: dem Bauern Land; dem Arbeiter Brot; dem Studenten Freiheit; dem Kleinbürger Ruhe, Ordnung und gutes Geschäft; dem Großkapital eine zuverlässige Landsknechtwehr nach innen und außen.

Im Chaos beginnen die Menschen an Wunder zu glauben, warten auf den Messias. Steht er nicht vor der Tür? Hosianna ihm, dem Geweihten! Die Kleinbürger werfen sich in den Staub, beginnen zu schwärmen; beginnen alle zu hassen, die den neuen Glauben nicht teilen.

Nur geschulte Arbeiter wissen: Ein qualvoll schwerer, langer Weg ist der Kampf um die Macht; mit Blut und Tränen getränkt; von Niederlagen durchbittert.

Krise im Raum der Welt; Krise in Deutschland; Krise in allen Organisationen; Krise im Kula-Werk. Tief ineinander verschlungen ist alles Gesellschaftsgeschehen der Welt.

Wie ein Blitz hat es eingeschlagen: Brinkmann fristlos entlassen.

Wie ein Lauffeuer springt die Nachricht in alle Teile des Werkes. Zuerst ein Gerücht, ein flüsterndes Raunen; Köpfe werden zusammengesteckt. Was ist? Was war? Brinkmann entlassen? Fristlos? Der ruhige Brinkmann? Das kann nicht stimmen. Wird Brinkmann entlassen, ist keiner mehr sicher. Was geht hier vor? Wir müssen uns wehren! So sagen die Mutigen, Kräftigen; so sagen alle, in deren Kopf gefährlich hoch sich der Zunder gehäuft hat. Andere nicken nur; andere sehen sich vorsichtig um; andere blicken schweigend und grübelnd zu Boden.

Nicht lange spukt das Gerücht. Es wird lebendig im Werk. Ja — Brinkmann ist fristlos entlassen, vom Betriebsleiter Spieß, dem Herrscher seiner Abteilung. Vor einer halben Stunde war Brinkmann bei Spieß, im Auftrag seiner Abteilung. Die Abteilung protestiert. Eine Woche ist vergangen — Herr Spieß hat einen Mann entlassen; Begründung: mangelnde Arbeit. Zwei Tage sind vergangen, ein Mann ist an seine Stelle getreten; Begründung: neue Arbeit. Der Neue aber wurde er-

kannt. Ein Nazi. Ein Pg. von Herrn Spieß. Ein Spitzel also in der Abteilung. Einer zeigt ihn dem andern, geht im Bogen um ihn herum, spuckt vor ihm aus. „Raus mit dem Mann! Ein Spitzel hat nichts zu suchen hier. Du mußt dafür sorgen, Brinkmann. Das lassen wir uns nicht bieten. Oder bist du auch schon feige geworden?“

Ernst Brinkmann überlegt. Besser als viele andere kennt er die Kräfte der Gegner. Vor Riesenkämpfen steht der Verband. In immer nähere Nähe rückt der Streik seiner großen Gewerkschaft. Wohlbedacht hat der VBMI., die Vereinigung Berliner Metallindustrieller, der juristenkluge, kapitalstarke Verband der Großunternehmer, alle Verhandlungen abgelehnt, bevor zum neuen Reichstag gewählt war. Sofort nach den Wahlen aber — in Rückendeckung der braunen Armee — hat er offen Farbe bekannt: Nicht Erhöhung der Löhne käme in Frage, wie der Metallarbeiterverband sie fordere. Tarife wie bisher seien nicht zu halten. Fünfzehn Prozent herunter sei das mindeste. Zwanzig Prozent entspräche eigentlich erst einem Beschluß des Arbeitgebersverbandes. Keine Rede könne sein von der Vierzigstundenwoche, schon gar nicht vom Lohnausgleich.

So ist die Maske gefallen, der Zeitpunkt gut gewählt. Der VBMI. politisch gestärkt; die Gewerkschaft der Arbeiter aber geschwächt durch den Bruderkampf, der die Spaltung der Organisation bedeuten kann. Alles weiß Ernst Brinkmann; alles will er bedenken. So geht er zunächst den Weg des gütlichen Ausgleichs. Er tritt an den Nazi heran: „Hör mal, Kollege — —“, das Wort wird ihm schwer, aber er zwingt es über die Lippen, „hör mal! Du siehst, was los is. Am besten, du gehst freiwillig. Arbeiten is hier nich. Schieb ab! Gib Ruhe! Wir wollen die Sache in Frieden regeln. Ihr würdet wahrscheinlich ganz anders handeln.“

„Wie komm ick dazu? Ick hab meine Arbeit, und damit jut. Schieb du doch ab, wenn et dir nich paßt. Ick bin genau so orjanisiert wie du!“

„Du, und organisiert? Bei was denn, wenn ich fragen darf. Zeig doch ma her die Flebben . . .“

„Det jeht dich 'n Dreck an. Aber wenn du 't partout wissen willst: bei unsere Hib, bei unsere Hitler-Betriebsorganisation; nu weeßte Bescheid, und laß mir jefälligst in Frieden mit deinem Jequatsch . . .“

„So, so . . . eure Hib! Das gibt's also auch? Das is ja neu. Du, sag ma, wer zahlt denn das? Prinz Auwi, was? Lahusen und Thyssen, was?“

„Halt Schnauze, sag ick, ihr Sklarekbrüder. Wart' ab, euch wer'n wa noch früh jenug ausmisten.“

„So 'n Bruder bist du! Denn man zu. Denn müssen wir anders kommen.“

Brinkmann ist erregt; erregter, als er wohl möchte. Diese Nazis hat er gefressen. Das Braun ihrer Hemden empört ihn nicht minder als Pickelhaube und Blau der Vorkriegszeit. Er muß mit Gewalt an sich halten.

Nur kurze Worte noch werden in der Abteilung gewechselt, dann ist Brinkmann auf dem Wege zu Spieß, dem Leiter seiner Abteilung.

Betriebsleiter Spieß ist ein neuer Herr, ein Jahr erst im Kula-Werk. Bis vor kurzem war seine Haltung nicht klar. Befohlen, geschwiegen, notiert, das war seine Taktik. Auch er hat jetzt nach den Wahlen die Schminke weggewischt. Zum erstenmal tritt heute das wahre Gesicht in Erscheinung.

„Sie weigern sich also, den Anordnungen der Betriebsleitung Folge zu leisten?“

„So hab' ich das nicht gesagt, Herr Obergeringieur.“

„Machen Sie keine Flausen, Mann. Ja oder nein — und damit basta.“

„Hier ist kein Militär, Herr Spieß, ich bin zur Rücksprache hergekommen über eine Arbeitsangelegenheit.“

„Ach! Sieh mal an! Sie haben hier wohl zu bestimmen? So wie Anno dazumal, in Ihrer famosen Revolution, nicht wahr? Bedanken Sie sich bei Ihrem Herrn Ebert. Aber hier hat einer nur zu befehlen — und der bin ich. Ich denke, Sie haben verstanden. Und jetzt an die Arbeit, Mann. Zeit ist Geld. Für Bummeln kann unser Werk nichts zahlen.“

Betriebsleiter Spieß dreht den Rücken, notiert in seinem Buch.

Brinkmann bleibt stehen; wird rot bis unter den dünnen hellen Scheitel.

Die Nägel der starken Hände drücken sich tief in die Innenhand.

Gleichmäßig ruhen die Schalen der Waage. Im nächsten Augenblick folgt der Ausschlag. Spieß dreht sich um:

„Immer noch hier? Verlassen Sie augenblicklich den Raum, oder ...“

„Ich mache Sie aufmerksam auf die Folgen, Herr Spieß. Ich lasse mich nicht reizen. Ich bin nicht so dumm. Ich bin hier im Auftrag meiner Abteilung. Die Abteilung arbeitet nicht mit Spitzeln zusammen.“

„Was sagen Sie da? Was erlauben Sie sich? Sie bezeichnen Leute unseres Vertrauens als Spitzel? Sie wagen zu drohen? Raus!! Sie sind fristlos entlassen; Sie können sich Ihre Papiere abholen.“

Als Brinkmann in die Abteilung zurückkommt, will im ersten Augenblick keiner glauben, was ist. Man sieht auf den neuen Mann, den Nazi.

Der griert, scheint frech zu triumphieren. Das gibt den Ausschlag. Auf einmal ist volle Entschlossenheit da. Noch versucht Ernst Brinkmann, das Äußerste zu verhüten; aber seine Kraft ist geschwächt; im Grunde ist er ja eines Sinnes mit allen. Die Abteilung ruht. Kein Handschlag mehr, ehe dieser Strolch nicht rausgeflogen und Brinkmanns Entlassung zurückgenommen. Das Übergewicht ist plötzlich in Händen der Oppositionellen, der offenen und stillen Anhänger der KPD. Im Umsehen ist der neue Entschluß da, beifällig wird er auch von den Langsamen aufgenommen: Sofort durch alle erreichbaren Nachbarabteilungen zu ziehen; dort die Kollegen zusammenzuholen; den Streikbeschuß zu fassen.

Wie wenn ein Stock in einen Ameisenhaufen gestoßen wird, so wird es lebendig im ganzen Werk. Vergeblich sucht ein und der andere zu bremsen; vergeblich rennen überraschte Meister und Ingenieure fragend, beschwörend, drohend und ratlos umher. Schon sind an vielen Plätzen die Motore ausgeschaltet. Die Schnellsten und Kühnsten der Streiker — die längst auf den Anlaß paßten — sind schon dabei, auf dem Hof die Betriebsversammlung vorzubereiten. Raskopp und seine Leute arbeiten wie die Wiesel. Von Mund zu Mund geht bereits die Parole: Im geschlossenen Zuge geht es nachher zum Nachbarwerk, zum zweiten und dritten, so viele noch heut zu erreichen sind. Sie alle müssen zum Anschluß bewogen werden.

Während dies geschieht, haben Brinkmann und seine Leute gleichfalls gehandelt. Ernst Brinkmann ist nicht der Mann, in schwerer Situation die Flinte ins Korn zu werfen. Er hat sofort erkannt, was die Leute der KPD. vorhaben. Er billigt es nicht, auch wenn er mit seiner Person der Anlaß geworden ist. Er hält eine solche Aktion für verfrüht, für verfehlt; er glaubt, eine schwere Niederlage vorauszusehen.

Er instruiert seine Leute.

Max Arnold kommt ihm zu Hilfe. Dessen Haß gegen KPD. ist unüberwindlich. Daß die KPD. die Unorganisierten in ihre Pläne mit einbezieht, daß sie sie auszuspielen versucht gegen Organisierte, das scheint ihm die Sünde gegen den heiligen Geist; eine Sünde, die nicht vergeben werden kann.

Es bedarf nicht vieler Worte. Brinkmann und Arnold sind einig, die anderen einverstanden.

Arnold soll gehn; zur Direktion, mit noch zwei anderen. Er ist dreizehn Jahre in diesem Betrieb. Bekannt als ruhig und ernst; bekannt als Mann, der nicht seine Hand zur Unbesonnenheit reicht.

Wider alles Erwarten hat der Schritt Erfolg. Welches immer die Gründe der Direktion sein mögen — vielleicht kommt auch ihr die Aktion zu früh; vielleicht legt sie Wert auf Abschluß bestimmter, in Angriff genommener Arbeit; vielleicht gibt es doch so etwas wie Rücksicht auf Leute wie Brinkmann? — Gleich, wie es ist — die Direktion desavouiert ihren Spieß. „Ein Mißverständnis läge vor, an dem allerdings Ernst Brinkmann mitschuldig wäre.“ Immerhin: der neue Mann des Anstoßes solle ab morgen die Abteilung nicht mehr betreten. Aber jetzt auch sofort wieder an die Arbeit, sonst allerdings behalte die Direktion sich vor, andere Schritte zu tun. Das kommt so schnell und überraschend, daß sogar Arnold verduzt ist. Ein Sieg — so leicht erungen — ist ihm aus seiner langen Praxis nicht in Erinnerung.

Als er und die beiden anderen zurück sind, den Versammelten auf dem Hofe Bericht zu geben, entsteht im Handumdrehen Tumult. Viele wollen einfach nicht glauben. Viele halten dies alles für einen gemeinen Trick; manchen scheint es auf einmal Quatsch, wegen solcher Lappalie überhaupt die Arbeit hingeschmissen zu haben. Zeit verloren, also Lohnabzug.

Alles summt durcheinander, als Arnold bekanntgibt, die Arbeit sofort wieder aufzunehmen, da der Anlaß zum Streik behoben wäre. Die Oppositionellen aber, die Vertreter der KPD, beginnen zu rasen. Raskopp selber zwar hält ein wenig zurück. Als erfahrener Mann des Betriebes weiß er zu gut, daß man schlecht ohne sichtlichen, überzeugenden Grund zu einer so schweren Aktion weiterschreiten kann. Andererseits aber hat er sich schon so festgebissen, daß es ihm äußerst schwer wird, sich wieder vom Gegner zu lösen. In diesem Augenblick hat er die Führung verloren. Einige Jüngere springen vor; weniger klar, weniger redegewandt, aber ohne Hemmung.

„Genossen! Kollegen! Glaubt ihnen nicht! Betrug! Nichts als Betrug! Ihr seht, was los ist. Jetzt kommen die Nazis schon in den Betrieb. Paßt auf, ihr werdet betrogen. Heut tun die Bonzen noch so, als sind sie gegen den Lohnabbau, aber morgen schon sind sie einverstanden. Schreit den Verrätern die Wahrheit ins Gesicht. Sie sind die wirklichen Spalter. Wer ihnen nicht paßt, den schmeißen sie aus 'm Verband. Kommt zu uns! Die revolutionäre Gewerkschaftsopposition, die RGO, vertritt eure wahren Interessen. Auch euch, Kollegen, die ihr noch unorganisiert seid — auch euch vertreten wir. Wir beschimpfen euch nicht wie die SPD. Kommt zu uns — und ihr lernt, was nötig ist. Bei uns erhaltet ihr Unterstützung.“

Die einzelnen Redner kommen nicht weit. Jeder schleudert nur neuen Zündstoff in die erregte Masse. Wilde Diskussionen entwickeln sich. Alter und neuer Haß bricht auf; gespeicherte Wut explodiert; persönliche Kränkung verwandelt sich rasend schnell in politischen Kampf. Mann steht gegen Mann, Gruppe gegen Gruppe.

Eine Zeitlang hat es den Anschein, als behielte die Opposition das Übergewicht. Raskopp wird von seinen Leuten bedrängt, seine flammende Zunge Feuer speien zu lassen. Er ist aufs höchste erregt. Aber immer noch sucht er auszuweichen. Da springt Ernst Brinkmann vor, der bisher geschwiegen. Er springt auf einen Gerümpelhaufen. Der strohblonde Kopf, die schweren Schultern strömen so viel Ruhe aus, als im Augenblick nötig ist, zu Wort zu kommen.

„Kollegen, laßt euch von Leuten, die keine Verantwortung kennen, nicht sinnlos in etwas hetzen, was sicher schlimm enden wird. Es ist nicht wahr, wenn gesagt wird, der Verband wird sich wehrlos dem drohenden Lohnabbau fügen. Der Verband hat getan, was er kann. Kann er dafür, wenn er alles gegen sich hat? Ihr wißt so gut wie ich, daß der VBMI. jetzt auch von der Stadt Berlin verlangt, sich der Lohnsenkung anzuschließen. Der Verband hat vorgestern in der Schlichtungsverhandlung im Arbeitsministerium keinen Zweifel gelassen, daß er kämpfen wird. Daraufhin, wie ihr auch alle wißt, oder wenigstens wissen solltet, ist neue Verhandlung angesetzt in einer Woche. Das müssen wir doch abwarten. Darüber wird Urabstimmung sein. Dann wird sich zeigen, was ist. Dann könnt ihr beschließen, und keiner von uns wird dagegen sein! Aber so ... so reden können nur Menschen, denen egal ist, ob unsere Organisation zerschlagen wird. Den unorganisierten Kollegen will ich nur sagen: Stärkt unsere Reihen, tretet ein in den Verband, um so eher kommen wir durch.“

Bei den letzten Worten Brinkmanns gibt's lautes Hallo. Ein Vertreter der Direktion ist erschienen; verlangt das Wort. Ganz kurz gibt er bekannt, wer nicht innerhalb zehn Minuten an seinem Arbeitsplatz steht, wird von den Meistern notiert, gilt als entlassen.

Nach dieser schroffen Bekanntmachung hat es minutenlang noch einmal den Anschein, als ob der wilde Streik nicht mehr zu vermeiden ist. Es hat aber nur den Anschein, weil der Lärm sich gesteigert hat. In Wirklichkeit krümelt die Masse weg wie ein trockener Klumpen Erde. Nach fünf Minuten ertönt aus vielen Werkstätten schon wieder Motorengeratter; nach zehn Minuten sind keine zwanzig Mann auf dem Hof, auch keiner der bekannteren Oppositionellen.

Äußerlich ist die Ruhe wieder hergestellt. Noch ist die kapitalistische Welt nicht ganz aus den Fugen; im großen und auch im kleinen. Wie heute ist ihre Kraft noch groß genug, die Menschen mit tausend Fesseln zu binden. Materielle Fesseln, ideelle Fesseln, moralische, politische, juristische; eine Folterkammer raffiniert geklügelter Fesseln.

Am Ausgang des Werkes treffen Arnold und Raskopp zusammen. Arnold wirft einen bösen Blick, will aber schweigend vorüber. Seine Wut über diesen Raskopp erstickt ihn beinahe. Ihm gibt er alle Schuld an dem Schicksal von Fritze Brand. Fritze Brand ist zurück aus Rußland. Arnold hat es durch Elli gehört. Fritz selber hat sich nicht sehen lassen. Man erzählt, er reist umher, hält Vorträge als Vertreter der russischen Arbeiterdelegation; beschimpft tagaus, tagein vor allem die freie Gewerkschaft, den Metallarbeiterverband; fordert direkt zur Spaltung auf. Er läßt sich auch wenig bei Elli sehen; behandelt sie kaum noch als seine Frau; er gibt ihr allerdings Geld. Elli weint, sie ist jetzt im siebenten Monat; sucht Trost bei der Tante Arnold. In letzter Zeit ist Kurt Wiese öfter gekommen. Der hilft ihr bei allem aus. Aber schickt sich das?

Niemals hat Max Arnold geglaubt, daß er auf seine alten Tage einen Menschen so hassen könnte wie diesen Raskopp. Er muß sich zwingen zu schweigen, als er jetzt vorübergeht. Raskopp seinerseits teilt nicht den Haß des andern. Seit er damals in Brandts Wohnung war, bedauert er Arnold ein wenig; politisch freilich erscheint er ihm unbelehrbar.

Mit Raskopp zusammen gehen einige jüngere KPD.-Leute. Sie sind auf dem Wege zu einer Besprechung über das, was heute hier vorgegangen. Als sie Arnold erkennen, sind sie sofort gereizt.

„Du kriegst 'n Strick als Prämie, du! Für's Abwürgen, weefste! Zeij ma die Zijarre, die du gekriegt hast; wir haben ooch Appetit uff 'ne Doktorzijarre ...“

Arnold möchte weitergehen. Er kann aber nicht, so erbittert ist er. Es muß heraus, was er denkt.

„Wer hat euch bestochen, ihr Strolche, daß ihr ehrliche Menschen verächtigt? In den Windeln habt ihr gelegen, da hat unsereins schon gekämpft. Seit wann seid ihr überhaupt schon organisiert? Gestern wart ihr noch gelb, ihr Brüder, und heute wollt ihr uns Vorschriften machen ...“

Weiter kommt er nicht. Drei, vier Mann treten an ihn heran; einer hält ihm die Faust vors Gesicht. Es hagelt Schimpfworte. Raskopp sagt nichts, er drückt dem Parteigenossen den Arm herunter.

„Laß, Emil! 'n alter Mann!“

Arnold hat es gehört.

„Ich werd dir mit ‚alter Mann‘! Du allerdings solltest mehr Verstand haben als deine Rotzjungen da; aber du bist gerade der Schlimmste!“

Ein heftiger Schlag, von einem der Begleiter Raskopps geführt, bringt ihn zum Schweigen. Er taumelt; der Hut fliegt ihm vom Kopf. Blut fließt aus der Nase. Ein klägliches, schreckliches, beschämendes Bild.

Wirr noch sucht er den Hut; verschmiert mit der alten, rauhen Hand das Blut im Gesicht; richtet sich wankend auf; wirft einen unbeschreiblichen Blick auf seine politischen Gegner; wendet sich dann zum Gehen. Raskopp möchte am liebsten irgend etwas Versöhnendes tun; er kann nicht, er wagt es nicht mehr der anderen wegen. Am Ende entschuldigt er sich vor sich selbst: „Ich kann's nicht ändern. Soll er nicht so beleidigend werden.“

Der Tag ist unheilswanger. Noch eine Explosion birgt er in seinem Schoße. Diesmal trifft sie das Kula-Werk selber. Noch hat sich das Werk nicht völlig geleert, noch bilden sich immer neue diskutierende Gruppen vor dem Tor, da stürzen eilig Zeitungsträger direkt von der Bahn vor das Werk. Aus vollem Halse schreien sie die Sensation hinaus, die zu dieser Zeit und an dieser Stelle guten Verkauf verspricht: „Zuchthaus für den Diebstahl im Kula-Werk! Zuchthaus! Zweieinhalb Jahre Zuchthaus! Neue Enthüllungen über den Kula-Skandal!“

Zuchthaus? Das ist nicht möglich! Alle Arbeiter wissen genau, worum es sich handelt. Der Überfall, den das Nora-Werk seinerzeit mit Hilfe des Staatsanwalts auf das Kula-Werk inszenierte, hat mit allen Einzelheiten die Gemüter heftig bewegt. Drei der acht Verhafteten waren bekannte Leute im Werk. Der eine von ihnen sogar Direktor; der Direktor von Eschbach. Kürzlich ist nun auch Eschbach festgesetzt worden. Darüber hört man allerdings wenig. Es soll auch andere Gründe haben; man munkelt von russischer Werkspionage, von Landesverrat und solchen Geschichten. Ob das damit zusammenhängt, daß damals der Meister Wischniewski verschwand und niemals wieder gesehen wurde? Bis heute weiß keiner, wo er ist. Eschbach war Kommunist! Das hat auch keiner gewußt. Allerhand, was die Leute so machen!

Die Zeitungsträger und ihre Expeditionen haben richtig gerechnet: sie haben reißenden Absatz. Jeder will wissen, was ist. Von dreien opfert einer gewiß den sauer verdienten Groschen.

Niemand in dieser Gesellschaft entzieht sich der Wirkung der Sensation; denn sein eigenes Schicksal ist immer auch in die Sensation verflochten.

Raskopp horcht auf, als er die Ausschreier hört. Er erleicht unwillkürlich, nachdem er die Worte verstanden hat.

Im ersten Moment zwingt eine dunkle Gewalt ihn, sich umzusehen. Er hat ein Gefühl, als legten sich fremde Hände auf seine Schultern; Kriminale erklärten ihn für verhaftet. Er hastet jetzt, wegzukommen. Steckt, ohne hinzusehen, die Zeitung in die Tasche. Erst in der Bahn beginnt er zu lesen. Er verschlingt die Zeilen, vertieft sich darin bis zur Selbstvergessenheit.

„Du liest wol Jeheimnisse, Raskopp, wie?“

„Ach was!“

„Lies doch vor, wir wollen ooch wissen, wat los is.“

„Nachher — nachher . . . laßt mich in Ruh — ich bin gleich fertig . . .“

Erst als er zu Ende ist, atmet er auf. Kein Wort von Eschbach. Kein Wort von Jaffke. Gott sei Dank. Er konnte es auch nicht denken. Um so dringender hat er jetzt das Bedürfnis, zu sprechen.

„Da! Lest!“ Er reicht den andern das Blatt, die noch einmal den Vorfall mit Arnold besprechen; darüber die Zeitung vergessen haben.

„Unglaublich! Aber genau, wie ich immer gesagt: die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen . . .“

„Wieso? Is Ulrich freigekommen?“ Ulrich ist Eschbachs Direktor, der auch verhaftet war.

„Der? Das is noch gar nich gewesen. Da schreiben sie bloß am Schluß, der Hauptprozeß käme noch, mit drei Generaldirektoren. Aber warten wir ab. Ich sag' euch schon heute: Zu dem Prozeß kommt es gar nicht. Die gehn in 'n Sanatorium, oder die einigen sich beizeiten, oder, was weiß ich. Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus. Ausgeschwefelt müßte die Bande werden. Immer die Kleinen! Da tun sie sich was. Sieh hier: Mielecke fünfzehn Monate Gefängnis und Steineck dreißig Monate Zuchthaus. Das ist doch gar nicht zu glauben. Lies bloß mal, was da gesagt ist: Weil ‚Erzeugnisse deutschen Geistes an das Ausland verraten sind‘. Mensch! Das is doch Blödsinn. Überlege bloß mal: Die haben wohl ganz vergessen, daß die Nora zum internationalen Konzern gehört. Der schwedische Kreuger soll seine Finger drin haben. Das wird eines Tages der größte Betrüger sein; paß auf, was ich sage. Ich will ja nich sagen, daß es richtig is, für Geld solche Sachen zu machen; aber wenn man bedenkt, wo die wirklichen Schuldigen sitzen! — was denen

passiert! . . . und Steineck: dreißig Monate Zuchthaus! Die Welt ist wahrhaftig ein Tollhaus.“

Raskopp redet, während die andern ihrerseits jetzt in die Zeitung vertieft sind. Seine Unruhe hat sich noch nicht gelegt.

„Schmeißt den Quatsch zum Fenster raus! Wir haben jetzt anderes zu tun. Was sollen wir machen, wenn Riebe und Konsorten wieder abwürgen wollen . . .?“

Das Stichwort ist da. Die Sensation wird schnell vergessen. Der Mann im Gefängnis, der Mann im Zuchthaus sind nichts als Eintagsfliegen. An der neuen Taktik aber — an der Gründung der eigenen Gewerkschaft — sind alle brennend interessiert.

Zu aller Überraschung ist Raskopp — der gerade in letzter Zeit eine Menge Bedenken hatte — auf einmal Verfechter des schärfsten Kurses.

Am Vorabend

Gustav Riebe, Uprecht und ihre nächsten Kollegen kommen seit Tagen kaum noch ins Bett. Zwei Tage ist Riebe nicht zu Hause gewesen. Er hat nur einige Stunden in seinem Büro auf einem Diwan geschlafen. Die Ereignisse überstürzen sich; sie verlangen das Äußerste, was ein gesunder Körper an Kraft hergeben kann. Und Gustav Riebe ist manchmal geschwächt. Ärger als sonst quält ihn der Druck in der Magen-egend; nervöses Brennen dort peinigt ihn. Am schlimmsten, wenn er zu Hause ist; scheinbar Ruhe hat. Es ist keine wirkliche Ruhe. Emilie reizt ihn in letzter Zeit durch lauerndes Schweigen. Sie hat plötzlich Minna entlassen; ein neues Mädchen eingestellt, ein junges Ding, das kommandiert werden kann wie ein Wachhund; sich keine Eigenbemerkung erlaubt.

Immer einsamer fühlt sich Riebe. Am besten, er hört und sieht nichts von Hause. Erdrückt von Arbeitsfülle, ist ihm am wohlsten; dann ver-rißt er, wo es sticht und brennt. Bei der Arbeit ist er der alte, nichts entgeht ihm; da bleibt er der starke Taktiker.

Ein schweres Stück, die letzte Verhandlung im Reichsarbeitsministerium. Unvereinbar prallten die Gegensätze aufeinander. Nicht das geringste Entgegenkommen zeigten die Herren vom VBMI. Als ob sie es auf Provokation angelegt hatten. Das Tollste vom Tollen leistete sich ihr Syndikus. Noch jetzt — drei Tage später — kommt Riebe nicht los davon.

Er und seine Kollegen haben immer wieder auf folgendes hingewiesen: „Die geringe Senkung der Preise — die immerhin anerkannt werden solle — sei durch den bisherigen Lohnabbau schon mehr als ausgeglichen. Die durch den Abbau eingetretene Schwächung der Kaufkraft habe die Lage des Binnenmarktes beinahe hoffnungslos verschlechtert . . . Es widerspräche aller sozialen Gerechtigkeit, wenn die Senkung der Gestehungskosten der Werke immer nur von der Lohnseite vorgenommen werde. Wohin das führe, bewiesen Zahlen . . . Bei Beginn der Verhandlungen, vor den Wahlen im Frühjahr: in Berlin rund 51 000 Metallarbeiter erwerbslos, jetzt dagegen schon 80 000. Was

wird denn heute verdient? Ein Akkordarbeiter geht mit einem Wochenverdienst von 36,52 Mark nach Hause; ein Hilfsarbeiter mit 24,50 Mark. Ist es ein Wunder, wenn ihre Arbeitskleidung nur noch aus Flickern besteht?“ Dies hatte Riebes Kollege gesagt; Riebe hat dann hinzugefügt: „Jede Arbeit verliert ihren gesellschaftlichen Sinn, wenn der Ertrag nicht wenigstens die zum Lebensunterhalt unbedingt nötigen Ausgaben deckt.“

Daraufhin hatte der Syndikus die Frechheit besessen, Riebe ironisch anzusehen und zu sagen: „Das gute Herz Herrn Riebes in Ehren, aber sie säßen hier hoffentlich nicht, Moralphilosophie zu treiben ... das überstiege auch seinen Horizont, er wäre Jurist und nicht Theologe.“ Also soll sich — nach Meinung dieser Herren — der Arbeiter restlos ausplündern lassen, auch wenn er sich nicht einmal satt essen kann. Und damit vergleiche man die Hunderttausendgehälter der Direktoren und Aufsichtsräte!

Das Resultat der Verhandlung liegt schriftlich vor. Riebe wirft einen Blick darauf. Im Kern steht da:

„Die bisherigen Tarifmindestlöhne der Arbeiter über achtzehn Jahre werden in allen Lohnklassen um 8 v. H., der Jugendlichen unter 18 Jahren und der Arbeiterinnen um 6 v. H. gekürzt.

Die Akkordberechnungsgrundlagen ändern sich im gleichen Maße.

Den Parteien wird von der Schlichterkammer empfohlen, zu prüfen, ob und in welchem Umfange durch Kürzung der Arbeitszeit Wiedereinstellung von Arbeitslosen bewirkt werden kann.

Soweit der bisherige Bestand an Arbeitskräften nicht aufrechterhalten werden kann, wird den Arbeitgebern empfohlen, durch Arbeitsstreckung Entlassungen größeren Umfanges zu vermeiden.“

Vom ersten Augenblick an war Riebe und allen Kollegen klar: Dieser Schiedsspruch ist untragbar. Ein Lohnabbau in diesem Ausmaß: Praktisch ein reines Diktat der Unternehmer — wird freiwillig von den Mitgliedern des Verbandes nicht hingenommen. Die Stimmung ist allzu geladen. Alles kommt zusammen. Die gesamte deutsche Arbeiterschaft sieht in diesem Augenblick auf den Berliner Verband. Er soll die Probe bestehen, wie weit der Lohnabbau gehen kann.

Es gibt keinen anderen Ausweg. So furchtbar die Situation sein mag — ohne Kampf riskiert der Verband seine Existenz. So wenigstens meinen verschiedene der Kollegen. Riebe teilt diese Befürchtungen nicht; aber

starken Mitgliederschwund hält auch er für möglich, vor allem infolge der Hetze der KPD. Ihm wäre schon recht, ein Teil der Schreier flöge sofort hinaus. Aber vor einem Kampf — oder gar ohne sichtbaren Kampf —, das wäre die dümmste Taktik. Sie sollen sich als Spalter entlarven, das ist erste Voraussetzung!

Das sind Riebes Gedanken. Er spricht nicht mehr viel. Er weiß, was er will. Als Uprecht kommt — ein wenig bedrückt von dem, was bevorsteht —, findet er einen Mann, der trotz seiner Körperfülle elastisch vom Diwan aufspringt; sich hinpflanzt vor ihn, mit einem Gesicht, aus dem beinahe Übermut spricht:

„Na also, jetzt geht's los. Ich bin zufrieden.“

„Du meinst also wirklich, die Urabstimmung heute gibt Zweidrittelmehrheit?“

„Selbstverständlich. Ich sage dir, wir können zufrieden sein.“

Riebe hat recht behalten. Eine überwältigende Mehrheit aller Betriebe hat in der Urabstimmung sich für Ablehnung des Spruches entschieden, und damit für den Streik.

Morgen wird der große Streik der Berliner Metallarbeiter beginnen. Für die Öffentlichkeit beginnen. Für die Presse, die Kapital daraus schlägt. Für die zahlreichen Krämer, für Bäcker und Fleischer, deren Absatz leiden wird. Für Destillen, für Leihhäuser, für Ringbahn, Untergrundbahn und Elektrische. Tausend und aber tausend Fäden eines riesigen Maschennetzes geraten in Bewegung, wenn hunderttausend Männer an einem Tage dem Kapitalismus die Arbeit weigern.

Die Organisationen, Verbände und Parteien, haben lange im stillen gerüstet.

Fieberhaft rüstet vor allem die KPD. Um große Dinge geht es für sie. Seit ihrem Bestehen bekämpft sie den reformistischen Kurs der Verbände. In immer neuen Stößen — geführt und gestärkt von der Moskauer Internationale — hat sie die Macht der Gewerkschaften zu erschüttern, die Führung in den Gewerkschaften zu erobern versucht. Vielfach hat sie in diesem Kampf die Taktik gewechselt. Hat im Anfang Zerschlagung gefordert und Neuaufbau in anderen Formen; hat dann gefordert, Zellen in den Verbänden zu schaffen, den Reformismus als Helfer des Kapitalismus zu entlarven; die Bonzen, die Führer anzugreifen, die Massen von ihnen zu lösen.

Erbitterte Kämpfe hat es gegeben, gefährliche Situationen; im ganzen aber ist wenig erreicht.

Eine neue Taktik soll endlich zum Siege führen. Bis jetzt war sie nur den Leuten vom Bau bekannt; wurde diskutiert nur im eigenen Rahmen. Jetzt aber wird sie zur Taktik des offenen Angriffs.

Im Hinblick des großen Kampfes erblickt sie das Licht der Öffentlichkeit. Dieser Kampf wird die Feuertaufe sein. Versteckspielen hört jetzt auf. Die „Rote Fahne“ gibt das Signal. Noch wollen viele, die außen stehen, nicht glauben. Das Blatt geht von Hand zu Hand. Schwarz auf weiß ist dort zu lesen:

„Der fünfte Kongreß der Roten Gewerkschaftsinternationale hat den revolutionären Arbeitern Deutschlands die Aufgabe gestellt, eine eigene revolutionäre Gewerkschaftsbewegung aufzubauen. Die erste Voraussetzung dazu ist die Schaffung von starken aktiven Betriebsgruppen der RGO. Von der Art dieser Betriebsgruppen ist die Stärke der RGO. abhängig.“

Jeder muß es glauben. Die Eingeweihten wissen es längst. Für sie beginnt jetzt die praktische Arbeit.

Funktionäre sind heute abend zur letzten Instruktion versammelt. Alles ist auf den Beinen. Von diesem Kampf erwartet man einen gewaltigen Auftrieb. Das Ziel ist doppelgesichtig. Einmal sollen die alten Verbände auf ihrem eigenen Felde geschlagen werden. Die RGO. muß die Führung erlangen. Sie muß die Organisation werden, mit der der VBMI. und der Arbeitsminister zu verhandeln haben. Zum zweiten aber muß dieser Streik, wenn irgend möglich, zum Auftakt großer politischer Kämpfe werden. Der Verband der Metallarbeiter darf nicht der einzige bleiben, der streikt. Alle Verbände, alle Betriebe müssen hineingezogen werden. Am Ende steht der politische Massenstreik.

Eine riesige Aufgabe hat die Partei, hat die Internationale gestellt. Sie in Angriff zu nehmen, hat schwere Kämpfe auch in den eigenen Reihen gekostet. Viele, meist ältere Funktionäre, haben übermäßig Bedenken geäußert. Haben auch nicht Ruhe gegeben, als das Zentralkomitee die strikteste Disziplin gefordert. Die Partei hat die Konsequenz gezogen. Disziplin gegen einmal gefasste Beschlüsse ist Fundament der Organisation. Die Saboteure sind ausgeschlossen, als Verbrecher gestempelt; als heimliche Helfer der Reformisten.

Jetzt kann der Kampf beginnen. Im Kampf muß die neue Organisation geboren werden.

Auch Albert Raskopp ist heute mit seinen Leuten zusammen. Auch er hat Schwankungen durchgemacht. Er hat sie überwunden. Nur die Aufgabe sieht er noch, die gelöst werden muß. Als alter Gewerkschaftler greift er sie an. Es gilt: nicht für heute und morgen organisieren. Was aufgebaut wird, soll Dauer haben. Wie ein Krebs muß die neue Organisation sich in die alte hineinfressen können.

Er selber hat die Leute der Betriebsgruppe Kula; hält stets Verbindung mit der Industriegruppenleitung seines Unterbezirks. Augenblicklich sitzt er mit seinen nächsten Funktionären beisammen: dem Orgleiter, dem Kassierer, dem Agitpropfleiter, dem Zeitungsobmann, dem Betriebsberichterstatler. Je ein Vertreter ist da für die Arbeiterinnen und für die Jugend.

Raskopp hat gesprochen, noch einmal die Lage aufgezeigt. Jetzt gilt es den letzten Feilenstrich. Er faßt zusammen:

„Die Hauptarbeit kommt später noch. Stellt euch das nicht so leicht vor. Augenblicklich ist die Hauptsache: anpacken! Das ist sicher, die Herrschaften werden so bald wie möglich abzuwürgen versuchen. Da heißt's: 'n Strich durch die Rechnung! Hast du deine Leute zusammen, Willi?“

„Ick denk doch.“

„Wieviel werden sein?“

„Fufzig, sechzig, denk ick, werden kommen.“

Der Orgleiter hat die Aufgabe, im Betrieb ein System von Vertrauensleuten aufzubauen. Auf zehn bis zwanzig Belegschaft je einen.

„Fürs erste genug. Auf hundert müssen wir's aber bringen. Vor allem sieh zu, bei Brinkmann und Arnold reinzukommen. Wir müssen genau wissen, was los ist bei denen.“

„Keene Bange! Die hab ick jrade jefressen.“

„Dachste vielleicht, ick nich? Den Arnold sein Porträt kommt in die nächste ‚Kula-Fackel‘. Det steht mal fest. Der soll vielleicht staunen. Ick hab Fritze Brandt getroffen. Der gibt mir noch Material; 'ne Photographie ‚Schlummerstündchen bei SPDs.‘, oder so wat Ähnliches kommt darunter.“

„Aber keine Lügen, das schadet bloß! . . .“

„Mensch, Raskopp! Deine Sorjen möcht ick haben. Viel wichtiger is, det wir vierhundert Nummern absetzen.“

„Laß jut sein, besser is besser. Dies alles is nicht von heut auf morgen. Aber, was ich noch sagen wollt, Paul, vergiß die Handzettel morgen nicht, und dann kannst du dich mit meinem Helmut noch in Ver-

bindung setzen, daß wir zum Sonntag die ‚Roten Ratten‘ kriegen. Ich verlaß mich auf dich mit Saal und allem ...“

„Kannste! Schluß heute, was?“

„Ich denke: is alles. Hat einer noch was? ... Nee? Na dann: Rot Front!“

„Rot Front!“

Es ist ein Uhr nachts. Alle gehen nach Hause. Nur Raskopp hat noch nicht Ruhe. Er muß an eine bestimmte Stelle im Schillerpark. Um zwei will Jaffke da sein; der vereinbart immer um solche Zeit. Er muß vorsichtig sein, viel vorsichtiger noch als sonst, seit er die Betriebswehr aufbaut. Fritz Brandt macht mit, auch Helmut Raskopp.

Albert Raskopp ist nicht wohl dabei. Zwar hat er jetzt eine andere Meinung von Jaffke, seit der Aussprache damals in Brandts Wohnung; er macht sich auch keine Gedanken mehr, wenn er unter besonderen Vorsichtsmaßnahmen an Jaffke das Material abliefern, das er aus dem Betriebe mitnimmt. Aber daß ihm der eigene Sohn in der letzten Zeit durch Jaffkes Einfluß immer schneller entglitten ist, daß Helmut ihm offenbar über manches nicht mehr die Wahrheit sagt, vieles wahrscheinlich überhaupt verschweigt, das peinigt ihn mehr, als er gut haben will. Seit Tagen ist der Junge keine Nacht mehr zu Hause. Was geht da vor? Helmut's Gesicht gefällt ihm nicht.

Albert Raskopp hat sich vorgenommen, heute nacht mit Jaffke energisch zu reden. Er muß wissen, was los ist.

Pünktlich ist er an der vereinbarten Stelle. Auf die Minute. Jaffke verlangt das. Alle Russen verlangen das. Keine Minute zu früh, und keine Minute zu spät. Niemals warten sie länger als höchstens fünf Minuten. Dann vermuten sie Verrat. Sie sind das aus ihrer illegalen Arbeit gewohnt. Jetzt verlangen sie Gleiches in der deutschen Partei. In dieser Beziehung ist Jaffke ganz Russe. Raskopp hat es gelernt. Die Uhr schlägt zwei; da steht er da, wo er soll. Jaffke ist nicht da. Die Minuten vergehen; er kommt nicht. Raskopp ist plötzlich unheimlich zumute in der Dunkelheit hier, in die nur matt noch der Lichtschimmer einer Straßenlaterne fällt. Was ist das? Gerade heute! ... Irgendwo raschelt es im Gebüsch. Er fliegt herum. Ein Grauen kriecht über den Rücken. Er bezwingt sich und greift in die Tasche. Wie viele andere trägt er dort den Revolver. Er starrt in die Dunkelheit. Nichts regt sich mehr. Mit schnellen Schritten entfernt er sich; aber nicht in der Richtung nach Hause, sondern entgegengesetzt.

Streik

Der große Streik hat begonnen. Heut ist der erste Tag. Fünftausend Schornsteine qualmen nicht. Mehr als zweihundertfünfzig Betriebe haben die Arbeit eingestellt. Mehr als hunderttausend Arbeiter sind auf den Beinen. Mehr als hunderttausend Arbeiter denken an Kampf und Sieg; haben die Sondersorgen des Alltags beiseitegestellt; haben den starken Blick für das, was heute getan werden muß.

Um neun Uhr vormittag ist offizieller Streikbeginn. So hat der Verband sanktioniert. Er muß juristisch die Formen wahren. Der Kampf, den er führt, ist keine Sache zweier Familien. Er ist ein Kampf — Klasse gegen Klasse. Es geht um Großes. Noch aber ist keine Revolution; noch regiert die alte Verfassung; noch regiert das Gesetz mit tausend Fußangeln. Noch ist der Verband an strenge Gesetze gebunden. Er will sie befolgen. Riebe sagt es zu Uprecht:

„Wir hätten viel zu tun, uns um jeden Privatwunsch zu kümmern. Sollen die mal erst hunderttausend vertreten, dann werden sie merken, was los is. Hörst du sie schreien, dann denkst du: morgen is Revolution. Dabei denken sie gar nicht dran, wenn sie selber was zu verantworten haben.“

Uprecht antwortet nicht, er nimmt die Dinge schwerer als Riebe. Er, der Optimist, wird Pessimist, seit der Kampf im Gange ist. Das Bild, das er heute früh sah — er kam vorüber am Kula-Werk —, hat ihn sehr bedrückt.

Um sechs Uhr morgens ist es lebendig geworden in den Arbeitervierteln. Hastiger als an anderen Tagen dröhnen die Schritte durch das Dämmer der Straßen; den Straßenbahnen, den Bahnhöfen zu. Sonst schweigen viele, heute reden alle. Auch dem Verschlossensten reißt das innere Beben die Lippen auseinander.

Gruppe stößt zu Gruppe. Männer, die nie ein Wort miteinander gewechselt, sind plötzlich in ernstem Gespräch. Nicken einander zu: „Wir ziehen jetzt alle an einem Strang. Wir wissen Bescheid.“

Ein ungewohntes Bild vor vielen Betrieben. Schon in den Anmarsch-

straßen fällt es ins Auge. Überall Doppelpatrouillen der Schupo; Sturmriemen unter dem Kinn. Alarmzustand für die Polizei. Ein Arbeiter witzelt: „Du, Mensch, sieh hin! Die haben die Helme festgebunden. Det wird wol windig werden heute.“

Vor den Betrieben stauen die Züge. Die KPD. hat durch ihre neue RGO. Parole gegeben, nicht erst um neun mit dem Streik zu beginnen, wie der MV. es will — sondern gar nicht erst den Betrieb zu betreten; sofort mit dem Streik zu beginnen; die Massen zu sammeln; Züge formieren; zum selbstgewählten Streiklokal ziehen; eine eigene Streikleitung wählen.

Die RGO., geleitet von ihrer Partei, setzt alles daran, die Führung des Streiks dem Verband zu entreißen. Sie wird beweisen, daß ihr und nur ihr die Vertretung der Klasse gehört, nicht aber den Reformisten.

Schon zweimal ist der Versuch gemacht, den Beginn des Streiks selbständig zu bestimmen. Es ist nicht gelungen. Heut ist die neue Machtprobe: „Nicht um neun erst aus dem Betrieb; sofort heraus zum Anschluß an eine zentrale Kampfleitung der RGO!“

Es ist kurz vor sieben. In Scharen strömen die Arbeiter über die Vorplätze der Betriebe in die Nähe der Tore. Immer neue Haufen bilden sich. Ketten von Streikposten haben vor vielen Arbeitsstellen den Eingang abgeriegelt.

„Hierbleiben! Nich rin! Schluß! Seid ihr immer noch beim Kommiß, daß ihr euch schurigeln laßt?!“

Heftige Diskussionen entbrennen. Besonders wild sind die Unorganisierten; alle jene, die die Disziplin eines großen Verbandes bisher nicht gekannt. Andere aber sind da, die haben oft im Feuer gestanden; verlieren bei aller Erregung nach außen die Ruhe nicht; verlassen sich auf die Führung; befolgen ihre Parolen. Andere wieder wissen nicht aus noch ein. Hören hierhin, hören dorthin; wollen dies, wollen jenes; durchbrechen die Streikpostenkette; laufen auf den Fabrikhof, warten dort; sehen sich um, wie viele kommen; laufen wieder zurück.

Vor allen Betrieben ähnliche Szenen. Da, wo der Einfluß der Opposition stark ist, geht es am lautesten zu. Rote Fahnen tauchen auf; Transparente: „Kampf gegen Lohnraub mit der revolutionären Gewerkschaftsopposition.“ „Kampf allen Streikbrechern! Hinein in die Betriebswehren!“ Ordner sind da, die Massen zur Demonstration zu führen. Erwerbslosenstaffeln mischen sich in die Diskussionen. Viele waren vor kurzem noch im Betrieb; appellieren jetzt mit beredten

Worten an schuldige Solidarität! Wo es gelingt, kennen Brüderlichkeit und Freude keine Grenze. Mancher alte Hader ist plötzlich verflogen. „Laß jut sin! Fürs Jewesene jibt der Jude nüscht. Hauptsache is: jetzt einig. Einer für alle — alle für einen.“ Wo es nicht gelingt, kennt die Wut keine Grenzen. Man beschimpft sich ohne Maß. Viel fehlt nicht — dann sprechen die Fäuste.

Arbeiterinnen mischen sich unter die Zaudernden; treiben an; stacheln die Manneskraft; höhnen, wenn sie glauben, auf Schwäche gestoßen zu sein. Lehrlinge tauchen auf; haben keine Sanktion zum Streik. Sie sagen, sie müssen feiern, sonst würden sie im Betrieb zu Streikbrecherarbeit gezwungen.

An vielen Stellen gelingt es der RGO., die Massen vor dem Betrieb zu halten. Sofort zieht man hin zum Streiklokal. Arbeitende und Arbeitslose gemeinsam. Gemeinsam wählen sie eine Leitung. Die RGO. triumphiert. Überall die gleichen Parolen:

„Gegen den Lohnabbau! Für den Siebenstundentag bei vollem Lohnausgleich! Brot und Arbeit den Arbeitslosen! Nieder mit dem Faschismus!“

Überall wird propagiert, die Streikfront zu verbreitern, neue Betriebe hineinzuziehen; Verkehrsarbeiter, Holzarbeiter, Bauarbeiter, Angestellte. Von allen wird Solidarität gefordert. Überall wird von der RGO. in heftigen Worten gewarnt vor dem alten Verband, vor Riebe und Kompagnon. Zeitungen, Flugblätter werden in Massen herausgeworfen. Schon heute, am ersten Tage des Streiks kann man lesen: „Verrat ist geplant. Geheime Verhandlungen des Verbandes mit dem Arbeitsminister.“

Auch die RGO.-Streikleitung hat sich an den Minister gewandt; hat sich an den VBMI. gewandt; die aber haben es abgelehnt, sich auseinanderzusetzen mit einer nicht legitimierten Organisation. Die RGO. muß sich selber durchbeißen. Viel steht für sie auf dem Spiel.

Heftiger Bruderkampf beginnt schon im Anfang des Streiks die Kräfte der Organisation zu schwächen.

Auch vor dem Kula-Werk — lange vor Arbeitsbeginn — diskutieren zahlreiche Gruppen. Früher als alle sind Albert Raskopp und seine Leute zur Stelle. Zum erstenmal wird eine neue Betriebszeitung abgegeben: „Die rote Kula-Sirene.“ Darin sind die letzten Vorgänge illustriert im Prozeß der Nora kontra Kula. Zugleich aber sind die

„Sozialfaschisten“ Brinkmann und Arnold angeklagt. Brinkmann wird als gefährlichster Mann denunziert. Mit Hohn wird darauf verwiesen, daß der Nazi, um dessentwillen in Brinkmanns Abteilung Skandal ausbrach, von der Direktion nicht etwa entlassen wurde, sondern im Bereich des Direktionsgebäudes mit leichter Gartenarbeit beschäftigt ist. Hier spritzt er mit seinem Gartenschlauch, grinst höhnisch die anderen an, wenn sie in die Werkstätten gehen. „Brinkman ist schuld, die ‚linken‘ Sozialdemokraten sind schlimmer noch als die rechten; sie verstehen es am gerissensten, jeden wirklichen Kampf zunichte zu machen.“ So steht in der „Sirene“ geschrieben; rot unterstrichen. „Räumt auf mit diesen Burschen!“ Das Blatt wird herumgereicht. Ein Zeichner hat grob illustriert, wie der Nazi Brinkmann mit Jauche bespritzt, während Brinkmann abstreicht mit krummem Buckel wie eine nasse Katze. Ein anderes Bild zeigt Arnold, ruhend, auf einem Schlummerkissen. Darauf steht geschrieben: „Nur ein Viertelstündchen — fürs Kapitalistenhündchen. Alles ist mir über — eh nicht der Streik vorüber.“ Die Erregung erreicht den Höhepunkt, als Brinkmann und Arnold kommen. Ein junger, betriebsfremder Arbeitsloser steckt jedem der beiden eine Zeitung zu: „Lies ma! — Det is wat für dich.“

Brinkmann wirft nur einen kurzen Blick auf den Titel; dann knüllt er das Blatt zusammen, wirft es beiseite. Arnold aber schlägt auf und liest. Bleibt stehen und liest. Sein Gesicht bedeckt sich mit dunkler Röte. In diesem Augenblick sieht er bei einer der Gruppen Fritz Brandt; sieht, wie er händeschwingend agitiert. Die mageren Backenknochen treten noch schärfer heraus. Starrer noch wirkt das tote Auge. Auch er hat jetzt den Pflegevater gesehen. Sekundenlang haben beide das gleiche Gefühl: Aufeinander zuzugehen, befriedigt und glücklich, sich wiederzusehen. Beide zaudern, beide wenden sich ab. Beider Qual entlädt sich in anderer Richtung.

Eine Zeitlang hat es den Anschein, als gelingt es auch hier, die Masse vor dem Betrieb zu halten. Man sieht Raskopp von Gruppe zu Gruppe eilen. Ein günstiger Augenblick für seine starke Beredsamkeit. Wäre Brinkmann nicht immer noch Mann des Vertrauens, Max Arnold allein gelänge es nicht, die eigenen Leute bei der Stange zu halten. Auf Messers Schneide steht die Entscheidung zu Brinkmanns eigener Überraschung. Auch nahe Kollegen haben heute einen neuen seltsamen Ton in der Stimme.

Die Nähe großer Entscheidungen füllt die Eimer aus tiefen Brunnen...

Jetzt hat es neun geschlagen. Im Umsehen ist der Betrieb geleert. Wie von selber bildet sich vor dem Tor ein mächtiger Demonstrationszug. Laute Schreie ertönen. Von Norden her naht ein anderer Zug. Drei große Betriebe haben sich dort zur Demonstration zusammengezogen. Die Männer schwenken die Arme; zeigen lachend, verschmitzt, Zahnräder und andere Maschinenteile. Sie haben ihre Karren dienstunfähig gemacht. Sie wollen erzwingen, daß keiner in ihrer Abteilung streikbrechen kann.

Hundert Züge marschieren in hundert Richtungen durch die Straßen der Großstadt. Verschmelzen, berühren sich, trennen sich wieder. Von Betrieb zu Betrieb. In Versammlungslokale. Kontrolle verlangt dort das Mitgliedsbuch. An manchen Stellen aber werden die Kontrollen des DMV. von Erwerbslosen, von Unorganisierten, von Männern der RGO. beiseitegedrängt, beiseitegestoßen, überrannt. Die RGO. beherrscht hier das Feld; wählt ihre eigene Leitung. Rennende Schupo flankiert die Züge; Überfallwagen hinten und vorn. Allüberall begeisterte Kampfesstimmung. Im Rausch der großen Entscheidung wächst der Vortrupp der Klasse zur Einheit; zur Einheit gegen den größten Feind; den Feind, der ihnen vom kargen Brot ein Siebentel wegreißen will.

Erst heute — beim Anmarsch der Züge, beim dumpfen Schritt, beim hellen Schrei, beim Hämmern rhythmischer Sprechchöre — bemerkt die breite Öffentlichkeit den Streik der Hunderttausend. Sieht ihn mit Staunen, mit Haß, mit Beifall, mit scheelen Augen und schweigender Furcht. Noch während die Massen marschieren, schreien Schlagzeilen der großen Presse: „Metallarbeiter im Streik!“ „Zweihundertsechundsiebzig Betriebe streiken!“

Der große Kampf ist da. Der lang gefürchtete, lang ersehnte. „Für Brot und Arbeit! Gegen Diktatur! Gegen die Drohungen des Faschismus!“ Ein Beben geht durch die große Stadt; ein Beben durch die Klasse, die die größte im Lande ist.

Eine Woche ist vergangen. Mit größter Erbitterung wird gekämpft. Erregter werden die Geister. Jedes Wort wird Funke im Pulverfaß. Neue Betriebe in Streik getreten. Die Polizei nervöser. Die Streikposten vor den Fabriken gereizter. Die große Presse treibt Sensation. Putsch auf, verleumdet, lenkt ab, verdächtigt, erfindet und kombiniert, verwirrt und versucht zu spalten.

Zehntausend Familien bangen um Brot. Der Kampf aber geht nicht mehr um Brot. Macht steht gegen Macht.

Die Macht der Kleinen ist ihre Gemeinschaft, ihr Glaube und ihre Opferbereitschaft.

Die Schwäche der Kleinen ist ihre Gespaltenheit, ihre Feigheit und ihre Verzweiflung.

Vor schwersten Entscheidungen steht der Verband. Zweifrontenkrieg muß er führen. Von allen Seiten ist er berannt. Hundertunddreißigtausend Männer zerren an seinem Körper. Alle begehren, alle fordern; viele drohen, viele fluchen. Er ist auf sich selber gestellt, wie ein Steinkoloß in tobender Brandung.

Eifernd wirbt jetzt die RGO. um die Liebe der Mitglieder des Verbandes, scheut nicht zurück vor Verleumdung. Kampf rechtfertigt Brutalität. Von Betrieb zu Betrieb verstärkt sie die Propaganda; zieht neue Betriebe in Streik, Betriebe, die nicht zur Sanktion gehören. Sie wirbt um die Lehrlinge der Betriebe, wirbt um die Angestellten. Sammelt auf tausend Sammellisten Groschen zur Unterstützung. Sammelt an tausend Plätzen, was immer Sympathisierende opfern wollen; Kartoffeln und Mehl, Kohlen, Rüben, Fleisch und Fett. Küchen werden eingerichtet, Gulaschkanonen vor die Betriebe gefahren. Streikende Frauen versehen den Dienst. Bei der Mahlzeit wird agitiert. Sprechchöre hämmern vieltausendmal: „Hier wird mit der RGO. gestreikt.“ Unorganisierte, Erwerbslose, berufliche Agitatoren vereinen die Kräfte zum wilden Angriff. Im Hintergrund arbeitet der verbotene Rot-Front-Bund; arbeitet auch ein neu sich bildender „Antifaschistischer Kampf-bund“.

Riebe und seine Genossen stehen im Zweifrontenkrieg. Sie tragen die Verantwortung für den Bestand des Verbandes.

Der Verband ist nicht gewillt, die Unorganisierten zu unterstützen. Sie wollen nach seiner Meinung die Früchte schlucken; Land bearbeiten aber, Fruchtbäume pflanzen und pflegen, das wollen sie nicht. Riebe und seine Genossen fordern den Haß vieler Tausend heraus. Sie glauben ihn tragen zu müssen. Verantwortung vor dem Ganzen!

Riebe ist überall. Hier greift er an, dort sucht er abzuwiegeln, immer aber steht er im rasenden Feuer. Oft allein. Die Freunde im Saale schweigen; die Feinde verdoppeln die Wut des Angriffs. Nachgeben kennt er nicht. Weiß, was gewollt wird, gewollt werden muß. Er scheut nicht vor dem Versuch zurück, die RGO. mit eigenen

Waffen zu schlagen; fordert „Selbstschutztruppen“ zur „Abwehr des Terrors der KPD.“.

Riebe und seine Genossen wissen: Unmöglich, ein brandendes Meer mit Tröpfchen Öl zu besänftigen. Unmöglich, parteigespaltenen Massen in jedem Stadium geheimer Verhandlung Bericht zu erstatten, ihre Mitverantwortung zu fordern.

Klar ist die Lage für den Verband: Der Kampf um das Ganze ist aussichtslos. Nur ein Teilerfolg kann errungen werden. Um diesen Teilerfolg aber ringt er mit aller Kraft.

Unendlich schwer ist der Kampf. Unendlich schwer, in tausend verfitzten Knäueln den Leitfaden in der Hand zu halten. Schon brechen einzelne aus der Front; schon drohen die Unorganisierten, bei Nichtunterstützung den Platz zu verlassen; schon ist es den Unternehmern gelungen, aus zahlreichen trüben Rinnsalen Streikbrechergarden zu organisieren. Der Augenblick naht: mit Waffenstillstand und Kompromiß den Kampf zu beenden.

Eine Woche schon schweben Verhandlungen. Da — auf einmal — flammt der Streik wieder auf; mit unerhörter Stärke, mit neuer wilder Erbitterung.

Die KPD., die RGO. hat ausgeholt zu schweren Schlägen. Sie setzt das Äußerste ein, den Streik zu vergrößern, den Streik zu verlängern, den Kampf um die Macht zu führen. Auch sie im Zweifrontenkrieg. Gegen den alten Verband! Gegen Faschismus und Kapitalismus!

Zwei Tage sind vergangen. Vor dem Kula-Werk hat es begonnen. In ununterbrochener Folge lösten sich dort die Streikposten ab. Zwei Tage sind vergangen, da fuhr der erste Wagen, ein riesiger Möbelwagen, durchs Tor, kutschiert von dem Nazi-Gärtner. Höhnisch knallt er die Peitsche. Den Streikenden schneidet der Ton in die Ohren, als träfe die Peitsche ihren nackten Leib. Sie verbeißen den Zorn, die Gesichter zeigen Verachtung.

Das war am Morgen. Am Abend kehrt der Wagen zurück. Ein zweiter folgt. Und wieder schwirrt die Peitsche; wieder gräbt sich ihr Ton in die Ohren wie schneidende Messer.

Die Wagen fahren am zweiten Morgen, kehren am zweiten Abend zurück. Da erfüllt sich ihr Schicksal.

Gestern noch war es stummes Grübeln, dann war es Raunen und heißes Gerücht. Jetzt soll Gewißheit werden.

Die Zahl der Streikposten hat sich seit frühem Morgen verdoppelt.

Zahlreiche Erwerbslose haben sich eingefunden; stauen am Tor, werfen Blicke wie hungrige Tiere. Junge Leute sind da, in schwarzen und roten Blusen, mit gekrämpelten Ärmeln, mit nackten, sehnigen Armen. Helmut Raskopp ist unter ihnen.

Es ist Abend geworden.

Wieder erscheinen die Möbelwagen; wieder sirren die Peitschen. Da plötzlich — schneller als Worte sind — stürzen drei Dutzend Männer an jeden Wagen; reißen die Pferde zurück; holen den Kutscher vom Bock; schlagen ihn nieder. Hämmer sind da; die Bretter der großen Wagentüren krachen in Trümmer. Ein Blick beweist: In dem Wagen ist Material für Streikbrecherarbeit. Drei Dutzend Männer stemmen mit wilder Kraft die harten Schultern. Umgestürzt, sperren im wüsten Chaos Wagen, Bretter und Eisenteile den Eingang zum Tor.

So schnell hat sich die Szene entwickelt, so schnell ist die Tat geschehen, daß Polizeipatrouillen erst eingreifen können, als alles vorüber. In wildem Gewirr entfliehen die meisten. Andere suchen Deckung, markieren Posten vor dem Betrieb. Auch Helmut Raskopp will flüchten. Sein erster Gedanke. Im nächsten Augenblick aber scheint es ihm feige, zu laufen. Trotzig bleibt er stehen; wehrt nicht einmal ab, als zwei Schupo sich auf ihn stürzen. Ein schwerer Schlag mit dem Knüppel trifft seinen Arm. Er wird gefesselt und vorwärts gestoßen. In hundert Fäusten beginnt es zu zucken, in hundert Augen steigt Blut. Da rollen Überfallwagen an. Widerstand ist nutzlos geworden. Alles ist aus.

Was hier geschah, aber ist Signal für die schweren Taten des nächsten Tages. Unsichtbar sickern vieltausend Quellen, unsichtbar stauen sie ihre Wasser. Plötzlich brechen sie durch, wo niemand gedacht.

Kleines und Großes mischt sich zur zuckenden Explosion.

Seit gestern ist bekannt. — Die Reichstagsdebatten abgeschlossen: Die alte Regierung wird bleiben. Die Notverordnungen werden bleiben. Neue, schwerere Opfer sollen getragen werden. Lohnabbau — bei den Arbeitern; Gehaltsabbau — bei Beamten und Angestellten. Abbau aller Sozialpolitik! Milliardengeschenke an Großagrariern.

Seit gestern wissen Hunderttausend: Der Erfolg ihres Kampfes ist schwer bedroht.

Seit gestern schreien Hunderttausend lautere Schreie als zuvor. Verzweiflung ist schlechter Berater.

Seit heute früh weiß Albert Raskopp: Er ist fristlos entlassen. Heute früh war er im Werk, die Frage der „Möbelwagen“ zu klären. Man

hat ihm die Zeitung hingehalten mit dem Namen seines Sohnes. Man hat ihm sofort die Papiere gegeben.

Vor dem Tor aber hat sich heute eine riesige Menge gesammelt. Als Raskopp herauskommt, wird er stürmisch begrüßt, auf die Schultern gehoben. So — über den Köpfen der andern — gibt er bekannt, was ist. „Genossen! Nicht müde werden! Mögen einzelne fallen, das Ganze muß stehen!“

Plötzlich fallen Schüsse; aus Gebüsch, zweihundert Meter weiter. Drei Leute brechen zusammen. Einen Augenblick tolle Verwirrung. Wildes Flüchten, Gegeneinanderprallen. Erfahrene werfen sich nieder, suchen Deckung. Tollkühne springen vor, nach der Richtung, aus der die Schüsse kamen. Plötzlich glauben es alle zu wissen: Der Nazigärtner, der gestern vom Wagen gerissen wurde — der Nazigärtner hat seine Rache genommen. Dieser und jener hat ihn gesehen; mit anderen zusammen gesehen. Organisierter Überfall! Jetzt aber krachen neue Schüsse. Aus der Menge heraus, nach drüben auf die Gebüsche zu. Zugleich wird deutlich: Wie dünne Fäden, im stumpfen Dreieck gebogen, lösen sich von der Masse zwei Schützenketten, die Gebüsche drüben umklammernd. Allen ist klar: Die gehen zum Angriff über; fürchten den Feuerkampf nicht; sind unsere Leute, sind organisiert, die lassen sich nicht ins Bockshorn jagen.

Kein Schuß fällt mehr, die Gegner scheinen vom Boden verschluckt. Polizei, die bisher in der Masse verschwand, beginnt den Platz zu räumen. Wer Widerstand leistet, wird erbarmungslos niedergeschlagen.

Das war am frühen Vormittag. Um Mittag herum aber füllen bereits die Massen die Straßen der Arbeiterviertel. Im Norden, da, wo Raskopp wohnt, sind die Straßen schwarz von Menschen. Nur wenige sind in den Häusern geblieben. Die wenigen liegen im Fenster, schreien den Demonstrierenden zu. Fliegende Redner tauchen allerorts auf. Tauchen auf und verschwinden. Schleudern — von rasendem Beifall begleitet — explodierende Worte in die Masse. Wieder beginnen Sprechchöre zu hämmern. Rote Fahnen flattern aus hundert Fenstern. Immer neue Schreie. Im Schrei entströmen Gefühle, die Worte nicht finden können. Hin und wieder drängt eine Gruppe — eine geschlossene Gruppe von sechs, acht Mann durch die treibende Menge. Harte Gesichter, feste Augen, die Riemen der Mützen unter dem Kinn. Rücksichtslos schaffen sie Platz; sind da und wieder verschwunden. In Seitengängen, in

Häusertoren. Zuweilen bilden sie eine Kette; dann streichen sie wieder im Reihenmarsch dicht an den Häusern entlang.

Gerade als Albert Raskopp, geklammert an einen Laternenmast, seine Worte herunterhämert — stößt eine Gruppe an ihm vorbei. Ein einziger Blick trifft ihn; hervor unter tiefem Mützenrand. Ein zu allem entschlossener Blick: Jaffke ist da! Und Erich und Franz und Fritze Brandt. „Rot Front! mein Junge! — Rot Front!!“ Laut schreit auch Raskopp. Er stößt die geballte Faust in die Höhe. In dieser Minute erfüllt ihn Bedauern, daß er nicht bei Jaffke ist. Die Gruppe ist schon verschwunden. Rot Front! aber fegt es jetzt über die Straßen.

Eine Stunde schon fluten die Massen. Einzelne Züge lösen sich. Unter Fahnen und Transparenten schließen sich breite Stränge zusammen; dringen heraus aus dem Viertel; nähern sich schon den Schienenstraßen des breiten Großstadtverkehrs. Die Massen der Mitte spüren wenig davon. Spüren kaum, daß an den Rändern die Polizei zu wehren beginnt. Die Polizei scheint zurückzuhalten, scheint nur bestimmte Viertel abriegeln zu wollen. An den Rändern nur kleine Explosionen. Hier eine ungefährliche Prügelei; dort ein Mann vom Rade gerissen. Drängen, Stoßen, Johlen. „Los doch! Weiter! Die paar Männkens tun euch nücht! Die haben bloß Knallerbsen drin . . .“

Die Polizei drängt rückwärts. Sperrketten bilden sich. Das Band des Knüppels schlingt um die Hand. Pistolen werden entschert. Noch aber ist kein Schuß gefallen.

Es ist spätnachmittag geworden. Noch immer das gleiche äußere Bild. Noch immer drängen die Massen vor, noch immer drängt Polizei sie zurück. Die Sonne ist verschwunden. Das erste Dämmer des Abends vermischt sich zu trübem Grau mit dem Duster der alten Mietskasernen.

Dunkle Massen wühlen in mauerumschlossenen Schluchten.

Plötzlich ein Schuß von oben. Wer hat geschossen?! Polizei? Einer der Demonstranten? Irgendein Provokateur? Niemand hier weiß es.

„Straße räumen!!“ Der Befehl ist auf einmal da. Im Umsehen hat sich das Bild verändert. In Massen rückt Polizei heran. Doppelte Ketten werden gebildet; gedeckt im Rücken durch Überfallwagen. Gummiknüppel und blanke Waffen beginnen ihr böses Spiel.

„Straße räumen!!!“ Ein unbeschreibliches Drängen in den abgeschlossenen Gassen. Schieben, Stoßen, wildes Schreien. Explosionsartig pflanzt sich das Schreien fort. Das ist kein Schreien mehr, das ist nervenzerreißendes Schrillen. Ein Riesenkessel beginnt zu kochen; Dampf

strömt nach allen Seiten; kochende Spritzer überfliegen den Rand. Die Massen aber weichen nicht; buchten nur ein an den Rändern.

Schüsse! Wie Donnergeroll in den engen Schluchten. Plötzliche Stille. Blutstockendes Horchen. Schreie! Neue Schüsse! Auf einmal Krachen und Knattern auf allen Seiten. Wildes Flüchten, rasendes Toben. Und immer wieder die peitschenden Schüsse!

Die Polizei ist zum Angriff übergegangen; sucht von allen Seiten in die Mitte des Viertels zu dringen. Sie stößt auf Widerstand. Steine kommen geflogen; schlagen mit dumpfem Klang an die Tschakos. Aus Toren, aus Fenstern, von den Dächern herab Bombardement. Und jetzt eine schreckliche Detonation. Dröhnendes Donnerrollen, heißes Sausen, schwirrende Splitter. Handgranatenschläge. Oder Bombenschläge? Dreimal, viermal hintereinander. Wo kommen die her? Wem gelten sie?

Die Straßen sind völlig leer geworden. Auf dem Pflaster nur dunkle Schatten. In der Luft aber schwebt ein stetiges Sausen. Menschen sind nicht zu sehen. Sie kämpfen in dunkler Wildnis. Menschen gleichen Stammes; Menschen gleichen Blutes; Menschen eines Volkes schleichen im düsteren Urwald, wie Bestien einander zu packen zum Kampf auf Leben und Tod.

Der Stellungskrieg hat begonnen. An Mauerecken, hinter Bordsteinen liegen die Männer, springen von Tor zu Tor, und immer knallen die Schüsse. Salven fegen einzelne Straßen. Von Deckung zu Deckung springen die Männer.

„Fenster zu! Licht aus!“ Brüllende Schreie. Dumpfes Keuchen. Splitternde Scheiben.

Zwei Stunden schon kämpfen die Männer der Schlucht. Kein Zweifel: Der Widerstand, den die Schupo findet, ist organisierter Widerstand. Waffe stößt auf Waffe; disziplinierter Wille auf düstere Entschlossenheit. Die Polizeier suchen das Zentrum des Widerstandes.

Von allen Seiten nähern sie sich der Mitte. Haus bei Haus wird abgestrichen; durchsucht und wieder verlassen. Enger und immer enger schließt sich das Netz. Das blendende Licht eines Scheinwerfers gleitet über Straßen und Häuser. Nur vereinzelt fällt noch ein Schuß.

Der Kampf scheint beendet. Aber gerade in diesem Augenblick erfolgt erneut jene schreckliche Detonation; das dröhnende Rattern, das heiße Sausen, die schwirrenden Splitter. Und noch einmal und noch einmal. Zugleich stürzt eine Gruppe von sechs, acht Männern aus einem Torweg heraus; in rasendem Tempo ein Stück die Straße hinunter; blind

feuernd nach allen Seiten. Polizei fliegt auseinander; sucht Deckung; dann feuert auch sie, als die Männer eben in einem Torweg verschwinden.

Im Laufschrift jagt sie hinterher; sieht dunkle Schatten im Torweg; feuert von neuem; jagt weiter, über zwei, drei liegende Körper weg eine Treppe hinauf. Alle Besinnung scheint verloren; allein der Trieb geblieben, das fliehende Wild zur Strecke zu bringen. Auf dem Treppenabsatz brennt eine verschmutzte Gaslaterne. Drei Mann sind bis hierher gekommen. Zwei davon streben weiter in rasender Hetze. Der dritte dreht sich plötzlich herum, zerreißt den Riemen unter dem Kinn, der ihn zu sticken droht. Die Mütze verrutscht; im Licht der trüben Lampe steht der groteske Kopf Willi Jaffkes. Tief atmet er auf; dann duckt er sich, läßt die keuchenden Gegner, die ihn nicht sehen, noch näher heran; im nächsten Augenblick schleudert er seine Granate; stürmt nach oben. Er ist weg. Er wird nicht gefunden. Auch dann nicht, als der letzte Winkel, das Dach des Hauses abgesucht ist. Im Torweg liegen Erich und Franz. Der eine mit durchschossener Schulter; der andere mit zertrümmertem Knie. Ein Stück zur Seite, mit dem Gesicht auf den Steinen, Fritze Brandt. Man dreht ihn herum, er ist tot. Die Kugel schlug durch den Schädel zum Auge heraus. Jetzt ist an der einen Seite nur die blutige Höhle zu sehen. Grausig starrt an der anderen Seite das glitzernde gläserne Auge.

Der Kampf ist zu Ende. Daran ändert nichts, daß Millionen die Fäuste ballen.

Der Kampf ist zu Ende, daran ändert nichts, daß Hunderttausende die Zähne knirschen.

Nichts ändert auch daran, was am Anfang des Kampfes gesagt und versprochen wurde.

Kampf in dieser Gesellschaft ist Kampf mit Listen und Ränken. Was heute gesagt, ist morgen vergessen; was heute bekämpft, wird morgen begehrt.

Vier Tage noch dröhnte der Lärm der Schlacht. Vier Tage noch flammte die Atmosphäre. Vier Tage noch kreuzte die Presse die Klingen. Der Kampf ist zu Ende, auch wenn vereinzelt Gruppen ihn weiterführen auf eigene Faust.

Die Verhandlungen des Verbandes sind abgeschlossen. Bittere Wege sind gegangen. Schlimmes ist geschehen. Schlimmeres ist vielleicht verhütet.

Das ist das erste Resultat: Verhandlungen mit dem Arbeitsminister. Ein zähes Hin und Her. Ein Listen und Feilschen. Ein Drohen und Gegendrohen. Am Ende der erste Beschluß.

Ein erster Punkt: „Die Arbeit wird zu den alten Bedingungen aufgenommen. Maßregelungen finden nicht statt.“

Und ein zweiter Punkt:

„Ein neuer Schiedsspruch wird gefällt. Drei Unparteiische sollen ihn fällen; ernannt vom Arbeitsminister nach Benehmen mit den Parteien.“

Das war das erste. Dann hat der Verband eine Obleutekonferenz berufen, hat in der Konferenz auf Riebes Vorschlag eine neue Urabstimmung beschlossen. Sie hat eine Mehrheit für Weiterstreik nicht ergeben.

Hunderttausend sind in die Betriebe zurückgekehrt. Nur Tausende noch den Parolen der RGO. gefolgt: den Streik weiterzuführen.

Das ist das zweite. Jetzt ist das dritte geschehen. Der neue Schiedsspruch ist gefällt. Ein furchtbarer Schlag. Nach vielen Worten, daß Preise und Löhne zugleich gesenkt werden müssen, soll die deutsche Wirtschaft wieder genesen, steht da mit dünnen Worten geschrieben: „Die bisherigen Tarifmindestlöhne werden im nächsten Vierteljahr um drei vom Hundert gekürzt. Im folgenden Vierteljahr um weitere fünf vom Hundert.“

Heute abend ist Funktionärkonferenz. Der Verband wird Rechenschaft geben.

Tausend Männer drängen im Saal. In dem gleichen Saal am Alex, in dem sie vor einem halben Jahr den Kampf um den Lohn begannen. Tausend Gesichter glühen. Tausend Kämpfer beben; alles Funktionäre, alles Kämpfer im ersten Graben. Tausend Männer; keiner, der ohne Wunde blieb. So mancher allerdings fehlt. Der Verband hat ihn ausgeschlossen; er hat sich selber ausgeschlossen im Kampf gegen den Verband.

Ein ungeheurer Ernst erfüllt den riesigen Raum. Eisiges Schweigen; verbissene Wut; nur an wenigen Stellen polternde Schollen.

Georg Uprecht spricht. Am Tisch neben ihm sitzt Riebe; wie damals. Wie damals steht Uprecht da, ein Seemann auf der Kommandobrücke. Unheimlich ist die Ruhe, mit der er die schweren Worte spricht. Unheimlich die Ruhe, mit der ihn die Tausende anhören.

„Kollegen! Wir haben alles getan, die Absicht der Unternehmer zu kreuzen, wir haben alles getan, den Lohnabbau zu verhindern. Ihr alle

kennt die Schwere des Kampfes. Ihr alle kennt den Ausgang der Wahlen, den Andrang des Faschismus. Wenn hier ein Verschulden vorliegt, dann zieht uns zur Rechenschaft. Der nächste Verbandstag bietet Gelegenheit. Wir können nicht mehr als uns verteidigen. Bedenkt unsere Situation. Kollegen! Denkt einmal zurück. Noch am letzten Verhandlungstag vor dem Kampf haben uns die Unternehmer gesagt — sie wollten uns damit kirre machen —, der Verband hätte keine Macht, die Unorganisierten aus den Betrieben zu kriegen. Deswegen haben wir damals beschlossen, bei Einleitung der Bewegung und ebenso bei dem Abbruch, die gesamten Belegschaften abstimmen zu lassen. So haben wir den Beweis erbracht: Die Mehrzahl aller Metallarbeiter ist gegen jeden Lohnabzug.

Wir haben den Kampf begonnen. Ein schwerer Schlag für den VBMI., der damit nicht gerechnet hatte. Wie liegen weiter die Dinge? Uns war bekannt, daß die Unternehmer alle Minen springen ließen, zur Verbindlicherklärung des ersten Schiedsspruchs. Und weiter: alle Verhandlungen mit dem Arbeitsminister — mit den amtlichen Stellen — haben uns die Gewißheit gegeben, daß der alte Spruch beseitigt wird und der neue nicht eine Auswirkung hat wie der alte . . .“

„Gewißheit!? Heut habt ihr eure Gewißheit!“ Eine schrille Stimme voll tiefster Erregung springt aus der Mitte des Saals.

Ein Keuchen geht durch die Versammlung. Erstirbt aber wieder am steinernen Schweigen der vielen.

„Kollegen! Bedenkt! Ein Streik bedingt Verhandlungen. Oder ist hier jemand, der meint, wir könnten heute mir nichts dir nichts die Macht ergreifen?“

„Du ergreifst sie nicht! . . .“

„Kollegen! Hier ist bitterer Ernst, lassen wir alle sinnlosen Angriffe. Ihr alle wißt, wie die Sache stand. Keiner bedauert es mehr als wir. Die Entschließung, die wir zur Abstimmung vorlegen werden, spricht es aus. Aber das ist nun einmal sicher, und die Urabstimmung hat es bewiesen: Eine neue Mehrheit für den Streik war nicht zu haben. Wir standen vor der Tatsache, daß die Mehrheit der Unorganisierten — da wir ihnen Streikunterstützung selbstverständlich nicht geben konnten — zurückgingen in den Betrieb. Der Streik wäre abgebröckelt. Unsere Stellung weiter geschwächt. Wir hatten am Ende das Chaos in den Betrieben, das Chaos bei unseren Mitgliedern. Die Unternehmer blieben die triumphierenden Sieger. So ist gerettet, was gerettet werden konnte. Die KPD. mag schreien, wie sie will. Was sie an Verleumdungen

gegen uns ausgestreut, übersteigt wohl alles Dagewesene. Aber wir fürchten ihre Maßnahmen nicht, schon lange nicht ihre RGO. Vorstand und Beirat haben ausgesprochen: Jeder Kollege, der die RGO. unterstützt, muß die Organisation verlassen. Jeder, der mich kennt, weiß, ich habe immer zum Guten geredet. Aber jetzt ist das Maß voll. Wir erwarten von euch Verständnis. Wir erwarten von euch Disziplin. Der nächste Kampf wird uns weiterbringen . . .“

„Wann?!“ Wie ein wildes Schluchzen kommt die Frage.

Niemand beantwortet sie. Aber wieder ein schweres Stöhnen im Saal.

„Die Kollegen haben das Wort.“

Niemand meldet sich. Ein gefrorenes Meer, in dem es nur unter der Decke grollt.

Noch einmal wird gefragt. Ernst Brinkmann geht nach vorn; schleppenden Schrittes, mit Schultern, die schwere Lasten zu tragen scheinen.

„Kollegen! Nur wenige Worte. Wir haben verloren. Für diesmal verloren. Wir sind betrogen. Schwer betrogen. Jetzt nach Schuldigen suchen, ist zwecklos. Aber so viel ist sicher: Zwei Dinge hauptsächlich haben uns umgebracht. Auf der einen Seite die Uneinigkeit. Darüber brauch' ich hier nicht zu reden. Das hat jeder am eigenen Leibe erfahren. Das ist vom Kollegen Uprecht auch schon gesagt worden. Das andere aber ist nicht gesagt: Wären die Wahlen nicht so ausgefallen, wie sie ausgefallen sind, dann wäre manches anders gekommen. Wir müssen jetzt alle Kraft einsetzen, den Faschismus zu schlagen. Hier muß der Verband mehr tun. Der Kapitalismus ist der eigentliche Faschismus; der andere ist nur Teil von ihm. Das Ganze müssen wir niederringen. Partei und Gewerkschaft müssen zusammenstehn; beide gegen das Kapital. Dann werden wir weiterkommen, dann wird mal Schluß sein mit allem Kuhhandel, bei dem wir doch bloß betrogen werden.“

Geht ein Aufatmen durch den Saal? Einen Augenblick scheint es, dann ist wieder ehernes Schweigen.

„Noch ein paar Worte, Kollegen . . .“

Gustav Riebe erhebt sich. Sein Gesicht ist heller als sonst. Man sieht ihm nicht an, welch schwere Strapazen er hinter sich hat.

„Wir müssen noch über die Entschließung abstimmen, die der ‚Erweiterte Beirat‘ vorgelegt hat. Ich lese sie noch einmal vor.“

Und Riebe liest — laut und eintönig — den Text der Entschließung, der dem Vorstand, der Ortsverwaltung und den Kollegen den Dank für ihre Arbeit ausspricht; der den letzten Schiedsspruch als „offenen

Betrug“ denunziert; der Einigkeit fordert und Stärkung der Organisation als Garantie für siegreiche Kämpfe.

Die Entschließung ward angenommen. Elf Stimmen nur sind dagegen. Wohl gibt es ein paar Zwischenrufe. Lauter Protest erhebt sich nicht. Uprecht schließt die Versammlung. Tausend Männer verlassen den Saal. Gehen, wie Brinkmann ging, als hätten sie schwere Lasten zu tragen.

Brinkmann ist stehengeblieben — in der Nähe der Bühne, als Riebe sprach. Er dreht der Bühne den Rücken zu, will gehen. Er hört seinen Namen rufen: „Ernst!“

Hat er recht gehört? Noch einmal und etwas lauter: „Ernst!“ Er dreht sich um. Sieht Riebe an. Der nickt den Kopf nach rückwärts. „Komm her!“

Ein Zucken geht durch Brinkmanns Gesicht. Er sieht zu Boden; dann tritt er näher.

„Na also, Kinder! Endlich!“ Uprecht sagt's. „Da gehn wir zu dritt. Ein bißchen Erholung tut uns not.“

Zwei Briefe ein Manuskript

Jakob Wetter hat nach der Verhaftung Eschbachs alles getan, was ein Freund für den Freund tun kann. Nicht eine Minute hat er sich durch die letzten bösen Worte Eschbachs zurückhalten lassen. Er hat manches erreicht. Bald allerdings hat die Leitung der KPD., die er als erster verständigte, ihn ausgeschaltet. Das hat ihn nicht gehindert, sobald es erlaubt war, im Gefängnis den Jüngeren aufzusuchen.

Erwin Eschbach hat nicht besonders zu klagen. Man erlaubt ihm zu rauchen, zu schreiben und Bücher zu lesen. Natürlich wird kontrolliert. Während der Zeit der Sprecherlaubnis ist ein Überwachungsbeamter zugegen. Der Beamte aber ist Eschbach gewogen. Er weiß nicht, aus welchem Grunde. In einer zerrissenen Gesellschaft gibt es vielerlei Gründe, das Denken und Handeln auch der korrektesten Menschen auf Seitenwege zu schleppen. Äußerlich bleibt er kühl. Er dreht aber oft den Rücken; sieht nicht, will nicht sehen, wenn ein Besucher dem Häftling etwas zusteckt und umgekehrt. So hat er auch heute nicht gesehen, wie Eschbach Jakob Wetter einen Briefumschlag übergab. Jetzt sitzt der Alte zu Hause, umgeben von seinen Bücherregalen; wie immer im Rohrlehnstuhl; die schmerzenden Knie durch wärmende Decken geschützt.

Jakob Wetter ist traurig, ja bitter. Gestern ist sein Hund gestorben, der alte, blinde; sein stiller Wächter und Mahner zur Schlafenszeit. Langsam ist er verendet. Wetter hat seinen Todeskampf in allen Stadien verfolgen können. Noch am letzten Abend hat das geschwächte Tier versucht, seine Pflicht zu erfüllen. Er hat sich mühsam vom Lager aufgerichtet, röchelnd ist der Atem gegangen. Nur ein paar schrecklich langsame Schritte hat er machen können, dann knickten die Beine ein; er kroch zusammen. Ein unbeschreibliches Winseln kam aus der Kehle, ein letztes, entsetzliches Mühen, noch einmal den Kopf mit den gelblich-

glasigen, blinden Augen in die Richtung des Herrn zu bringen. Ein verzweifelt Schmiegen in seine Hand, ein letztes Zucken, dann war es zu Ende. Der Tod des Tieres, die Art des Sterbens hat schwere Gedanken, hat schwere Gefühle in Wetter gelöst. Ihn schreckt nicht das Sterben; das eigene nicht, und nicht das Sterben der Menschen, die Großes wollen. Der Tod dieses nahen Tieres aber hat ihn über die Maßen erschüttert.

Er öffnet langsam den Briefumschlag, den ihm Eschbach gab. Noch ist er nicht bei der Sache; er horcht in das Nebenzimmer. Immer noch ist ihm, als müßte von dort das leise Schurren der hornigen Krallen zu hören sein. Mechanisch überfliegt er die ersten Zeilen. Plötzlich zuckt er zusammen. Welch seltsamer Zufall!

In dem Umschlag ist ein Brief und ein kleines Manuskript. Jakob Wetter liest beides hintereinander. Der Brief aber lautet:

„Lieber Genosse Wetter!

Ich habe viel Zeit, jetzt nachzudenken. Vielleicht ist es gut. Nicht daß ich meine innerste Überzeugung von der Notwendigkeit revolutionärer Entwicklung verändern könnte — das ist ausgeschlossen. Aber ich beginne, manche Zusammenhänge klarer zu sehen. Wenn ich so sagen soll, begreife ich ‚innerlicher‘ die Bedeutung der Tradition und weiter der gesamten gesellschaftlichen Umwelt für unsere deutsche Gegenwart so gut wie für die russische. Die letzten Wahlen und der große Streik waren der äußere Anstoß. Jetzt lese ich hier die Geschichte Schäfers, die Ihnen sicher bekannt ist. Ein bürgerlicher Machtpolitiker; aber äußerst lehrreich. Ich möchte ganz offen zu Ihnen sein, mit einem Bekenntnis beginnen: Als ich das letztmal bei Ihnen in Steglitz war, bin ich nach Hause gegangen mit dem festen Entschluß, Sie nie mehr zu besuchen. Abgesehen von aller theoretischen Diskussion, schien es mir damals, Sie wären im Grunde völlig kalt und herzlos, nicht im mindesten mehr verbunden dem Kampf unserer Klasse. Ein böser Alter, der gefühllos alles im Spiegel des Intellekts betrachtet, ohne wirkliche Anteilnahme. Nichts anderes als, auf höherer Stufe, ein satter, genießender Bürger. Ihr einziges, wirkliches Interesse schien nur ihrem Hunde zu gehören. Einem Tier! Aber nicht der leidenden kämpfenden Klasse. Gewiß, man wird mit Willen kein Tierquäler sein, aber, so schien es mir damals — es ist ein Zeichen von Feigheit und Fluchtgedanken, wenn jemand sich einem Tier, noch dazu einem Hund, so

sehr zuwendet, wie Sie es offenbar taten. Wissen Sie, was ich mehrfach gedacht habe, wenn ich von Ihnen ging? Ich werde von ihm verlangen, er soll das Tier erschlagen, dann wird sich zeigen, wes Geistes Kind er wirklich ist. So — nun ist das geschrieben. Nun werden Sie besser verstehen, daß ich beim letzten Zusammensein — nach der Demonstration — so heftige Worte fand. Ich haßte Sie. Das ist die Wahrheit. Das muß ich einmal aussprechen.

Aber eben dieser Haß ist heute für mich in ein neues Licht gerückt. Gewissermaßen sehe ich ihn jetzt unpersönlich; als Haß bestimmter gesellschaftlicher Bewegungserscheinungen. Ich verstehe ihn besser und habe ihn damit überwunden. In Ihnen, Genosse Wetter, schwingt gesicherte deutsche Tradition, ich meine natürlich auch die besondere deutsche Tradition der Arbeiterklasse. Ich und viele andere meiner Generation sind in bestimmtem Sinn traditionslos. Im Krieg war ich unerwachsen. Gesehen habe ich seitdem ausschließlich Zerstörung. Die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung war mir eigentlich nur in größten Zügen bekannt. Jetzt bin ich dabei, sie gründlich zu studieren. Ich muß auch zugeben, daß es berechtigt ist, davon zu sprechen: man kann nicht russische Taktik so mir nichts dir nichts auf deutsche Verhältnisse übertragen. Das hab' ich natürlich immer gewußt; in Worten gewußt und nachgesprochen; jetzt aber fange ich an, diese Wirklichkeit zu begreifen. Genug davon! Was ich sagen will, ist dies: Die ältere Generation muß los von der Tradition, sie muß sich mühen darum; die jüngere Generation muß stärker hinein in die Tradition. Das ist die Brücke — wenigstens eine der Brücken, so scheint mir, auf der ein Zusammenfluß aller Kräfte erfolgen kann. Dafür jedenfalls will ich wirken, wenn ich wieder frei bin.

Wann wird das sein? Ich habe keine Illusionen. Vielleicht, daß eine Amnestie . . . Scheußlich!

Im übrigen glaube ich jetzt mit Ihnen — Sie sprachen davon kurz vor meiner Verhaftung —, daß wir vor noch ganz neuen ‚Anfängen‘ stehen, vor neuen ‚Formen‘, die sich der neue Inhalt erzwingt. Darüber wird viel noch zu sagen sein. Mir scheint, die Massen sind weiter als die Führer glauben und glauben wollen.

Genug.

Für diesmal ein Letztes: Was ich getan, bereue ich nicht. Ich würde es jederzeit wieder tun, wenn ich könnte. Ich weiß zwar — seltsam zu sagen — bis heute nicht Ihre wahre Meinung über Rußland; aber das weiß ich gewiß, daß Sie mich nicht verurteilen werden, weil ich Ruß-

land half. Im übrigen wäre es mir auch gleichgültig. Aber, was ich sagen möchte: An jenem Abend in Ihrer Wohnung wollte ich Ihnen ursprünglich erzählen, was mich bedrückte; ihren Rat einholen. Ich habe es nicht gekonnt, eben wegen des ‚Hasses‘. In der Ruhe hier habe ich nun alles aufgeschrieben, was im Kula-Werk vorgegangen. Ein Film, eine Komödie, ein Boxkampf, ein grausames Beispiel dafür, was auf unserem Rücken gespielt wird. Ich habe das Material gesammelt; die Sache genau verfolgt, ich kenne sie ja von innen. Mein eigener Direktor war doch verhaftet, wie Sie wissen. Jetzt ist die Komödie zu Ende. Ich gebe sie Ihnen als Mann der Geschichte zu treuen Händen. Sehen Sie zu, was Sie damit machen. Für mich war es eine Lebenserfahrung, die als unverwischbares Feuermal eingebrannt bleiben wird. Schluß für heute, grüßen Sie Ihren Hund! Nun gerade!

Ihr Erwin Eschbach.“

Das Manuskript

Vorbemerkung:

„Der erste Akt ist Ihnen bekannt. Ich registriere nur kurz: Nora kontra Kula. Nora — Spitzenwerk des Europa-Kartells. Kula aus der Reihe getanz. Der Kampf beginnt. Besetzung des Kula-Werks mit Hilfe der Staatsanwaltschaft. Vorspiel zum zweiten Akt: Verurteilung zweier ‚kleiner Leute‘. Angeblich wirtschaftlicher Hochverrat.

Es folgt der zweite Akt. Ich muß jetzt ausführlicher werden. Prozeß vor dem Landgericht; angeklagt elf Personen: Der Generaldirektor unseres Konzerns; zwei unserer Direktoren, darunter der meine. Angeklagt diese drei ‚nur‘ wegen unlauteren Wettbewerbs. Ferner ein Ingenieur aus meinem Büro, angeklagt wegen Verrats von Fabriksgeheimnissen; die übrigen ‚kleinen Leute‘ wegen Diebstahls und Verrats. Die Kleinen ‚natürlich‘ in Haft; allerdings eine Zeitlang auch mein Direktor.

Gleich bei Beginn der Hauptverhandlung versucht man die drei ‚Beseren‘ von der Verbindung mit den Arbeitern frei zu machen. Bei ihnen handle es sich ja ‚nur‘ um einen Verstoß gegen das Wettbewerbsgesetz! Das Gericht bleibt hart und lehnt den Antrag ab. Dafür revanchiert sich die andere Seite, indem sie feststellt, daß einer der Schöffen ein Lieferant des Nora-Werks ist; mit den Direktoren des Unternehmens befreundet. Macht nichts, der Mann bleibt weiter Schöffe; die Beziehungen zwischen dem Schöffen und der Firma wären nur ‚lose‘, wurde festgestellt.

Die Verhandlung beginnt, geführt von beiden Seiten mit allen Kniffen und Schlichen des Rechts. Zunächst haben sich die Sachverständigen in den Haaren. Man streitet über ‚Werksgeheimnis‘! Die Vertreter des Nora-Werks geben sich Mühe, möglichst viele Betriebseinrichtungen als Geheimnisse hinzustellen; Kula zeigt, daß diese Geheimnisse auf öffentlichem Markt bekannt sind. Man erfährt zum Beispiel, daß ein einfacher Meister vor Jahren eine bestimmte Zange erfunden hat, die jetzt vom Nora-Werk als Betriebsgeheimnis hingestellt wird; daß ein anderes Werkzeug ein Betriebsgeheimnis sein soll, obwohl es in der Öffentlichkeit seit mehr als einem Jahrhundert bekannt ist.

Auf diesem Niveau geht der Streit tagelang weiter. Das Nora-Werk immer bemüht, die ‚Betriebsgeheimnisse‘ möglichst groß erscheinen zu lassen, damit die Anklage wegen Werkspionage besonders schwerwiegend erscheint.

Jetzt aber kommen große Szenen. Der Generaldirektor des Kula-Werks wird vernommen. Ich sehe ihn vor mir. Wie ein Siegfried hat er dagestanden — kämpft gegen den Drachen Verleumdung. Ich kenne die Maske gut. Er hat sie immer bereit, wenn es gilt, Konkurrenz zu schlagen. Er erklärte, er stehe seit zwanzig Jahren in der Praxis, kontrolliere eine Reihe Maschinenfabriken. Er wirft sich in die Brust: ‚Ich übernehme auch hier vor Gericht die Verantwortung für alles, was in meinem Betrieb vorgeht. Ich verstecke mich nicht hinter dem, was andere ‚Betriebsgeheimnis‘ zu nennen belieben, ebensowenig wie es bei mir den Begriff ‚Konkurrenzklausel‘ gibt. Ich habe mit meinem Gelde die Werke des Konzerns in Notzeit über Wasser gehalten und dann wieder aufgebaut. Im Europakonzern ist die Sache so gewesen: Dort gab es ursprünglich eine Konvention für Patentaustausch, später ausgedehnt auf die Preise. Die Tendenz des Europakonzerns war die, die Preise hochzuhalten. Der Einfluß der Konvention ist vom Nora-Werk ausgegangen. Der Nora-Konzern erstrebt die Schaffung eines Welttrustes nach dem Muster des Zündholztrustes! Dem Schwedentrust ist daran gelegen, nicht auf dem Weltmarkt gestört zu werden. Deswegen ist er bestrebt, Deutschlands Industrie vom Weltmarkt zu verdrängen, selbst auf die Gefahr hin, daß er die eigene Tochtergesellschaft, das Nora-Werk schädigt.‘

Das war die erste große Parade. Jetzt kommt zwischendurch ein leichtes Florettgefecht:

Das Kula-Werk wäre in seinem Kampfe durchaus offen. Man hätte Kaufleute und Ingenieure ohne Chiffre in den Zeitungen gesucht. Ein

Jammer, daß so viele Leute auf die Anklagebank gebracht worden wären.

Und plötzlich das größte Geschütz: Dieser ganze Prozeß wäre nichts als ein elender Konkurrenzkampf. Erst vor wenigen Wochen habe die Nora die Fühler ausgestreckt und mitteilen lassen, daß sie den Prozeß zurücknehmen werde, wenn er, der ‚Siegfried‘, sich bereit erkläre, in den Europakonzern wieder einzutreten. ‚Ich lasse mich aber nicht kaufen!‘

Also der Herr Generaldirektor. Und einmal im Zuge, schoß er weiter. Die Direktoren der Nora sollten sich nicht so haben wegen ihrer Betriebsgeheimnisse. Jedes Werk trage den Stempel der Leitung. Die Direktoren der Nora wären ja selbst an der Ruko-Fabrik beteiligt, dort verwerte man ihre sogenannten Geheimnisse. Das wäre den Arbeitern auch bekannt, und sie sagten sich wohl: ‚Was jenen recht ist, ist uns billig.‘

Durch Zeugenvernehmung wurde dies festgestellt, und weiter, daß die Nora in ihrer Reklame deutsche Fabrikate zugunsten schwedischer Fabrikate herabsetze.

Ein neuer schwerer Schuß noch vor Schluß des zweiten Akts:

Der Generaldirektor stellt fest, daß der erste Verteidiger seines mitangeklagten Direktors (mein ehemaliger Boß) zur Nora gegangen wäre und sich dort habe kaufen lassen.

Der Vorhang fällt und öffnet sich wieder. Es steigt die dritte Runde im Weltboxkampf der Schwergewichtler.

Der Generaldirektor der Nora kommt zu Wort.

Von einer Bestechung des gegnerischen Verteidigers kann keine Rede sein. Es ist mit ihm verhandelt worden. Im übrigen aber behauptete er, die Kula habe nur deswegen den Europakonzern verlassen, weil ihr Generaldirektor sich das Werk zu einem möglichst hohen Preis abkaufen lassen wollte.

Es gibt ein wildes Hin und Her. Offenbar existieren Schweigegebote. Am Ende ist es heraus: Ja, es ist wegen Ankaufs des Kula-Werkes verhandelt worden. Eine Großbank hat den Vermittler gespielt. Einen Tag vor dem Prozeß hat man an einem Tisch gesessen.

Man höre ein Stück Prozeßbericht.

Der Generaldirektor des Kulakonzerns:

‚Man glaubte, daß ich einen Tag vor dem Prozeß weich genug sein würde, um das Kaufangebot anzunehmen.‘

Der Generaldirektor der Nora:

„Meine Freunde hatten mich zu dieser rein wirtschaftlichen Verhandlung ermächtigt, bei der nicht vom Prozeß gesprochen werden sollte.“

Und wieder der erste: „Der Preis verstand sich mit der Zurücknahme des Prozesses. Das war feste Abmachung.“

Und wieder der zweite: „Das war der Wunsch des Direktors der Bank, der nicht wollte, daß dieser Prozeß durch die Zeitungen geht.“

Und zum letzten der Herr der Kula: „Das Gebot des Generaldirektors der Nora war wesentlich höher als die Offerte im Jahre zuvor. Trotzdem bin ich nicht darauf eingegangen.“

Jetzt ist die Verhandlung zur Pause reif. Gebrüll im Löwenkäfig. Die Bestien fletschen die Zähne. Sie müssen eine Zeitlang zurück in den Stall.

Vierter Akt: Übergang, aber wichtig.

Die Sachverständigen streiten. Wie immer bei Sachverständigen — kommt es zu keiner Einigung. Sie stecken die Köpfe zusammen, werden wütend, beleidigen sich, beschweren sich beim Gericht. Was die einen behaupten, bestreiten die anderen.

Ein kleines Schrapnell zerplatzt: Der Staatsanwalt fragt, ob ein Sachverständiger anwesend wäre, der von beiden Prozeßparteien Honorar erhalten hätte. Es stellt sich als wahr heraus. Nicht allzu wichtig.

Wichtiger ist: Während die großen Herren ihre Wut auf dem Rücken der Kleinen auspauken, während sie nach allen Regeln der Kunst die Gerichtstribüne als Boxkampfing ausnutzen, während eine Partei der andern die Ehre abschneiden will — und wie und mit welchen Mitteln! —, verhandeln sie gleichzeitig ununterbrochen durch Mittelsmänner hinter der Bühne.

Gefeilscht wird um den höchsten Preis für das Kula-Werk. Siegfried-Generaldirektor wird schwach.

Damit beginnt der fünfte und letzte Akt.

Der Friedenspakt wird unterzeichnet. Die hohen Herren sind einig. Staatsanwalt und Gericht erfahren, daß sie nur noch den Kampfplatz aufräumen können.

„Im Interesse der deutschen Wirtschaft“ ist die Einigung erfolgt. Beide Parteien geben Erklärungen ab.

Kula erklärt:

„Wir haben uns davon überzeugt, daß die Nora-Werke auf Grund ihres Materials Verdacht hegen konnten, es seien ihnen zugunsten der

Kula-Werke Geschäfts- beziehungsweise Betriebsgeheimnisse entwendet worden. Etwas Derartiges ist aber weder mit unserem Willen noch Wissen erfolgt. In keinem Falle würden wir eine derartige Handlungsweise gebilligt haben. Wir bedauern, wenn etwa untergebene Angestellte in übertriebenem Geschäftseifer zu derartigen Mitteln gegriffen haben sollten. Wir haben uns weiter davon überzeugt, daß sämtliche im Laufe des Prozesses gegen die Nora-Werke bezüglich ihrer Leiter erhobenen Anschuldigungen sich nicht aufrechterhalten lassen.'

Und Nora erklärt:

„Auf Grund dieser Erklärung nehmen wir den Strafantrag zurück. Bezüglich der durch die Zurücknahme des Strafantrages erwachsenen Kosten sowie wegen etwaiger zivilrechtlicher Ansprüche wird zwischen beiden Parteien eine besondere Vereinbarung getroffen werden. Wir geben die Erklärung ab in dem Bewußtsein, daß damit auch das Verfahren gegen die anderen Angeklagten, soweit das Delikt des unlauteren Wettbewerbs vorliegt, seine Erledigung finde.'

Der Vorhang fällt, das Spiel der Großen ist beendet. — —

Sie gehen gesättigt nach Hause.

Muß ich noch sagen, daß selbstverständlich die Kleinen verurteilt wurden?

Ich mache den Strich darunter.

Nur diese Frage noch: Wie lange soll — wie lange kann eine Gesellschaft bestehen, in der solche Kämpfe nicht Ausnahmen, sondern die Regel sind?“

Jakob Wetter hat zu Ende gelesen. Die trüben Gedanken scheinen verfliegen. Er greift noch einmal zum Brief; liest sorgsam Wort für Wort. Dann nimmt er ein Blatt Papier vom Tisch, und schnell bedeckt es sich mit der kleinen Schrift, die aussieht, als wäre sie kunstgestochen.

„Lieber, junger Freund!

Der Hund, der es Ihnen angetan, ist gestern gestorben. Wenn Sie wiederkommen, ist also kein Grund, cave canem! (Achtung! Bissiger Hund) zu denken. Das Sterben denkender Menschen ist leicht, muß leicht sein. Der Mensch ist Herr über sein Sterben. Er kann seine Stunde bestimmen, wenn es sein muß. (Jetzt denken Sie wieder: ‚Kleinbürger!‘ Aber mißverstehen Sie nicht, ich meine das nicht persönlich. Wie ich es meine, mögen Sie selber finden.) Ein sterbendes Tier flößt Entsetzen ein. Weil dieser Tod sinnlos ist.

Sie haben mir eine große Freude gemacht mit ihrem ‚Manuskript‘. Sie haben in kurzer Zeit vieles erlebt. Sie kennen jetzt ‚praktisch‘ eine Atmosphäre, die den meisten Intellektuellen meiner Generation reichlich fremd geblieben ist. Vielleicht ist auch dies ein wichtiges Merkmal der neuen Generation. Die ‚neue Sachlichkeit‘. Doch, meine ich, paßt der Ausdruck wenig. Zuviel Beschränktheit, Schlagwortbeschränktheit, versteckt sich dahinter. Ich möchte es tiefer fassen. Sie schreiben von der Brücke zwischen ‚Hin zur Tradition‘ und ‚Weg von der Tradition‘ — dies liegt auf der gleichen Ebene. Erweitern wir den Gedanken auf das ganze Gebiet der Geschichte, der Geistesgeschichte in erster Linie. Dann möchte ich sagen: Die heroische Zeit der Bewegung ist vorüber, kein Raum mehr für ‚Held‘ und Legende. Das Schweifen des großen Intellekts hat seine Grenzen gefunden. Wer weiter will, läuft Gefahr, sich mit Schattenzielen zufrieden zu geben. Der Intellekt ist umzusetzen in Handlung. Umzusetzen in alle entscheidenden Formen. Umzusetzen in Klassenorganisation, die der Höhe der Zeit entspricht; umzusetzen in dialektische Propaganda; umzusetzen in — Revolution. — Wobei ich freilich zufügen muß: Aus der Aufgabe, die gestellt, ergibt sich, daß diese werdende Revolution ein langer, schwerer Prozeß sein wird, mit vielen Schlägen und Niederlagen. Wer hätte vor dem Kriege gedacht, daß der Kapitalismus imstande sein würde (wie es heute vor unseren Augen geschieht), noch einmal das ganze Kleinbürgertum politisch für sich zu mobilisieren? Wer hätte Rußlands Entwicklung, so wie sie jetzt ist, vorausgesehen? Wer hätte an ein Erwachen der gesamten Bauern der Welt gedacht vor dem Umschlag zum Sozialismus? Als alter Historiker muß ich sagen: So gewiß ich (und andere mit mir, das glaube ich ruhig sagen zu können) uns immer der riesigen Schwierigkeiten bewußt gewesen sind — der Weg zur ‚Weltkommune‘ in seiner konkreten Gestalt ist uns doch wenig klar gewesen. Jetzt sind wir nun schon so weit, in der neuen Fassung des ‚Kommunistischen Manifests‘ schreiben zu können, statt: ‚Ein Gespenst geht um in Europa‘ — ‚Ein Gespenst geht um in der Welt‘. Auf dem Wege zur Weltkommune aber glaube ich heute Etappen sehen zu müssen, an die ich niemals früher gedacht. Sagen wir über Etappen wie ‚Staatskapitalismus‘ (und zwar sehr verschiedenartigen) hinaus die Etappen: ‚Rätestaaten‘, ‚Rätebunde‘; dahinter erst ‚Weltkommune‘. Dabei ist allerdings das Tempo ein anderes geworden. Auf diesem Weg wird — unter viel größeren Schwierigkeiten, als ich jemals gedacht — die Einheit der ‚Internationale‘ von neuem geboren werden, wobei die Einheit der Arbeiterklasse

der einzelnen Länder Voraussetzung sein kann — oder auch Folge. Die Einigung wird und muß aber kommen. Innere Schläge können sie je nachdem verlangsamen oder beschleunigen.

Vor Ihrer Generation, der jungen Generation, steht dieses nächste große Ziel. Arbeiten Sie in Ihrem Geiste daran. Wir Alten werden skeptisch bleiben. Gönnen Sie uns die Skepsis. Die unbeirrbare Tapferkeit der Jugend und die positive Skepsis gereiften Alters vereint — ergeben die höchste Kraft.

Ich bewundere Rußland; ich liebe Deutschland; mein Leben und Denken gehört der Internationale. — Widersprüche? Ich glaube nicht. Sie werden mich in Ihrer nächsten Sprechstunde wiederfinden, wenn Sie es wünschen. Begraben wir meinen armen Hund.

Ihr Jakob Wetter.“

Eine Woche später hielt Wetter eine Karte in der Hand. Darauf stand nur: „Ich möchte Sie wiedersehen. Eschbach.“

Nach dem Streik

Starke Ereignisse ballen die Menschen zu Massen, ballen auch ihren Geist zur Stärke der großen Handlung. Rauschten die großen Taten vorüber — brach das Wollen vereinter Masse vor den Mauern größerer Kräfte zusammen, wie der Sturm der Schützenschwärme im Feuer versteckter Maschinengewehre, dann stürzen auch alle Sorgen, die jeder einzelne hatte und jeder vergessen konnte, solange der Sturm ihn trug, mit doppelter Wucht sich über ihn hin.

Einen Augenblick scheint es, als wäre alle Gemeinschaft zerrissen; alles Große für immer vergessen. Einen Augenblick scheint es, als würde das Unkraut Gemeinheit und Kleinheit, Egoismus und Niedertracht für immer den Garten verwuchern, der vordem so sorgsam gehegt war.

Einen Augenblick scheint es so. Bis neue Sonne und neuer Regen, bis neue und alte ordnende Hände zu neuer Arbeit, zu neuem Wachstum und neuen Früchten im großen Garten sich wieder zusammenfinden.

Fritz Brandt ist heute zu Grabe getragen. Die Partei hat zuerst an eine große Demonstration gedacht. Fritz Brandt war erst kurze Zeit bei ihr; ein unbekannter Mann, ein Mann noch ohne Bewährung einer langen Parteiarbeit. Mit dem Tode aber in solchem Kampf ist der Unbekannte ein Mittel geworden; ein Anlaß, ein Mittel, ein Werkzeug politischer Propaganda. Mit dem Tode hat er seiner Partei die Möglichkeit gegeben, anklagend die Hand zu heben. Anklagend gegen die Polizei; anklagend gegen die ganze Gesellschaft; anklagend gegen den alten Verband. Sie alle sollen die Schuldigen sein. Die eigene Schuld wird übersehen, versinkt wie ein Stein im Teich der großen politischen Klage.

So hat die Partei an eine Demonstration gedacht.

Aus politischen Gründen, aus Gründen der „Staatsräson“ ist dieser Aufmarsch vom Polizeipräsidenten verboten worden. Ein Anlaß mehr zu neuer Klage und neuer heftigerer Anklage.

Sie verweht für die große Öffentlichkeit. In der Öffentlichkeit steht Macht gegen Macht. Die größere Macht bleibt Sieger. So ist Fritz

Brandt zu Grabe getragen — so unbekannt für die Öffentlichkeit, wie er unbekannt war in seinem persönlichen Leben. Nur einige Tausend haben sich am Krematorium eingefunden.

Jetzt ist alles vorüber. Für die große Welt und auch schon für viele Parteigenossen ist er vergessen. Jeder hat eigene Sorgen; schon gar nicht der Sorgen der Organisation zu gedenken. Aber nicht vergessen ist Fritz von denen, die keine Organisation an ihn band; die ihn einfach liebten, wie einzelne Menschen einzelne andere lieben können.

Max Arnold und Frau Berta sitzen am Bett der jungen Witwe. Ella Brandt hat das Schicksal zwiefach geschlagen; so schrecklich geschlagen, wie es nur die Frauen schlagen kann, die den Umkreis enger Familie noch nicht durchbrechen können.

Den Mann verloren — das Kind verloren, bei zweiter Frühgeburt.

Fiebernd liegt sie im Bett. In dem Bett, auf dem damals die Männer gesessen, die nach ihren Begriffen die Schuld daran tragen, daß alles gekommen ist, wie es gekommen.

Die Dürsterkeit des Novemberhimmels drückt durch die Fenster herein. Eben hat Ella aufgeschrien: „Ich will nicht! . . . Ich — wi—ll ni—cht . . .!“ Frau Berta ist humpelnd — auf kranken Füßen — an die Wasserschüssel gegangen, ein Handtuch neu zu kühlen; es der Kranken über die Stirne zu legen. Die Tränen kollern ihr über die Wangen, lautlos; nur quälendes Schlucken ist zu hören. Arnold sitzt am Fenster; den Kopf gebückt, die Hände zwischen den Knien hängend. Er muß mit Gewalt den Schmerz verbeißen. Er hat das Schwerste getan, was er jemals in seinem Leben getan hat. Noch vor ein paar Wochen hätte er es für ausgeschlossen gehalten, sich zu so etwas zwingen zu lassen. Jetzt ist es zur Wirklichkeit geworden. Er ist zu dem Leichenbegängnis gegangen; hat dort inmitten jener gestanden, die nach seiner festen Meinung den Pflegesohn auf dem Gewissen haben. Mehrere haben ihn erkannt, aber keiner hat ein Wort gesprochen. Er selber hat wenig verstanden von allem, was dort gesagt wurde. Ihm war die Kehle geschnürt. So ist es bis heute. Niemals war er redselig. Jetzt schweigt er schon tagelang; geht auch nicht in den Betrieb. Wenn er abends zu Bett geht, sieht Berta ihn an. Er sieht sie wieder an. Dann dreht er sich schnell zur Seite.

Ein dritter sitzt noch im Zimmer der Kranken; Kurt Wiese, der Vetter von Fritz, der blonde Sportler, der einfache, wenig politische Mensch. Er ist oft gekommen, seit Fritz nicht da war. Er hat Ella geholfen,

Frau Berta geholfen. Er ist Fahrer für eine Großwäscherei. Da hat er für beide Frauen besondere Gelegenheit. Fritz war sein Freund, ist niemals sein Feind geworden. Jetzt hat er Ella liebgewonnen. Lieb und lieber. Er macht kein Hehl aus dieser Liebe. Auch Arnolds wissen es. Mit dem Takt des schlichten Menschen aber hat er alles vermieden, was Ella verletzen könnte. Auch jetzt drückt er sich in die dunkelste Ecke. Schweigend und traurig. Er möchte gar nicht gesehen werden. Nur da sein will er. Wenn Hilfe gebraucht wird, wird er springen. Werden die beiden einander finden? Vielleicht, wer weiß, was ihr Schicksal bestimmt. Erst muß Ella wieder gesunden.

Im Zimmer ist es ganz still. Der trübe Tag da draußen geht schon früh dem Abend zu. Es hat zu regnen begonnen. Man hört die Tropfen aufs Fensterblech schlagen. Die Kranke wälzt sich im Bett.

Auf einmal schrillt die Klingel, in der Küche nebenan. Kurt Wiese geht und öffnet. Man hört ein Geflüster. Arnold erhebt sich, geht auch in die Küche.

Dort steht Albert Raskopp. Das scharfe, dunkle Gesicht feucht vom Regen. Tiefster Ernst in den glühenden dunkelbraunen Augen.

Und jetzt geschieht etwas ganz Unerwartetes. Arnold beginnt zu sprechen, zu flüstern. Wiese geht in die Stube zurück. Die beiden sitzen in der Küche sich gegenüber. Arnold spricht, spricht alles aus, was ihn bedrückt. Klagt und klagt an. Nicht als säße hier der, den er kürzlich noch so gehaßt, sondern einer, vor dem er lösen kann, was ihn seit Tagen umklammert hält.

Und Raskopp hört zu. Hört zu, nicht wie einer, der, zum Feinde gekommen, jeden Schritt nur tasten muß. Er hört wie ein Mensch, der ergriffen ist von dem Schmerz eines Menschen neben ihm.

Dann spricht auch er. Er hat Ella Brandt seine Hilfe anbieten wollen. Sie flüstern die beiden, eine halbe Stunde.

Als Raskopp geht, gibt einer dem andern die Hand. Raskopp ist nicht mehr im Werk; sie werden sich nicht mehr sehen. Ein Augenblick Menschsein hat sie zusammengeführt. Sie werden morgen wieder Feind sein, weil ihre Organisationen Feinde sind. Sie werden so lange Feinde sein, als ihre Organisationen Feinde sind.

Raskopp wohnt nicht zu Hause. Seit der Verhaftung Helmut's, seit dem Abend der schweren Unruhen — hat er nicht mehr wagen können, in seine Wohnung zurückzukehren. Bei zahlreichen Funktionären hat die politische Polizei schon am nächsten Tage Haussuchungen vor-

genommen; nach Waffen gefahndet, nach verbotenen Schriften. Als sie in Raskopps Wohnung kamen — früh um sechs, bei völliger Dunkelheit —, wäre Auguste Raskopp beinahe in Ohnmacht gefallen. Beinahe! — Um wirklich in Ohnmacht zu fallen, dazu ist sie zu robust. Die Knie aber haben gebebt, daß sie aneinanderschlügen. Im ersten Augenblick nämlich hat sie ein Gefühl gehabt, als ständen dort Leute, die ihr den Tod des Bruders und Helmut's mitteilen wollten. Dann wieder hat sie an Zuchthaus und Hinrichtung denken müssen. Gedanken an solche Dinge aber bringen sie ganz aus der Bahn. Doch hat es nicht lange gedauert, dann war sie „auf der Höhe“, hat das getan, was ihre Natur ihr vorschreibt. Zunächst einmal hat sie die Sprache wiedergefunden, und als die beiden Kriminal an die Tür des Schlafzimmers traten, da hat der Springbrunnen zu sprudeln begonnen: „Was wollen Sie da? Da haben Sie nichts zu suchen. Da schlafen die Kinder. Ach! ist das eine Welt! Ich hab' es immer gesagt, Berlin ist das reine Babel. Kennen Sie meinen Bruder überhaupt? Das muß 'ne reine Verleumdung sein. Der tut nichts Böses. Der tut keiner Fliege was zuleide. Der ist besser als alle zusammen. Warum greifen Sie nicht die Strolche auf, die die Menschen auf der Straße anfallen? Sollten lieber auf die kleinen Kinder aufpassen, daß die nich überfahren werden. Ach Gott, ach Gott, was ist das bloß alles! Wäre ich nicht nach Berlin gekommen! So was muß ich erleben! . . . Na! Was hab' ich gesagt?“ . . . Die Männer haben nichts gefunden . . . „Nu stoßen Sie nich noch die Vase um! Ick hew keen Jild, ne nije to köpen, und Sei köpen mi jewiß doch keine . . .“

Die Männer haben nicht viel gesprochen und sind gegangen. Es ist nicht die erste Wohnung, die sie verlassen finden. Aber kaum hat sich die Tür hinter ihnen geschlossen, da ist es mit Gustes Kraft auch wieder vorbei. Sie geht an das Bett der Kinder. Frieda und Gretchen liegen zusammen. Jetzt sitzen die beiden aufrecht und starren erschrocken die Tante an. Die setzt sich auf den Stuhl am Bett, schlägt beide Hände in den Schoß, dann beginnt sie heftig zu weinen. Aber als die Kinder vor Angst jetzt auch anfangen zu weinen, da wischt sie schnell mit der Schürze die Tränen:

„Warum heult ihr? Ihr habt nichts zu heulen. Euch geht's recht gut. Ich bin ja da. Oder denkt ihr, ich mach's wie euer Vater — lauf einfach weg? Na warte, der soll nach Hause kommen, der kriegt aber was zu hören! Und das sag' ich euch, wenn eine von euch mal in 'ne Partei geht, dann sind wir fertig miteinander. Nicht ein Pritzelchen kriegt ihr

von mir. Ich enterb' euch einfach, dann werd't ihr schon sehen, wo ihr bleibt. Ach, du lieber Gott! Wo mögen die beiden bloß sein. Denen kratz' ich die Augen aus dem Kopf, wenn sie kommen. Und ihr steht mir bei, nicht wahr? Sonst kratz' ich euch auch die Augen aus. Ach Gott, du süßes Pummelchen du! Steh doch mal auf, Friedchen — es tut mir so leid —, aber geh doch mal runter und horch da unten, vielleicht hat der Portier was gehört. Sieh mal zu — wir müssen doch endlich wissen, was los ist . . .“

Auguste hat bis zum Spätabend des nächsten Tages warten müssen. Dann hat es geklopft. Die Haustür unten war längst geschlossen. Es hat so geklopft, wie Albert Raskopp klopft. Das Herz hat direkt gestockt. Am Stuhl hat sie sich halten müssen. Dann hat sie die Tür geöffnet. Mit ausgebreiteten Armen, einen Schrei auf den Lippen stand sie da. Stand da — vor einem fremden Mann. Eleganter Anzug, schwarze Brille, Schnurrbärtchen wie Menjou im Kino, und kahlgeschorener Kopf. Der Mann hat sie schnell in die Küche gedrängt, die Tür hinter sich geschlossen.

„Ist Albert da?“

Im ersten Moment denkt Guste, ein Mörder ist eingedrungen. Schon will sie schreien — da nimmt der Fremde die Brille ab. Auch die Stimme kommt ihr bekannt vor. Dann weiß sie Bescheid. Es ist Jaffke, Willi Jaffke, der sie kürzlich so geärgert hat. Wie hat der sich bloß verändert! Sie hätte ihn wirklich nicht wiedererkannt. Aber warte — der soll von ihr was zu hören kriegen . . . So setzt sie auch an. Es hilft aber nichts. In Jaffke hat sie den Meister gefunden. Der kümmert sich gar nicht um sie. „Halt Schnauze!“ schreit er sie einmal an, dann geht er an den Ofen; steigt dort auf einen Stuhl; löst hinter dem Ofen die Tapete, holt dort eine Reihe Blätter heraus, sagt: „Det hat jeklappt“, und dann zu Auguste, die entsetzt ist, denn von diesem Versteck hat sie nicht das geringste gewußt: „So Guste, nu kannste schimpfen, soviel du willst. Ick hör nüscht. Aber wenn du nich artig bist, denn saj ick auch nich, wo Albert und Helmut sind. Und schrei nich so laut, ick jeh jleich wieder . . .“

Was bleibt Auguste übrig? Jetzt hat sie doch endlich Gewißheit. Jetzt ist ihr tausendmal leichter. Die Hauptsache ist, sie sind am Leben. Alles andere wird sich schon finden.

Aber noch eine Woche vergeht, ehe die Geschwister sich wiedersehen. In der Zeitung hat inzwischen gestanden, daß Helmut Raskopp vom Schnellgericht zu drei Wochen Gefängnis verurteilt wurde.

Jetzt sitzen Albert und Guste in der Küche. Sie haben schon längere Zeit gesprochen; hin und her überlegt, was getan werden kann.

Albert Raskopp ist schwer bedrückt. Politisch ist nicht geglückt, was seine Partei gewollt. Die RGO. ist da, gewiß, kann ihre Arbeit mit vielen tausend Mitgliedern beginnen. Aber es sind doch weniger als erhofft, und der Aufruf der RGO., den Streik noch weiter zu führen — koste es, was es wolle —, hat so geringe Beachtung gefunden, daß die Funktionäre sofort erkannten: Das Gros wird uns nicht folgen.

Er selber hat die Arbeit verloren; geringste Aussicht, nach dem, was geschehen, neue zu finden. Was jetzt? Was jetzt?! Die Hilfe der Partei? Das will Albert Raskopp nicht. Die hat es schwer genug, und übrigens: tausend andere sind da, die tausendmal eher der Hilfe bedürfen. Was jetzt?

Auch die Sicherheit fehlt, zu Hause zu leben. Es scheint ja, als sucht man ihn nicht direkt. Aber kann man wissen? In dieser Situation?

„Ich weiß nich mehr, was ich machen soll, Guste. Verflucht, ist das eine Welt! Aber das kann ich denen versprechen — eh ich mich aufhäng', eh schlag' ich noch was kaputt . . .“

„Albert!! Was redt'st du! Jetzt werd' ich wirklich böse. Bis jetzt hab' ich immer gedacht, du wärest ein gauder Kirl, aber jetzt muß ich doch bald denken, du bist 'n schlechter Mensch. Nein so was . . .“

„Ich bin kein guter Kerl. Ich will es auch gar nicht sein . . .“

Auguste läßt sich nicht unterbrechen:

„Du kriegst das wirklich fertig, die Kinder und mich allein zu lassen?! Dann dreh doch gleich den Gashahn auf, du! Dann nimmst du uns alle mit! 'n schlechter Mensch bist du, so was zu sagen. Aber das glaub' ich dir alles nicht. Und jetzt werde ich, ich was sagen. Das hab' ich mir längst überlegt. Und hätt' es man längst schon sollen. Ihr Männer habt immer gleich Angst. Wenn mal was nicht so kommt, wie ihr wollt, dann schmeißt ihr gleich die Flinte ins Korn. Was sollen wir Frauen denn sagen? Also hör mal zu; du brauchst gar nicht zu reden — ist alles schon abgemacht. Ich bin neulich bei meiner alten Herrschaft gewesen. Die haben sich mächtig gefreut. Die haben gedacht, ich will wiederkommen; wollten mich gar nicht wieder weglassen. Das bißchen Arbeit bei euch hier ist mir schon lange zu wenig. Da werd' ich bloß dick und dun.“

„Unsinn, Guste . . .“

„Was Unsinn! Is wahr, was ich sage . . .“

„Das machst du nich!“

„Das mach' ich doch. Du hast gar nichts zu reden, sonst meld' ich dich

bei der Polizei. Vier Stunden am Tag geh' ich zu den Leuten. Ihre Letzte hat keine Ahnung vom Kochen. Dabei hat sie sich als Köchin vermietet. Aber so sind die Mädchen von heute! Da soll man nicht wütend werden! Übrigens hab' ich noch hundert Mark auf der Kasse — damit du's weißt —, was soll ich damit? Die verfaulen bloß. Womöglich kommt noch 'ne Inflation, dann sind sie weg. Mach bloß nich solch dummes Gesicht, sonst . . .“

„Guste! . . .“

Auguste kollern die Tränen herunter. Aber reden muß sie weiter:

„Und du willst dir das Leben nehmen! Gott, sind die Männer schlecht! Das hab' ich immer gesagt. Sieh du nur zu, daß Helmut bald rauskommt, dann kann uns überhaupt nichts passieren . . .“

„Laß gut sein, Guste, wir halten durch — weil wir müssen . . .“

„Na also . . .“

In Riebes Garten stehen Ernst Brinkmann und Gustav Riebe. Riebe hat den anderen gerufen. Er ist allein; Emilie wieder in Potsdam.

Sie rauchen. Sie stehen am Zaun; da, wo im Frühjahr der Flieder blühte. Die Gärten sind kahl, man kann durch die Äste der Sträucher hindurch bis an die Bahnstrecke sehen. Ein Zug fährt drüben mit schwerem Stampfen. Ein Fernzug. Es ist die Strecke nach Kassel, Wiesbaden und Frankfurt am Main.

„Man müßte mal ganz raus. Einmal alles vergessen. Mal wieder Mensch sein können . . .“

„Das hab' ich schon lange aufgegeben. Es hilft doch nichts. Man kann eben nich.“

Das sagt Ernst Brinkmann. Er sieht dem Zuge nach, dessen Rauch im Winde zerflattert. Riebe schweigt, sieht dann von der Seite hoch.

„Willst du dich doch nicht endlich bekehren? Ich kann ja direkt nichts sagen. Schließlich bin ich ja nich allmächtig. Aber diese letzte Geschichte hat klare Bahn gemacht. Einige sind wir schon los. Verschiedene werden noch fliegen. Ich werd' schon was finden für dich. Uprecht ist auch nicht dein Feind, die andern sind ungefährlich. Gib deinem Herzen 'n Stoß. Ich versteh' das ja überhaupt nich, muß ich sagen . . .“

„Ich kann nich, Gustav. Ich kann einfach nich . . .“

„Was — — Quatsch! Du kannst nich . . . Du mußt!“

Brinkmann schüttelt den Kopf.

„Nu sag doch bloß einen einzigen wirklichen Grund . . . Darauf wart' ich schon sieben Jahre.“

„Ich kann eben nich . . . Ich — — glaub', ich krepier', Gustav, wenn ich nich mehr im Betrieb bin. Ich — ich — kann eben nich.“

„Ich kann nich', und immer wieder ‚Ich kann nich', das ist doch kein Grund, Mensch. Mach doch nich Unsinn. Du siehst doch, was los is! Wie lange wird das mit Kula noch dauern? Du hast doch schon öfter gesagt, die Pleite steht vor der Tür. Wenn das kommt — und es kommt, das kannst du glauben —, was willst du dann anfangen, bitte?“

„Ich weiß nich — — dann geh' ich stempeln.“

„Ernst! Nimm nich übel — du bist verrückt. Manchmal bist du wirklich verrückt.“

„Reden wir nicht mehr davon! Und wenn ich verrückt bin, bin ich verrückt . . . Komm! Wir gehn jetzt zu uns. Ich hab' Martha gesagt, ich bring' dich mit . . .“

Wieder sieht Riebe ihn seitlich an. Er hat recht, wenn er sagt, er kann den Freund nicht verstehen. Er hält dessen Handlungsweise wirklich für verrückt. So etwas ist überspannt. So etwas kommt nur in Büchern vor. Zugleich aber auch bewundert er ihn. Es ist irgend etwas, wovon er nicht loskommt.

„Na gut — ich komm' mit.“

Zehn Minuten später sitzen die beiden und Martha bei Brinkmanns am Tisch. Jeder hat den guten Willen, Vergangenes nicht zu berühren. Da geht die Tür auf:

„Tag, Onkel Riebe. Oder darf ich ‚Genosse' Riebe sagen?“

Fast wider Willen entfährt Gustav Riebe ein leises Stöhnen. Da ist sie — die Göre — die Erika. Und gleich wieder wird sie ausfällig. Wieder schmeißt sie die Haare nach hinten, was er nicht leiden kann. Dabei sieht sie gut aus. Er kann es nicht leugnen. Im nächsten Augenblick muß er an Herta denken. Er brummt.

„Sag, was du willst. Mit euch wird man doch nicht fertig. Ihr macht, was ihr wollt.“

„Das kannst du nicht sagen, Onkel. Wir haben es schwerer als ihr.“

„Wieso? Schwerer?“

„Ihr habt immer Arbeit gehabt, wir nicht.“

„Was hat das damit zu tun?“

„Na so: Wenn ihr keine Arbeit gehabt hättet, hättet ihr auch nicht gehorcht.“

„Nu schlägt's dreizehn!“

Alle müssen lachen. So komisch klingt es, wie Riebe das sagt.

Der Friede ist vorläufig wieder da. Riebe will sich nicht ärgern. Im Grunde fühlt er sich wohl hier am Tisch; wo keine Bedienung ist; keine Klingel, wenn man was haben will. Aber noch einmal droht Gefahr.

„Hast du gelesen von Raskopp?“

Martha fragt Riebe.

„Was? Der famose RGO.-Mann? Was ist damit? Ich hab' nichts gelesen.“

Sofort ist der Ton gereizt.

„Der nicht. Sein Sohn . . .“ Und Martha erzählt, was ist. Am Ende sagt sie:

„Erika kennt ihn. Sie hat ihn auf Fahrt getroffen. Er gefällt ihr. Es soll ein kluger Junge sein.“

„Und wo is er mit der Klugheit gelandet? Mit dem Alten wird das nicht anders werden! Das seh' ich schon heute.“

„Gefängnis für so was is keine Schande.“

Erika flammt: „Ich wollt', ich wär' auch dabei gewesen!“

„Dann frag mal deinen Vater, was der dazu sagt!“ Riebe versucht, ruhig zu bleiben, kann aber eine gewisse Schärfe des Tones schon nicht mehr vermeiden. Martha plinkt Erika zu. Erika übersieht es. Einen Augenblick ruht ihr Blick auf dem Vater, der schweigend zu Boden sieht, dann sprudelt sie heraus:

„Vater?! Wenn Vater jung wär', hätt' er dasselbe gemacht. Sonst würd' ich ihn gar nicht liebhaben. Ihr wollt alles besser wissen, dabei habt ihr euch immer wieder geirrt, und es ist so gekommen, wie wir gesagt haben . . .“

„Erika!“ Brinkmann richtet sich hoch. Die Luft ist mit Spannung geladen. Jeder fühlt es. Aber jeder der drei Älteren hat auch den Willen, es nicht zur Entladung kommen zu lassen.

„Laß das, Erika! Jetzt wollen wir Ruhe haben. Alles war schwer genug. Laß sie, Gustav — — es hilft uns nichts. Mit der Jugend kommen wir nich mehr so ganz ins reine. Die Zeit is nich danach. Die geht in vielem eigene Wege. Laß sie! Wollen wir nur unsere Pflicht tun.“

Alle schweigen eine Zeitlang. Auch Erika schweigt, dem Vater zuliebe. Überzeugt ist sie freilich nicht. Es ist soviel zu sagen; auch gerade zu diesem Streik. Sie haben lange und heftig in der Gruppe diskutiert. Eine Menge Fragen sind aufgetaucht, vor allem, wie sich die Organisationen verändern müßten. Sie tritt an das Fenster und sieht in den Garten.

Martha Brinkmann gibt sich einen Ruck.

„Erzähl uns ein bißchen von Herta, Gustav. Wir haben so wenig gehört.“

Es ist das richtige Wort. Befriedigt kann Riebe eine Stunde später das Haus verlassen. Ernst Brinkmann geht mit bis an die Straße.

„Laß dir helfen, Ernst!“

„Nicht nötig. Mir ist geholfen, wenn die Proleten wieder lebendig werden — — und einig — werden.“

Riebe streift den Jugendfreund mit einem eigenartigen Blick. Unvermittelt sagt er dann:

„Na, denn auf Wiedersehn!“

ENTSÄUERT
PAL 2020



AG N11<01908354701 GB



12.5

AN

